

**KURT MÜNZER**

# Bruder Bär

Ausgewählte Novellen  
und Feuilletons

Nachwort  
von Michael Helming

**[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)**  
BERLIN - LEIPZIG

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Der deutsch-jüdische Schriftsteller Kurt Münzer (1879-1944) wurde bis 1933 viel gelesen, ist aber mittlerweile fast vergessen. Eine Wiederveröffentlichung seines Romans '*Jude ans Kreuz!*' erschien (mit einem biobibliografischen Nachwort) im Jahr 2011 bei AUTONOMIE UND CHAOS. - Die Texte des vorliegenden Auswahlbandes wurden von Mondrian Graf v. Lüttichau ausgewählt aus den Originalausgaben. Ein Inhaltsverzeichnis ist auf Seite 229.

1.Auflage

© 2011 für diese Ausgabe

**VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS LEIPZIG - BERLIN**

© Michael Helming (Nachwort)

**ISBN 978-3-923211-93-7**

*Diese online-publikation kann für den eigengebrauch  
kostenfrei heruntergeladen werden.*

## **DAS ERLEBNIS DER FANNY BITTERLICH <sup>1</sup>**

Der Tag begann wie tausend vor ihm und sollte doch das ganze Glück und Leid, die Sehnsucht, die Erkenntnis, den Blick in die betäubende Seligkeit und den ewigen Verzicht der Fanny Bitterlich in sich beschließen.

Sie erwachte wie immer bei Tagesgrauen. Es war Mai, die Spatzen schilpten auf der Hofaltane. Sie lag ohne Gedanken, denn nach langen mühsamen Versuchen hatte sie erreicht, im Kopf ein dumpfes, bildloses Weben festhalten zu können, statt trübe oder süße, uns dann um so bitterere Vorstellungen sich jagen zu lassen. Die erste Sonne vergoldete das Licht, die Mädchen standen auf. Ihr Mann begann zu schnarchen. Dann kam Röschen, ihr Kind, bald drei Jahre alt, ganz rund, rosig, dumm, fett und schwerfällig. Es lief an das Bett des Vaters und zupfte ihn wach, der es wohligh grunzend zu sich nahm. Für die Mutter hatte Röschen nur wenig Liebe übrig.

Wenn dieses zärtlich-läppische Spiel von Vater und Tochter begann, stand Fanny auf.

Um acht Uhr frühstückte man; es gab zum Kaffee Butter, Wurst und ein weiches Ei. Die Köchin kam und entwarf den Tischzettel. Mathilde, die Bonne, holte das Kind. Heut nahm Rechtsanwalt Bitterlich besonders zärtlich Abschied von dem kleinen Mädchen, denn er fuhr in einer Stunde

---

<sup>1</sup> in: *'Der Strandläufer und andere Novellen'* (Berlin W 50, o.J.: Verlag 'Die Buchgemeinde'; S.153-161)

nach der Hauptstadt, wo er für einen Klienten eine Verhandlung persönlich wahrnehmen mußte. Fanny begleitete ihn zur Bahn, und als sie heimkehrte, war auf diese Weise von diesem Tage wenigstens eine Stunde anders als gewohnt hingebracht. Auf dem Bahnhof hatte sie minutenlang der wundersame Rausch der Ferne, der Reise, des Unbekannten, des geheimnisvollen Mitmenschen ergriffen.

Jetzt saß sie wieder am offenen Fenster der Wohnstube und hielt das neue Leihbibliothekbuch im Schoß. Sie las den ganzen Tag, sie hatte nichts anderes zu tun. Nur heut verwirrte der Duft des Tages sie. Es war Mai, die Gärten hinter den Häusern blühten. Unten auf der Straße war es bewegter denn sonst. Draußen war Roßmarkt vor der Stadt, und Wagen kamen vom Lande mit Käufern, Bauern ritten ihre blanken Pferde zum Verkauf. Der Himmel schüttete Freude auf die Erde. Nur in Fanny Bitterlich lag die Seele in trägem Schlaf, träumte nicht einmal mehr, beschied sich.

Als Fanny Hausdorf zwanzig war, verließ sie das elterliche Haus am Ring und zog als Frau Rechtsanwältin Bitterlich in die Wilhelmstraße. Darin bestanden Wechsel und Verwandlung. Alles ging weiter wie zuvor. Nur daß ein Mann gelegentlich sie angriff. Bei seiner ersten Berührung war ihr Leben gleichsam in Starrkrampf gefallen. Daraus erwachte sie auch nicht, als sie das Kind gebar. Es gab nur Ereignisse, nie Erlebnisse. Sie war nur ein Lebewesen, kein lebendiges Wesen.

Jetzt scholl Hufeklappern besonders fröhlich und vielfältig. Sie hob den Blick - und da dröhnte ihr Herz. Ein Schlag setzte aus, der nächste war wie Glockenschwung. Unten ritt auf einem glänzenden Rappen ein junger Zigeuner vorüber, ein zweites Pferd am Halfter, auch schwarz und funkelnd. Alle drei waren jung, schön, kräftig und feurig. Der Zigeuner sah hinauf. Er sah zwischen rosa blühenden Pelargonien eine blasse Frau, die ihn anstaunte. Sein Pferd stieg, aber es parierte unter seinen Schenkeln, ohne daß er den Blick von der Frau ließ. Funken stoben. Fanny verlor sich in diese schwarzen Augen wie in das Geheimnis ihres Lebens. In den Häusern erschienen Menschen an den Fenstern, die jungen Rosse wieherten, stampften. Noch einmal stieg der Rappe unter dem Jüngling. Er lächelte. Fanny empfand einen stechenden Schmerz in der Brust, der Tag schien ihr hell wie nie einer vor ihm, alle Geräusche klangen, als wäre sie nach langer Taubheit plötzlich erst hörend geworden, sie spürte die rollende Wärme

ihres Blutes. Sie schloß die Augen über dieser plötzlichen Empfindung des Lebens. Als sie sie wieder öffnete, war die Straße leer, still und verdunkelt.

Gegen Mittag stand sie in der Küche und probierte Suppe und Gemüse, als es klopfte. Draußen stand eine alte Zigeunerin, hinter ihr ein junger schöner Bursche, der lächelte. Sie wollte aus der Hand wahrsagen und er Töpfe flicken, Messer schleifen. Die Köchin jauchzte selig und bettelte bei der Herrin mit flehenden Blicken. Und Fanny nickte. Die Alte ergriff die rote Pratze der Magd, stieß bewundernde Laute und großartige Worte aus. Und Fanny sah dem Zigeuner in die rätselvollen Augen, die ein Abgrund waren an süßer Gewalt, an fremdem Rausch. Sein Lächeln erlosch langsam, und als das weiße Funkeln der Zähne hinter den feuchten, roten Lippen verschwand, war ein seltsamer Ernst, ein kindliches Staunen, eine unschuldige Anbetung auf seinem schönen Gesicht.

Fanny Bitterlich handelte ohne Wissen und Wollen. Ihre Seele trat aus ihr, brach auf, das ungenutzte Leben in ihr handelte über sie hinweg, als wäre Fanny Bitterlich nur zufällige, unbeträchtliche Form, lästige Hülle eines heißen Daseinswillens. Jetzt lächelte Fannys Seele mit ihren Lippen, in den blassen Augen ging eine dunkle Flamme auf, und die Rechtsanwältin Bitterlich gab dem jungen Zigeuner ein Zeichen, von dem sie selbst noch nicht wußte, was es verheißen, was es bedeuten, wozu es sie veranlassen sollte...

Sie aß Mittag. Alles war wie gewöhnlich. Röschen wurde ins Bett gelegt. Frau Doktor Wurzelstock kam zum Kaffee, wie abgemacht, und brachte ihre Schwägerin aus Berlin mit, die heut gekommen war. Die beiden Besucherinnen redeten viel. Fanny lächelte, warf ein Wort ein, füllte Tassen und Teller. Röschen wurde präsentiert und heulte. Dann beim Aufwasch gingen zwei Tassen kaputt, weil die Köchin den Kopf voll hatte von der Prophezeiung, sie würde bei der Pfingstmesse ihren Zukünftigen kennen lernen, einen großstädtischen Herrn. Dann kam Mathilde und erzählte von dem Zigeunerlager vor der Stadt, den grünen Wagen, den Planwagen, den schmutzigen Alten und Kindern dort, den Mädchen und Burschen. Röschen wurde schlafen gelegt, um halb acht stand das Abendessen fertig, und um neun schlang Fanny Bitterlich einen Schal um den Kopf, legte das Leihbibliotheksbuch für Mathilde zur Rückgabe zurecht, zog die Uhr auf, nahm die Schlüssel aus ihrem Täschchen, tat sie in die Büfettschublade und

verließ ihr Haus. In süßem Zwang, bewußtlos und doch tief bewußt, eine maßlose Seligkeit im Herzen, beflügelt, entrückt, um die Stirne etwas wie laues Wehen unbekannt herrlichen Windes. Sie spürte jedes ihrer Glieder mit Wonne, und das Spiel der Gelenke war wie Glück eines Akrobaten, der hemmungslos arbeitet, oder wie Rausch eines Künstlers, der ein Instrument meistert.

Sie wußte: Unten auf der Straße, im Dunkel des Torweges gegenüber, in der menschenleeren Straße stand der junge Zigeuner und erwartete sie. Er wartete seit zwei Stunden. Er verneigte sich tief vor ihr und küßte das Ende des Schals. Sie ergriff seine kleine harte Hand - Schauer durchliefen sie - und ging mit ihm davon...

Sie gingen langsam, als wäre es nicht Flucht und Entführung, durch die stille Stadt. Kein Mensch kreuzte ihren Weg, nur in den Toren standen schwatzende oder mit Burschen kosende Mägde. In den Wirtschaften, wo die Käufer und Verkäufer des Roßmarktes Gewinn oder Betrug feierten, war allein es hell und laut.

Es war Fanny, als ginge sie geschlossenen Auges, getragen. Flugumweht, und doch sah sie wie niemals vorher in ihren vierundzwanzig Jahren das Funkeln der Sterne und ihre wundersamen Figurationen, die in das Sammetblau des Himmels weich gebettet waren. Sie unterschied jeden blühenden Strauch in den unsichtbaren Gärten und verstand das Wispern des Windes in den Straßenbäumen. Ihr Herz schlug, von ihm schien alles Erdenleben auszugehen. Sie war Gestirn und Garten, Baum und Wind, aus ihr wuchs das atmende All, jeder ihrer Atemzüge war der Puls der beseelten Dinge. Keines Wortes bedurfte es. Alles von ihr sagte die Nacht aus. Der Flieder war ihre Liebe, der aufsteigende Mond ihre erfüllte Sehnsucht. Alles war gestillt im Rauschen des Flusses, den sie überschritten, und jenseits dieser Stunde - was konnte es noch geben?

Sie sprachen beide nichts, und so erreichten sie die große Stadtwiese, wo der Zigeunertrupp im Aufbruch war. Fanny fragte sich nicht, warum die dunklen Leute noch in der Nacht weiterzogen. Fuhrwerke schwankten schon auf der Landstraße zwischen den abgeblühten Apfelbäumen, Planwagen rasselten, Stimmen schollen: alles schien ihr Musik. Als Letzte der Bande ging sie neben ihrem jungen Erwählten dem Zuge nach. Sie hörte ihn auf

Rufe antworten, er sprach in hartem Deutsch zu ihr, und es antwortete aus ihr heraus; sie hielt sich an seiner Hand, sie lebte, sie liebte. Alles war versunken hinter ihr, jeder Schritt, den sie tat, begrub Raum und Zeit, eben durchmessen; es gab nur noch: vor ihr. Und neben sich, in sich Wärme des geliebten Mannes, durchdringende Süße in jedem Sinn, und in Einem wunderbare Verdichtung der eigenen Person und Schmelzen im Unendlichen.

Sie wanderten viele Stunden. Durch Wälder, schlafende Dörfer. Kirchturmuhren zählten die wonnigen Stunden schnell. Hunde heulte auf, Vieh brüllte daseinselig in Ställen.

Dann kam von der Spitze des Zuges der Hauptmann geritten und redete mit dem Jüngling. Die Frau verstand sie nicht. Sie redeten heftig, laut, schwiegen. Die Hand, die sie hielt, lockerte sich. Der fremde Geliebte sprach zu ihr, sie verstand kein Wort, doch begriff... Sie tauchte aus dem süßen Abgrund seiner Augen auf und erschauerte vor der Kälte nackten Lebens, sie nahm von seinen weißen Zähnen Abschied, von seiner braunen Brust, seinem Duft nach Kräutern und Erde. Sie wußte, daß sie verstoßen war, daß man sie aussetzte, weil man die Polizei fürchtete. Das Gesetz der Menschen erlaubte ihr nicht, ihr Göttliches auszuleben, ihr Heiliges zu erfüllen. Alles sauste, brauste, stürmte. Räder, Hufe schollen fern. Schon stand sie allein auf der Landstraße, verlassen von Mensch und Gott. Alles schloß sich zu. Die Sterne funkelten nicht mehr, kein Duft mehr, kein Wind. Schlag ihr Herz?

So wanderte sie zurück. Schon war auch der Geliebte entschwunden, nicht einmal Erinnerung war ihr beschert. Sie wußte nicht, ob sie im Traum gegangen war, schlafwandelnd, oder wirklich wach und lebend. Tiefe Stille weitum. Alles schlief wie ihr Blut. Kein Hund bellte, keine Uhr schlug, kein Vieh brüllte. Wieder war sie Fanny Bitterlich nach einem Traum vom leibhaften Leben.

Es war Tag, als sie totmüde, mit wunden Füßen die Stadt erreichte. Marktleute rasselten an ihr vorbei, auf dem Ring bereiteten Bäuerinnen ihre Stände. Sie kaufte ein weißes Huhn. Wenn der Rechtsanwalt abends kam, sollte er eine gute Suppe haben. Sie betrat ihr Haus, und es fiel ihr ein, daß

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

nachmittags Tee bei der Apothekerfrau Krummacher war. Röschen wurde gerade angezogen, und Mathilde machte große Augen, als die Frau dastand.

”Ja,” sagte Fanny Bitterlich, ”ich war schon auf dem Markt. Sehen Sie nur, das schöne Huhn für zwei Mark.”

Sie setzte sich zum Frühstück, die Köchin kam. Drüben lag das Leihbibliotheksbuch. Der Tag begann wie tausend vor ihm und zehntausend nach ihm beginnen würden. Fany wußte: nach dem Wunder dieser Nacht, dem ganz ausgeträumten Traum, würde es die ewig gleiche, nie mehr gestörte, nie mehr verwirrte Wiederkehr des immer selben sein.

## **DAS KRAWATTENFRÄULEIN <sup>2</sup>**

”Bitte, es ist das Allerneueste. Wie geschmackvoll diese beiden verwischten Pastelltöne rot und violett! Zu einem dunklen Anzug, mein Herr, das Eleganteste, was man hat.”

”Nun gut, mein Fräulein. Ich nehme diese von Ihnen so ausnehmend gepriesene Krawatte und werde alsbald einen dunklen Anzug dazu probieren. Aber ich muß Sie bitten, die Wirkung selbst begutachten zu wollen.” Er beugte sich so weit über die Glasplatte des Ladentisches, daß sie den Duft seines Schnurrbarts spürte.

”Ich werde Sie heut nach Geschäftsschluß hier an der Ecke Charlottenstraße erwarten.”

Sie lächelte ihn hold an, zog die Oberlippe links etwas höher, um den teuren Goldzahn sehen zu lassen, senkte die Augen, schob die erlesene Krawatte in einen Papiersack, reichte ihn dem Herrn, der ihn und zugleich ihre wohlmanikürten Finger ergriff, und rief zur Kasse am vorderen Ende des langen schmalen Magazins hinüber: ”Achtzig Mark, Fräulein!”

Der Herr hatte keine bestimmte Antwort erhalten. Er ging, sah sich in der Tür noch einmal um, indeß die Kassierererin ihm nachging, hinter ihm zu schließen; aber das Fräulein am Ladentisch klapperte geräuschvoll ihren Kasten zu und lächelte nicht mehr und sah überhaupt nicht hinüber.

---

<sup>2</sup> in: *'Leidenschaft'* (Berlin 1922, s. 116-130)

Der Herr ging ohne Hoffnung und innerlich fluchend. Dazu die teure Krawatte! -

Es war Mittagstunde und deshalb das Fräulein mit der Kassiererin allein. Ihre beiden Kolleginnen hatten Tischzeit.

”Haben Sie gehört?” fragte das Fräulein die üppige Kassiererin und setzte sich auf eine ausgezogene Schublade. ”So ein Frechdachs! Nee, so leicht sind wir nicht zu haben. Wenn auch der Alte beim Engagement sagte: *‘Das erste Prinzip einer Verkäuferin in einem Herrenmagazin muß sein: Entgegenkommen für jeden Preis! Die Männer kaufen nicht Krawatten und Handschuhe, sondern ein Amüsement mit der Verkäuferin.’* Also - ! Und dabei sah mich der Alte so an, als verlangte er, ich sollte, wenn’s nötig wird, in Aktposen hinterm Ladentisch stehen. Nee, wissen Sie! Lange mach ich’s nicht mehr mit. Das hier ist mir nicht fein genug. Ich geh zu Bistern Untern Linden. Hier in der Friedrichstraße verderbe ich mir ja bloß das Handgelenk!”

Die Kassiererin lutschte immer ohne Pause an imitierten Drops. ”Na, Kleene,” sagte sie mitleidig, ”glooben Sie, die Zavalierere bei Bistern werden Ihr Handgelenk jrade uffbessern?”

Sie war nämlich Westpreußin und hatte eine Leidenschaft für den Berliner Dialekt. Sie hielt es für äußerst schick, Urberlinerin zu sein, und versuchte erfolglos verschiedene Mittel gegen ihre wienerische mollerte Fülle. Aber die ewigen Drops hoben alle Resultate wieder auf.

”Meine Mutter,” sprach das Fräulein auf der Schublade, ”meine Mutter sagt immer: *‘Meechen,‘* sagt sie, *‘Meechen, strebe immer nach Höherem. Schmeiß dir nicht an den ersten besten weg.’* Und wissen Sie, Fräulein, meine Mutter ist eine kluge Frau. Sie war Kammerjungfer in vier adligen Häusern und hatte drei Kinder, ehe sie meinen Vater heiratete. Zum Glück waren sie alle tot und hatten jedes seine Abfindungssumme gehabt. Sonst wär ich heut noch ohne Vatern. Ja, meine Mutter, das ist ‘ne Frau. Und ich bewahr mir auch.”

”Ja, ja”, sagte die Kassiererin gedankenvoll und schien dem längst verloren gegangenen Schatz ihrer Jugend und Tugend nachzusinnen. Gott weiß, wohin sie sich verlor!

”Überhaupt,” schloß das Fräulein und stand auf, denn ein Schatten verdunkelte die Eingangstür, ”überhaupt mach ich mir nicht für’n Sechser was dadraus! Meine Freundin Euschenie sagt’s auch. Und die muß es wissen, denn - ”

Sie konnte leider nichts weiter von den Erfahrungen des Fräuleins Euschenie verraten, denn ein Herr in den besten Jahren kam herein, warf seine Handschuhe nachlässig auf den Tisch und sagte: ”Bitte, Nummer siebeneinhalb!”

”Gern,” sprach das Fräulein, ”ein Paar Hundefeder. Wir haben gerade ein neues Sortiment schönster Farben und bester Ausführung bekommen. Neunzig bis hundertzehn Mark. Bitte, mausgrau, mode, braun - ”

”Einen schwarzen Selbstbinder”, sagte ein neuer Kunde, ein Jüngling in Trauer.

”Im Moment, mein Herr. Breit, schmal? Wie? Recht gern. Bitte, so etwas, in Seide, glänzend, stumpf. - Ja, dieses Grau ist äußerst fein. Etwas heikel, ja, aber neueste Mode - ”

”Bitte, Fräulein, Fahrhandschuhe, innen mit Rillen, haben Sie?”

Die Kunden folgten einander auf dem Fuß. Das arme Fräulein, ganz allein, nicht unterstützt von der lutschenden Kassierererin, zog Schubladen auf und zu, holte Kasten, kletterte auf den Tritt, reckte sich, streckte die Arme, lächelte hinab, hinauf, parlierte, flüsterte, schüttelte eindringlich ihre reizende Frisur, ließ ihre Nägel funkeln, streifte Handschuhe über heiße und kalte Männerhände, die manchmal unter ihren Fingern zuckten, schlang geschickt in der Luft eine Krawatte, pries Farben und Schnitt, maß Handbreiten, streute Talkum, band eine Schleife, blies einen Papiersack auf, rief Zahlen nach der Kasse hinüber, versenkte ihre braunen Augen in ein Paar andere, fand Wohlgefallen an einem Schnurrbart, einer gepflegten Hand, Mißfallen an einem zweifelhaft geschnittenen Nagel, einer schlecht gebundenen Krawatte.

Und wieder kam eine kleine Pause, und sie setzte sich auf die Schublade mit gestrickten schwarzen Handschuhen.

”Nein, ich sag’s dem Alten, das muß anders werden. Ich bleib nicht allein hier. Man kann sich ja keinem einzelnen Käufer widmen. Mein erster Chef, wo ich lernte, der Herr Schapski, sagte immer: *‘Kind, Mädchen, jeder Kunde ist eine Individualität, jeder muß individual behandelt werden. Der will zuredet sein, der muß schweigend bedient werden, dieser unterwürfig, jener mit kühler Reserve. Erst schau dir die Leute ordentlich an, wenn sie ihre Wünsche äußern. Und sofort mußt du ihre Schwächen heraus haben, bei denen man sie packen kann, ihre Eitelkeit, eben ihre Individualität! Nur ein guter Menschenkenner ist ein guter Verkäufer.’* So sagte Herr Schapski. Und ich habe mich dementsprechend ausgebildet. Aber hier, wo so ein Dutzend auf einmal anrückt, was fange ich da mit meiner Menschenkenntnis an, wo habe ich da Zeit zur individualen Verhandlung? Kaum einen Blick kann ich auf jeden werfen! Nein, hier bin ich am längsten geblieben! Hier geht mir mein Ton, meine Menschenkenntnis, meine eigene Individualität, alles geht mir hier flöten!”

In dieser immer mehr oder weniger gebildeten Sprache pflegte und liebte das Fräulein stundenlang zu schwelgen. Jede Pause im Geschäftsgang wurde dazu benutzt. Und sehr erhobenen Hauptes und Mutes verließ sie dann um sieben Uhr das Geschäft, in ihrem netten schwarzen Kleid, das die Mutter als ehemalige Kammerjungfer verfertigt hatte, auf dem braunen Haar das englische Strohhütchen. Nein, es war durchaus nicht verwunderlich, daß viele ihrer Käufer um diese Abendstunde ihr auflauerten, daß fremde Herren ihr nachstiegen. Nun, zu ihrer Ehre sei’s gesagt: prüde war sie nicht! Sie scherzte ganz gern, ließ sich auch in ein Kaffee, in eine Likörstube, auch zu einem Weinsouper einladen, wenn es sich so traf. Aber die Kabinetts partikuliers betrat sie nicht. Und wenn sie auch gegen kleine erotische Plänkeleien nichts hatte, das schwere Geschütz ließ sie dennoch nicht auffahren und floh bei der ersten ernsthaften Attacke, noch bevor es zum Gefecht kam. Denn sie bewahrte sich, gehorsam dem weisen Ratschlag der Mutter, für ein besonderes Glück und verplemperte sich nicht.

Ja, sie war sogar eifrig dahinter her, dieses Glück zu erzwingen. Denn eines Tages setzte sie sich hin und schrieb eine Offerte an das geliebte Magazin Unter den Linden. Und da sie mit ihrer sauberen Schulhand und unter Dudens Hilfe fehlerlos geschrieben hatte, wurde sie zur Vorstellung bestellt. Sie trat auf in einem schneeweißen Leinwandkleidchen mit schwarzem Strohhut und weißen Rosen darauf. Sie sah jung, hübsch, rein und beinahe

nach guter Kinderstube aus. Und sie wurde engagiert mit nicht weniger als siebenhundert Mark monatlich, nachdem sie bisher als Höchstgehalt fünfhundert im Monat bezogen hatte.

Und hier, Unter den Linden, erfüllte sich in mehr oder minder zusagender Weise ihr Geschick. Denn noch stand sie nicht vierzehn Tage hinter den schönen Tischen mit den kostbaren Dingen unter den Glasplatten und war noch nicht dazu gekommen, eine ihrer neuen Kolleginnen, die im übrigen recht reserviert zu ihr waren, zu erkiesen und ihr ihren schönen Lebensplan mitzuteilen, da also, nach nicht einmal vierzehn Tagen, trat ein nicht mehr ganz junger, aber doch noch recht vielverheißender Baron ins Magazin, wurde von dem Fräulein vorzüglich bedient und erwartete sie noch am selben Abend zehn Schritt von ihrer Ladentür. - Sie liebte ihn. Das heißt, nicht ihn, sondern die Klasse, das Höhere, das Ideal, das er verkörperte.

Aber, ach, die Unglückliche, sie hatte zu früh und zu unbedacht gewählt: denn acht Tage später, sie trug gerade das erste Geschenk ihres Barons, einen schwarzseidenen Jupon mit Glyzinien bestickt, da kam das ganz vollendete Ideal: ein wirklicher Leutnant. Er war kein Baron, aber so schön, so schmal, so umspannt von seiner Uniform mit dem EK I., einfach so unwiderstehlich, daß das Fräulein es als Versündigung an ihrem Schicksal angesehen hätte, dieser Verkörperung ihrer kühnsten Träume ihre Liebe zu versagen. Ja, der Leutnant war es ohne Zweifel, dem sie die letzte feine Nuance ihres Tons, den letzten Schliff ihrer gesellschaftlichen Gewandtheit verdanken würde. Sie ging zum Stelldichein. - Doch inzwischen hatte sie den nicht mehr so jungen, aber wie sich herausgestellt hatte, dafür um so feurigeren Baron so reizend und liebenswert gefunden, daß sie nicht vermochte, ihm den Abschied zu geben. So entschloß sie sich denn, nach zwei Seiten hin ihre Talente zu entfalten. Und in der Tat, sie war ein Genie der Liebe. Denn obschon es doch ihr erster Fall war und noch dazu ein Doppelfall, bewies sie eine fabelhafte Routine in diesem zwiefachen Spiel und eine Hingabe und Aufnahmefähigkeit, die mancher geprüften und diplomierten Liebeskünstlerin zur Ehre gereiht hätte. Aber gerade Genies sind gelegentlichen Unbesonnenheiten unterworfen und übernehmen sich im Weltgefühl ihrer Kraft. So auch das Fräulein. Im ersten Übermut hatte sie eines nicht bedacht, und nun sollte es sich bitter rächen!

Drei Monate waren hingegangen, und die gute Mutter hörte eigentlich schon auf, sich zu wundern. Denn sie hatte sich über ungezählte Dinge zu wundern. Da war erstens, daß die Tochter selten vor ein, zwei Uhr nachts, aber nie vor Mitternacht nach Haus kam. Oft schlief die Mutter schon, aber manchmal stand sie noch mit heißem Kopf und fast unbekleidet am Bügelbrett und plättete ihre Wäsche. Sie verstand das ausnehmend, denn man ist nicht ohne Nutzen Kammerjungfer in vier adligen Häusern gewesen, und hatte ihre festen, gut zahlenden Kunden. Zweitens war da das Überhandnehmen feiner Wäsche und kostbarer Garderobestücke beim Fräulein. Aber diese sagte frech: "Jott, Mutta -", denn zu Hause am Bügelbrett ließ sie sich ganz gerne mal gehen - "Jott, Mutta, du weißt doch, wir Verkäuferinnen haben ja fuffzig Prozent von unsern Artikeln. Da komme ich doch billig zu. Und nu, wo ich siebenhundert Mark Jehalt habe!"

"Ja, Meechen," sagte die Mutter - aber ihr Glaube war nicht ganz von Zweifeln frei - "des is ja klotzig viel Jeld. Ich wunder mir bloß, daß bei soner Lage der Dinge nicht auch Kommerzienratstöchter sich hintern Ladentisch stellen und'n freundlichen Jesichte machen. So leicht zu verdienen! Je, Meechen, zu meine Zeit war's anders!"

Auch an diesem verhängnisvollen Abend war's anders. Es war schon lange nach Mitternacht und das Fräulein nicht zuhause. Die Mutter bügelte noch an ihren Spitzenblusen, denn morgen zum Sonntag sollte alles fertig zum Abliefern sein. Sie dachte, daß die Tochter wieder eine Landpartie unternommen haben mußte. Denn es kam zuweilen vor, daß das Fräulein statt Samstag abend erst am Montag zu ihrer Tischzeit nach Hause kam. Und dann hieß es, sie wäre mit ihren neuen Kolleginnen fort gewesen. Und daß sie etwas blaß und matt aussähe, ach, das käme einfach von ihren langen Wanderungen in Buckow oder Eberswalde oder Finkenmühle. Und die Euschenie sei ja auch mit gewesen...

Aber in dieser Samstagnacht kam das Fräulein doch nach Haus. Es war zwei Uhr, und sie schien ein wenig zu erschrecken, als sie die Mutter noch auf fand.

"Na, Meechen," rief die gute Frau und band sich den Unterrock, ihr einziges Kleidungsstück, fester, "komm man rin und jraul dir nich. Ich bin's!"

Das Fräulein kam langsam herein. Sie wandelte blaß und matt im Schatten eines kolossalen Federhutes.

”Haste Worte!” rief die Mutter, stellte schnell ihr Bügeleisen hin und schlug die Hände zusammen. ”Haste Worte! Was haste denn da für ‘ne Straußenfarm auf’m Kopp?”

”Bitte”, sagte das Fräulein beleidigt, ”ein entzückendes Modell!”

”Was kostet denn das Modell?”

”Neunzig Mark”, sagte das Fräulein so frech, daß die Mutter nicht bald antworten konnte.

”Meechen,” sagte sie endlich, ”hättste fünfhundert jesagt, wär’s auch noch jelogen. Von was haste dir denn den Neunhundert-Mark-Hut jekauft? Meechen, Meechen, nich umsonst war ich in vier adlichste Häuser. Bei die Aristokratischen lernt man aus. Ich kenn sone Sachen.”

”Jott, Mutta”, sagte das Fräulein und legte die Straußenfarm auf den Tisch, der darunter verschwand. ”Wo wir so ville Prozente im Jeschäft haben.”

”Meechen,” sagte die Mutter, ”wir woll’n endlich mal deutsch reden! Ick jloobe, die Stunde is da. Wo warste heut bis morjen früh, wo warste jestern bis heut früh, wo warste seit zwei Monaten fast jede Nacht?”

”Du, Mutta,” sagte das Fräulein entrüstet, ”wie oft soll ich’s denn wiederholen: ich bin mit meine neuen Kollejinnen zusammen oder mit der Euschenie!”

”Na, wenn die andern auch nich besser sind als deine Freindin Euschenie, die überhaupt unter Sitte sein soll! Und was macht ihr denn nur so zusammen? Liest ihr euch was vor, die Praktische Berlinerin oder sone Kriminalromane? Oder unterhaltet ihr euch jebildet - ?”

”Nun, dies und das.”

”Und immer man so ohne Männlichkeiten?”

”Ja.” Unerfahrenes Fräulein, das war viel zu kurz geantwortet. Die Mutter richtete sich über ihrem Bügelbrett auf. ”Meechen,” rief sie, ”Meechen, wenn du dir verplemperst! Dein Jlück, daß dein Vater nicht lebt! Wenn er’s so hörte, daß du dir verplemperst, Meechen, er nähme ‘s jühende Bügeleisen und schmiss‘ es dir ins Jesichte!”

Das Fräulein schrie durchdringend auf, als sähe sie das glühende Eisen durch die Luft auf sich zufliegen. ”Jott, Mutta,” sagte sie empört, ”mir so zu erschrecken!”

”Was?” rief die Mutter. ”Ich soll dir nich erschrecken dürfen? Biste in die Wochen, daß es dir schaden soll?”

Und sie machte zwei so echte Tragödinnenschritte auf das überraschte Fräulein zu, daß diese vor der lähmenden Majestät dieses Ganges - und dabei trug die Mutter nichts als ihre rotkattunenen Unterrock - zum andern Mal aufschrie, nicht achtend ihres reizenden blauen Foulardkleides auf die Kniee sank, die Hände rang und rief: ”Mutter, er liebt mir!”

”Er liebt dir noch oder er hat jeliibt!?” - ”Noch!”

Die Mutter atmete auf. Sie setzte sich und begann das Verhör. ”Was is er? Wo is er? Wie alt is er? Wie heißt er? Was hat er - ”

”Baron”, hauchte das Fräulein. Ein stiller Glanz zog über das Gesicht der Mutter. ”Meechen”, sagte sie zärtlich - aber ach, das Fräulein war ja noch lang nicht fertig. ”Der andere - ”, flüsterte sie. Die Mutter entgeisterte langsam. ”- ein Leutnant!” rief das Fräulein schnell. Da sank die Mutter vollends hin. ”Leutnant!” hauchte sie. ”Denn is es zu spät.” Sie ermannte sich. ”Meechen,” rief sie, ”haste was oder nich? Raus mit der Bescherung!”

Das Fräulein nickte. ”Du hast was?” schrie die Mutter. Das Fräulein nickte. ”Von dem Leutnant?” Sie nickte. ”Oder vom Baron?” Sie nickte.

”Meechen!” schrie die Mutter. Das Fräulein nickte und nickte, sie nickte ohne Aufhören, sie nickte, bis sie bitterlich zu schluchzen begann.

”Aber wer is der Vater vons Janze?” rief die Mutter weiter. Das Fräulein senkte den Kopf. ”Der Baron?” Sie schüttelte. ”Der Leutnant?” Sie schüttelte. ”Meechen!” kreischte die Mutter. ”Is denn noch ein dritter da?”

Das Fräulein sprang auf. "Pfui, Mutta! Nein sowas! Beleid'jen laß ich mir nich!"

"Der Vater!" jammerte die Mutter. "Wer is denn der Vater vons Janze?!"

"Ich weiß nich", sagte das tief gekränkte Fräulein. "Beide einfach!"

"Einfach?" rief die erfahrene Mutter. "Nichts is einfach. Eine verfluchte Jeschichte is et! Weißte," setzte sie leiser hinzu, "ich hole gleich morgen dir die alte Klassen rüber. Die versteht's. Lange wirste ja noch nich - "

Aber schon bei diesen andeutenden Worten krümmte sich das Fräulein wie in Schmerzen. "Niemals, Mutta," wimmerte sie, "niemals! Da kann man dran sterben!"

"Schön, " sagte die Mutter, "denn trag's aus und bad's aus und bring es selbst ins Reine! Hätt ich nich das jute Herz, wahrhaftigen Jott, wie ich hier stehe, so wahr ich Minna Schulzen, jeborne Klebemühl bin und drei Kinder vor der Hochzeit hatte un jedes von'm andern, wenn ich nich mein jutes Herz hätte, ich tät dir verstoßen!"

"Bitte", sagte das verstockte Fräulein, wenn auch sehr leise, daß es die Mutter nicht hörte. Aber sie mußte um ihrer selbst willen so herausfordernd sein. Sie wollte sich eben ihren Mut beweisen. Und sie bewies ihn in der Tat.

Denn sie erreichte es, daß der Baron dreitausend und der Leutnant, der wohl doch nicht ganz ihrem Ideal entsprach, fünfhundert Mark zahlte. Aber er hatte es wirklich knapp, und sie nahm die fünfhundert Mark nur mit Tränen. Und das war auf beiden Seiten, die natürlich schließlich von einander erfahren hatten, der Abschied. Drei Monate vor der Katastrophe trat das Fräulein aus ihrer Stellung, ehe man etwas gemerkt hatte, und so ging denn diese allernatürlichste Affäre ihren natürlichen Lauf. Bis zu dem Tage und der Stunde, wo das Fräulein leicht, mit wenig Schmerzen und nur unter Assistenz ihrer Mutter von einem Mädchen entbunden wurde. Es war reizend. Es hatte blaue Augen und schwarze Haare, und die junge Mutter sah es eindringlich an, um dem Kinde irgendwie die Vaterschaft abzulesen. Aber schließlich sagte sie befriedigt: "Es hat von jedem das Schönste. Vom Fritz das Haar, vom Lothar die Augen."

Und sie lehnte sich zurück und schlief gut und fest wie nach einer schönen Tat.

Aber die Großmutter saß da, das Sparkassenbuch über dreitausendfünfhundert Mark im Schoß und sah von ihm auf das Kind, das in einem Korb schlief. Das Buch wog ihr noch immer zu leicht.

”Weißte,” sagte sie zu der Tochter, sobald diese erwachte, ”weißte, es ist ganz gesund. Aber wenn wir’s der alten Klassen in Pflege geben, hat’s nach acht Tagen Durchfall und wird am zehnten begraben.”

Doch da schrie das Fräulein gellend auf und griff nach dem Korb: ”Nie geb ich’s her! Nein, Mutta! Es ist meins, und ich will’s behalten!”

Die Mutter versteinerte. ”Aber wer wird dir denn nehmen mit so’n Balg? Glaubste, die paar Kröten - ”

”Keiner braucht mich nehmen. Ich will keinen mehr. Ich will das Kind, mein Kind - ”

”Nu, sei man still”, sagte die gute Mutter. ”Du hast’s ja! Woll’n mal’n bißchen Fencheltee kochen.” Und sie erhob sich und trat das Amt der Großmutter an.

Sie übte es noch acht Jahre lang aus. Dann starb sie nach zwei Stunden Krankheit. Das Fräulein war wieder in Stellung gegangen, hatte wieder Krawatten, Handschuhe, Kragen, Hemden verkauft, hatte acht Jahre lang gelächelt, hinter verschiedenen Ladentischen gestanden und Kunden bedient. Sie hatte noch hier und da eine kleine Liebelei gehabt, aber sie war immer besonnen und vorsichtig gewesen, und ihre Tochter bekam keine Geschwister. Und eines Tages machte sie sich, ebenso wie ihre Freundin Euschenie, überhaupt nichts mehr daraus. Der Mann machte ihr keinen Spaß mehr, und ihr Glück war nur noch, zu Haus zu sitzen und ihre Tochter zu erziehen.

Nun, nach dem Tode der Mutter, entschloß sie sich schnell. Sie konnte ihr kleines Mädchen nicht tagsüber allein lassen, während sie ins Geschäft ging. So vertauschte sie denn das Krawattenverkaufen mit Krawattennähen. Sie erlernte es schnell, verschaffte sich feste Kundschaft und ernährte sich mit

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

ihrem Mädchen dürftig, aber ausreichend. Heiraten mochte sie nicht, obschon erst ein Schlosser, dann ein Tapezierer, ein Monteur und zuletzt ein Bäcker sie dringlich beehrten. Aber sie machte sich eben nichts daraus. Wozu dann also?

Statt dessen saß sie über ihren Seidenflicken, schlang Knoten, nähte, lächelte und baute an der Zukunft. Nicht mehr an der eigenen, sondern an der des kleinen Mädchens, das schon ein stattliches Sparkassenbuch hatte. Sie träumte, es zu einem Prinzessinnenschicksal heranwachsen zu sehen. Und ahnte nicht, daß sie es schließlich doch nur dazu erzog, damit sich ihr eigenes Geschick, mit einer kleinen Nuance vielleicht, zum andern Mal wiederholte...

## DIE SCHLAFENDE LIEBE <sup>5</sup>

**O**bschon die Stadt nicht klein war und Mathilde Leiser eine Stunde weit von ihr gelebt hatte, erregte der Selbstmord des Fräuleins dennoch - wenn nicht Teilnahme, so doch das größtes Aufsehen. Am selben Vormittag, ehe noch die Zeitungen die Notiz brachten, hatte es sich herumgesprochen. Die zurückgezogene Lebensweise des Fräuleins und ihre kühle, abweisende Art hatten ihr zwar keinen ausgedehnten Bekanntenkreis geschaffen, aber ihre Persönlichkeits und ihre Werke hatten, wie sich nun herausstellte, doch recht weit gewirkt.

Vielleicht - hätte sie diese Erregung noch miterleben können - wäre es ihr ein kleiner Triumph gewesen; sie hatte nie an einen unbekanntes Kreis von Freunden, auch nur Kennern geglaubt. Nun war sie tot, zu früh und plötzlich, und hatte nichts weiter hinterlassen als eine völlig abgeschlossene Arbeit. Kein Wort, kein Brief, kein letztes Gespräch vermochten das Rätsel dieses Sterbens zu lösen. Ihre starke Geistigkeit schloß eine plötzliche Verstörtheit, ein Aussetzen des Gehirns aus.

Aber jeder Selbstmord hat neben dem Toten noch einen Mörder. Man ist vielleicht nicht gewöhnt, seine Ursache - in gewissem Sinne seinen Täter, wenn auch einen indirekten - in einem Menschen zu suchen. Und doch hat meist jemand dem Verzweifelnden die Waffe in die Hand gedrückt, wenn schon oft unbewußt. Und in dem traurigen Falle des Fräulein Mathilde

---

<sup>5</sup> in: *'Labyrinth des Lebens'* (Stuttgart 1922, s. 105-160)

Leiser war ein Mörder da. Zwar ahnte er nicht die Tat, die er da treuherzig veranlaßt hatte, aber nichtsdestoweniger hatte er das Mädchen getötet. Es war der Bibliothekar Doktor Alwin Müller.

Die Ursachen jedes Geschehens ließen sich bis in die Unendlichkeit zurückleiten. Über die Geburt der einzelnen hinaus reicht die Notwendigkeit ihres Geschickes, und manche Wendung ihres Lebens, grotesk oder tragisch, hat ihren unausweislichen Ursprung in fernen Ahnen, in deren Unterlassungssünden oder Tatendrang. Aber der organische Aufbau ihres Schicksals sei nicht weiter zurückverfolgt als bis zu jenem Herbst, wo Doktor Müller als Reserveleutnant an einem Manöver teilnahm. Da wurde er eines Tages zu einem zweitägigen Patrouillenritt ausgeschickt, und da es lind und weich über das Feld wehte, ließ er den Mantel und sonstigen Schutz zurück, um schneller und behender bleiben zu können. Aber es kam Wind, Regen, Sturm.

Nach zwei Nächten im Freien völlig durchnäßt, frierend, kehrte der Doktor krank zurück. Der erste Arzt konstatierte eine belanglose Influenza, die sich aber nicht hob und nach Wochen die Zuziehung eines zweiten Arztes nötig machte. Jedoch erst der dritte horchte mit geübtem Ohr, schüttelte über den Befund den gelehrten Kopf und schickte den Patienten unverweilt nach einem Höhenkurort. Dort blieb Alwin Müller mehrere Wintermonate, bis man ihn als fast völlig geheilt entlassen konnte. Aber ehe er in die Stadt und den Beruf zurückkehrte, sollte er an einem milden Seeufer den Übergang in die Ebene sich erleichtern. Also bestellte er sich in einem Dorf eines klimatisch ausgezeichneten Schweizer Sees ein Zimmer in dem großen Hotel und reiste dahin ab.

Die Vorausbestellung wäre nicht nötig gewesen. Denn es war März, zwar ein sonniger, berauschend wärmender, aber das Land von Fremden noch leer. Jenes Dorf blickte nach Süden, wo sich der strahlende Himmel über der silbernen Glorie des Gebirges, einem wunderbaren Schwung ewiger Schneegipfel, wölbte. Schon blühten am Fuß der nackten Bäume Veilchen und Primeln und weißer Krokus.

Doktor Müller betrat die Halle. Darin saß in der stillen Stunde nach dem Mittagessen eine einzelne Dame, und sie sah den Fremden an. Sie sah ihn seltsam offen und freimütig an, kühl und gleichgültig - aber es war doch die

Gleichgültigkeit eines erfahrungsreichen Forschers, dem nichts bedeutungslos ist. Doktor Müller erschrak fast davor und fand im selben Augenblick die Dame scheußlich. Sie war ganz unansehnlich gekleidet, ohne Koketterie, und doch mit Sorgfalt. Aber da gab es auch keinen Reiz, nein, keinen, der zu heben gewesen wäre. Sie sah den Herrn so durchdringend an, daß er ganz willenlos grüßte. Sie dankte und sah ihm nach. Sie schlug durchaus nicht die Augen nieder, sondern aufrecht und gerade, die Zeitung im Schoß, verfolgte sie den befangen gewordenen Schritt des Herrn.

Doktor Müller, auf seinem Zimmer, fühlte sich geradezu unbehaglich. Er urteilte, daß diese Art Mannweib ihm den Aufenthalt einfach verleiden könnte. Er hatte nicht einmal gewagt, die Dame richtig anzusehen. Er vermochte nicht, sich ihre Züge zu rekonstruieren. Aber er hatte die unbestimmte Erinnerung an etwas Unschönes, Hartes und Kaltes.

Beim Nachtessen sahen sich die fünf Gäste des Hotels. Jeder für sich gekommen, saßen sie an fünf Einzeltischen in einer Ecke des großen, fröstelnden Speisesaals. Es wurde kein Wort gesprochen, man begrüßte sich stumm. Nur die beiden servierenden Mädchen klapperten ein wenig mit Schuhen und Geschirr, und die Prozedur der Mahlzeit vollzog sich wie eine sakrale Angelegenheit in steif hieratischem Ritus.

Nachdem das Dessert wie ein freundliches Orgelnachspiel verklungen war, erhob man sich, verneigte sich leicht ins Unbestimmte und wandelte an den beiden Aufwärterinnen und dem dienernden Wirt vorbei, hinaus. Doktor Müller war der Vorletzte, ihm folgte die Dame aus der Halle. Doktor Müller war von den Fünfen der einzige Mann, aber bei aller Geniertheit und Unbehaglichkeit mußte er doch lachen. Denn er hatte trotz seines fast finsternen Aussehens und seiner strengen Art Sinn für Humor, und nun lächerte ihn diese Situation. Da hörte er hinter sich gleichfalls ein unterdrücktes Lachen, wendete sich um, und da er das vergnügte Gesicht der Dame sah, lachte er nun laut heraus, unbekümmert, ob die anderen drei, sehr ehrenwerte und tugendhafte Damen, es hörten.

”Gott sei Dank”, sagte das Fräulein, ”ich glaubte, in sieben Tagen schon das Lachen verlernt zu haben. Aber heute war es besonders komisch. Sonst fiel nämlich schon bei Tisch ab und zu ein geflüstertes Wörtlein hinüber und herüber, aber heute wirkten Sie mit Ihrem düsteren Gesicht erkältend und

schreckten alle Liebenswürdigkeiten zurück. Sie machen nämlich in der Tat die finsterste und drohendste Miene, jetzt eben wieder, kaum, daß Sie zu lachen aufhören. Aber lachen Sie, dann kommt ein ganz herziger, natürlicher Bube zum Vorschein. - Gehen Sie mit vor die Tür? Nach dem Abendessen pflegt man draußen am See noch ein wenig zu promenieren, und es gelüstet mich, meinen drei Mitschwestern boshaft meine Eroberung zu zeigen. Sie müssen allein wandeln, und ich habe meinen Ritter. Wenn auch von der finsternen Miene - so doch Ritter und von stattlicher Gestalt."

Und damit gingen sie vor die Tür.

Doktor Müller, gänzlich unbekannt mit dieser Art Verkehr zwischen Herr und Dame, folgte etwas benommen und verstört. Ein unfraulicher, aber darum um so pikanterer Reiz fesselte ihn wider seinen Willen. Ziemlich stumm, ließ er ein Gespräch über sich ergehen, in dem er, wie er wohl merkte, eine törichte, befangen-schweigsame, ungeschickte Rolle spielte.

Als man sich nach einer halben Stunde, schon in völliger Dunkelheit, auf der stillen Straße dem Hotel näherte, sagte die Dame: "Ich bin eitel. Ich möchte wissen, was Sie von mir halten. Ich gefalle Ihnen nicht."

"Ich kenne Sie nicht und verstehe Sie nicht. Fremdes und Unverständliches gefällt mir nie."

"Sie sind so offen, wie Ihr Blick Sie zu sein verpflichtet. Wenn Sie einen ansehen, fühlt man sich selbst zur Wahrheit gezwungen. Ihr Blick wirkt wie ein Raub an unseren Phrasen und Drapierungen. Es wäre unmöglich, Sie zu belügen. Schon dank dieser Wirkung auf andere sind Sie ein ungemeiner Mensch. Sie merken, daß Sie mir gefallen. Ausnehmend. Dazu sind Sie von einer Unbeherrschtheit des Ausdrucks, die berauschend ist. Sie sind häßlich, Ihr Kinn, der Mund, die Augen, das alles ist nicht schön, Ihre Stirn ist gewöhnlich, Ihre Wangenfläche verschnitten - allerdings, wenn Sie lachen, verwandeln Sie sich, als legten Sie eine Maske ab. Und dieses Ihr unschöne Gesicht ist schön durch die Empfindung. Es spiegelt alles. Ich habe in einer halben Stunde in Ihrem Gesicht gelesen wie in der Bibel, die nichts verschweigt. Ich alte Formalistin muß mich bekehren: Die Seele verklärt die Uniform zu Schönheit. Ohne ein Wort veraten Sie sich ganz und verraten Gutes. Wie alt sind Sie?"

”Ich bin zweiunddreißig Jahre”, sagte Doktor Müller gehorsam.

”Ich bin ein Jahr jünger,” sagte das Fräulein, ”und das ist wahr, obschon ich wie vierzig aussehe. Aber ich habe allerlei hinter mir. Nicht Liebschaften, wie Sie als Durchschnittsmann annehmen werden, wenn eine Frau von Erlebnissen spricht. Natürlich habe ich zur gehörigen Zeit meine Verliebtheiten gehabt, mit fünfundzwanzig sogar so etwas wie eine Leidenschaft - noch dazu zu einem kleinen Zeichenlehrer, der Angst vor mir bekam und, um sich zu schützen, die erste beste andere heiratete, worauf ich ihn verachtete. Aber das alles war nichts. Meine Erlebnisse gingen in weniger realen Sphären vor sich. Ich bin Jüdin und hatte einen schweren Kampf mit Gott, in dem ich unterlag, und aus Rachsucht des Besiegten wurde ich dann abtrünnig und bin’s - in tiefer Sehnsucht nach Gott. Ich liebe Musik und mußte von Wagner mich losreißen, weil ich Mensch und Musik nicht zu trennen vermag und diesen eitlen und kleinen Mann auch in seinen Werken nicht lieben wollte. Ich habe um meine Existenz kämpfen müssen. Ich bin Schriftstellerin.”

Hier fuhr Doktor Müller jäh zurück.

”Wir können”, sagte die Dame rasch, ”Freunde werden, ohne daß Sie meine Bücher lesen. Auch sind es erst nur drei. Und das erste davon hat mir eine sorgenfreie Existenz geschafft. Ich hatte bis dahin törichtes Zeug für Frauenblätter geschrieben. Aber ich hatte mich immer - und nicht nur theoretisch, sondern mit tätiger Umsicht und direkten Studien - für die Mädchen der Straße interessiert. Diese seltsamen unbegreiflichen Wesen erregten nicht nur meine Neugierde, sondern wirklich meine Teilnahme, soweit ich derer - außer zu mir - fähig bin. Ich schrieb mit sechsundzwanzig Jahren das Buch *Die Töchter der Nacht*. Ah, Sie kennen es natürlich. Ja, ich bin Mathilde Leiser. Dieses Buch, in zehn Sprachen übersetzt, mit seinen hundert Auflagen in Deutschland, hat mich - für meine Ansprüche - reich gemacht. Ich schreibe seitdem weniger und seltener, weit besser und natürlich ohne jeden weiteren Erfolg. Meine Stoffe sind jetzt ganz aus dem Innerlichen geholt, und die Prostitution ist erledigt. Aber die Leute meinen, ich sollte doch meine Nachttöchter immer weiter Sensationen gebären lassen, das unfruchtbare Volk. -

Da sind wir, das ist die helle Tür, und sie ist nur noch für uns hell und offen. Morgen grüßt mich keine der drei Ehrbaren mehr. Gute Nacht,

schlafen Sie wohl. Ich hatte sieben Tage nicht mehr geredet. Heut habe ich gesprochen, morgen sollen Sie sprechen.”

Und damit ging sie ohne Händedruck groß und aufrecht in das Haus hinein. Er sah der unschmiegsamen, herben Gestalt nach, wie sie anmutlos die Treppe erstieg. Man hätte meinen können, es habe nie eine liebende Hand ihren Nacken, ihren Kopf gestreichelt, auf ihrer Schulter gelegen: und daher die starre Unerlöstheit ihres Körpers. Mitten in seinem Erstaunen überkam den Doktor Müller ein plötzlich aufflutendes Mitleid mit dieser verschlossenen Frau - verschlossen, so tief sie auch in sich hinabgeleuchtet hatte. Hinter jeder Tiefe wuchs da eine neue auf, und je mehr sie von sich gab, desto unerschöpflicher wurde sie. Grenzen sind nur da, daß man sich nicht ins Grenzenlose verliert. Sie wollte geliebt haben? Kein Glück hatte je die Strenge dieses Gesichtes gemildert. Diese Frau mußte immer allein gewesen sein. Nur Einsame können sich so hemmungslos mitteilen. Nur innerhalb des strengsten Bannes kann ein Herz so ausschweifend sein. Und er erinnerte sich an ihr eines Buch, das er kannte, wo eine versengende Glut die Geschicke unglücklicher Frauen leidenschaftlich heraustrrieb; und als er es vor Jahren gelesen hatte - er erinnerte sich -, war er lange gesessen und hatte nicht dem Buche, sondern seiner Verfasserin nachgesonnen. Sie war ihm unglücklicher erschienen und jedenfalls tragischer als ihr Heldinnen; denn diese waren Weiber und sie ein Mensch!

Während er dieses bedachte, hatte sich der Doktor in einen tiefen Sessel sinken lassen. Und plötzlich ging das Licht aus; man hatte ihn wohl nicht gesehen. Er wartete, aber es blieb finster. Und da er nicht rufen wollte - es wurde eben von außen die Tür geschlossen, und die Tritte entfernten sich -, tappte er im Dunkeln durch die Halle die Treppe hinauf. Er fand auch glücklich ohne Irrtum sein Zimmer und stand darin lange am Fenster und schien den dunklen See zu betrachten, den schwarzen Zug der Berge jenseits und die klaren unbeirrten Sterne. Aber zum Schluß dachte doch nur der Alltagsmann und Bürger in ihm: *‘Ein merkwürdiges Geschöpf! Wenn sie doch wenigstens anders aussähe! Sie ist keine Spur hübsch und anziehend.’*

**A**m nächsten Morgen saß Doktor Müller am See, als Fräulein Leiser das Hotel verließ. Sie schlug den Weg ein, der an seiner Bank vorüberführte, sah ihn und zögerte, schien umkehren zu wollen. Doch dann ging sie weiter, und er stand auf, sie zu begrüßen. Sie waren beide kühl und zurückhaltend, wie denn nach plötzlichem Freundschaftsausbruch solch ein Rückschlag unvermeidlich ist. Sehr befangen fragte Doktor Müller: "Muß ich Sie allein lassen?"

Da raffte sie sich zu einigen freundlichen Worten auf, die ihr auch ihr Gleichgewicht wiederzugeben schienen, und schritt neben ihm weiter, sprach aber nichts mehr.

"Es scheint wirklich," begann er endlich, "als wollten Sie Ihr Wort von gestern wahr machen und heute mich reden lassen. Aber was soll ich Ihnen erzählen? Inwiefern kann Sie ein Doktor Alwin Müller - dies mein Name - interessieren?"

"Wir wechseln", sagte das Fräulen, "die Rollen, indem Sie den Koketten spielen. Daß Namen und Titel nichts zum Menschen tun, wissen Sie so gut wie ich; oft aber nehmen sie ihm etwas fort. Denn auch Sie werden genug Leute kennen, die hinter einem Titel verkümmern und sich gänzlich absentieren, bis der reine Kommerzienrat oder Professor wie ein *Ding an sich* zurückbleiben. Ja, Sie müssen heute reden, sonst fahre ich rettungslos fort."

Als Doktor Müller nicht antwortete, erklärte Fräulein Leiser: "Sie müssen wissen, ich verstehe mich nicht auf Konversation, nicht einmal auf richtiges, vertrautes Gespräch. Ich kann nur Reden halten, das habe ich mir so angewöhnt. Ich wohne nicht in, sondern nur in der Nähe einer Stadt, in einem kleinen Gartenhaus, das ich mir an einem freundlichen Seeufer kaufte. Eine alte schwerhörige Verwandte besorgt mir Wirtschaft und Garten und hütet meine Einsamkeit vor übler Nachrede.

Sogenannten Verkehr habe ich gar nicht, nur schriftlichen. Ich kenne in der Stadt ganz wenige Menschen, die ich selten treffe. Ich führe ein Schreibtischleben. Und wie ich da, wenn ich zu schreiben anfangе, in einem Zuge fortarbeite, so rede ich auch in einem Zuge, wenn ich einmal zu reden beginne. Schreibtischmenschen haben diese unangenehme Art. Ich verkehre eben nur mit meinen eigenen Geschöpfen, die ich nach Laune und

Geschmack erschaffe. Die unterbrechen mich nie. Und in ihrer Gesellschaft habe ich mir noch etwas angewöhnt: eine Offenheit und Wahrheit, die vielleicht peinlich wirkt, sicher aber anstandslos ist und mich in jedem Salon unmöglich macht.

Aber sehen Sie, mit meinen Menschen kann ich ohne Phrase reden, ich brauche keine Maske, keine Verstellung. So wie ich sie bis ins Innerste kenne - meist, denn bisweilen wächst uns die eigene Kreatur über den Kopf und wird uns unbegreiflich -, so gebe auch ich mich ganz rückhaltlos und wahrhaftig. Ich lerne nicht meine Worte wägen und meine Gefühle verkleiden. Aber ich verlerne, mich unter lebendigen Menschen nach Brauch und Maß zu bewegen. So bin ich Ihnen begegnet. Es tat mir gestern leid, als ich Sie verließ. Ich fragte mich, wie soll es heute werden. So ein Anfang ist leicht - für mich. Das sind literarische Eingebungen, novellistische Einfälle, mit denen nun leider auch schon unser öffentliches Leben durchsetzt ist. Der Anfang ist leicht. Aber die erste Fortsetzung ist schwer."

"Und ich", sagte Doktor Müller, "weiß nicht, wie sie erleichern. Daß wir uns in manchem ähnlich sind, erschwert nur die Situation. Auch ich lebe, wenn auch in der größten Stadt, so doch sehr still unter Büchern und Handschriften. Ich bin Bibliothekar und habe eine Leidenschaft für das Provenzalische, das ich privatim treibe. Ich verkehre nicht in der Gesellschaft, nur mit solche Menschen, denen gegenüber ich mich geben kann, wie ich bin. Denn auch ich kann nicht lügen."

"Nein!" sagte das Fräulein und sah ihn an.

"Mir bewußt," fuhr er fort, "daß man mir Gedanken und Gefühle vom Gesicht ablesen kann, habe ich diese finstere Miene, die auch Sie gleich mißbilligend bemerkten, angenommen, so als Vorhang vorgezogen. Und viele Leute drehen sich auch böse um, wenn sie ihn sehen. Aber sonst, sehen Sie, bin ich ein ganz gemeiner Mensch, habe Eltern und Geschwister, bei denen ich aber nicht lebe, war gesund bis vor kurzem, sogar Reserveleutnant! Und das ist doch das heilige Siegel auf den Normalmenschen."

"Ich habe Sie, Herr Doktor, auch weder für ein Genie noch für einen Verbrecher gehalten, sondern einfach für einen aufrechten Mann, der die

Frau nicht nur erotisch beurteilt, zu dem man wohltuend sprechen kann, weil er, selbst wahr und frei, die Seele des anderen frei macht. Sie müssen ein guter Freund sein können und haben doch keinen.”

”Ebensowenig wie Sie, Fräulein. Man trifft wohl gelegentlich Menschen, denen man sozusagen entgegenströmt. Aber plötzlich ist’s aus. Warum? Sind wir versiegt, oder kann der andere nicht mehr aufnehmen? Wir zu reich, der andere zu flach? Oder umgekehrt?”

”Machen wir uns immerhin das Kompliment, daß wir zu reich für die Besitzfähigkeit der anderen sind!”

”Und wie werden wir wohl zueinander stehen? Ich möchte die Zukunft lesen wollen, unsere Zukunft.”

”Ach, das Ungewisse ist so wundervoll. Unserer immer so sehr bewußt, jedes Trittes sicher, alles Tatsächlichkeit und Gewißheit, ist es herrlich, sich ins Dunkel der Zukunft verlieren zu können. Es ist mein einziger Luxus, meine einzige Schwäche, mich dem unbekanntem Morgen hinzugeben.”

”Ich muß Ihnen, Fräulein, etwas sagen. Ich bin so ein Mensch, der nichts auf dem Herzen behalten kann, was er anderen gegenüber empfindet. Ich habe mir viele Feinde gemacht, weil ich Freunden sagte, was sie in mir auslösen. Wenn in uns Klarheit ist, muß sie auch zwischen uns sein. Hören Sie: als ich Sie sah, fand ich Sie abscheulich. Ich mochte Sie nicht, unweiblich und kalt erschienen Sie mir. Und noch jetzt finde ich in mir einen Widerstand gegen Sie. Sie sind von einer starken Geistigkeit, aber ich nicht der Mann für den Sie mich halten. Ich stehe weit unter Ihnen, ich bin noch lange nicht fertig, ich werde noch immer. Und ich will mich meinen Anlagen gemäß weiterentwickeln, ich will logisch und organisch wachsen. Und da kommen Sie. Sie greifen ein in mich. Sie stören mich, Sie verwirren mich. Ich will nicht, daß meine Entwicklung abbricht oder zerbricht; ich will nicht fremde Reiser aufgepfropft bekommen. Sehen Sie, ich kann nicht schön sprechen; ich muß mühsam die Worte suchen. Aber Sie verstehen mich. Ich fürchte Sie. <sup>4</sup>Item: - sprechen Sie!”

---

<sup>4</sup> (*lat.*), schweizerdeutsch im Sinne von: *wie dem auch sei*.

Er war stehen geblieben, nachdem er zuvor so schnell weitergestürmt war, daß sie kaum mit ihm Schritt halten können. Er sah sie an mit den merkwürdig großen, Wahrheit heischenden, die Seele direkt angreifenden Augen. Sie aber sah zu Boden und dachte nach. In dieser Nähe erschien ihm ihr freudloses Gesicht fast schön. Eine Reinheit und Gefühlsunschuld lag darin, die ihn rührte. Eine alles wissende und unbefleckte Seele.

Sie sagte endlich mit ganz unveränderter, kühler Stimme: "Wie lange bleiben Sie hier?"

"Ich sollte drei Wochen bleiben."

"Und ich wollte anfangs April reisen, in zehn Tagen. Aber ich kann - nicht heute, aber morgen reisen. Dieser ganze Aufenthalt hier war ja nur eine Laune für mich. Ich wollte einmal meinen Augen ein anderes Bild bieten, sie sind empfänglich für Abwechslung. Aber zum Arbeiten habe ich daheim ja eigentlich mehr Ruhe als hier. Ich werde also morgen früh fortgehen."

Damit sah sie ihn an. Er ergriff ihre Hand und sagte: "Nein, bleiben Sie. Hören Sie nicht auf mich. Lassen Sie mich doch nicht reden. Bleiben Sie und sprechen Sie."

In die Ferne blickend, auf die silbernen Gipfel, die sich im See spiegelten, antwortete sie: "Wenn ich führe, wäre es eine schlechte Novelle, die wir da dialogisiert haben. Wenn ich bleibe, könnte es etwas Besseres werden, eine Freundschaft. Es ist Ihnen Ernst. Und ich kenne nichts anderes. Mir ist alles Ernst, und darum ist mein Leben schwer. Ich bleibe. Die Feindseligkeiten zwischen uns sind eröffnet, schlagen wir die große Schlacht."

Und sie blieb.

**S**ie lebten beide mit vollem Bewußtsein. Aber das erhöht nur den Genuß des Lebens. Die Laien des Lebens - wie die der Kunst - verlangen allerdings eine unbefangene, kenntnislose und naive Hingabe an Erlebnis oder Werk. Aber wie der eine Architektur vollkommener genießt, der ihren Grundriß gründlich kennt, und der ein Bild tiefer aufnimmt, der sich auf das Handwerk der Malerei versteht und klar ist über die Ursachen der

künstlerischen Wirkung, so genießen die Denker, die Gründlichen, die Analytiker das Erleben inbrünstiger und nachhaltiger als die, so gedankenlos und unbewußt dem Schicksal sich übergeben.

Doktor Müller und Fräulein Leiser fanden sich jeden Vor- und Nachmittag zusammen, um gemeinsam zu spazieren. Sie hielten gegenseitig ihre Reden, und selbst wenn sie vom Allgemeinen sprachen, war ihre Person doch in jedem Wort. Da sie aber beide Menschen ohne Falsch und Maske waren, trafen Selbstkritik und Selbstporträt zu. Sie analysierten sich ohne mehr Koketterie, als jede Analyse von vornherein in sich trägt.

Am vierten Tage erschien Doktor Müller erst beim Mittagessen. Fräulein Leiser tat eine besorgte Frage zu seinem Tisch hinüber. Aber er hatte gelesen. Er hatte sich ihre beiden Bücher kommen lassen, die ihm noch fremd waren, und das eine fast beendet. Er las es nach Tisch fertig und suchte dann die Freundin am See. Sie saß auf der gewohnten Bank und sah ihm gespannter als sonst entgegen, belebter und heiterer. Sie wartete auf die Kritik. Ob gut oder schlecht - es handelte sich um Beschäftigung mit ihrem Werk, und ein kluger und einsichtiger Mann würde darüber sprechen. Dabei schalt sie sich selbst und sagte, indem sie ihm Platz machte: "Heut lernen Sie die Schriftstellerin kennen. Ich fiebere nach dem Resultat Ihrer Beschäftigung mit mir. Mein Buch ist mir weit wichtiger als ich. Mir scheint, es enthielte den Extrakt meiner Persönlichkeit viel klarer und durchsichtiger als mein lebendiger Mensch."

"Das täte mir leid und scheint mir übrigens falsch. Alle Schriftsteller denken zu hoch von ihren Büchern und wollen darin eine Persönlichkeit niedergelegt haben, die sie nie besitzen. Da muß ich aber einfügen, daß ich zum ersten Mal mit so einem Wesen - oder soll ich sagen: Ding - von Schriftsteller zusammensitze. Sie sind meine erste Bekanntschaft aus jener problematischen Welt. Und ich glaube, an Ihnen ist das größte Problem, daß Sie keines zu sein scheinen. Wo steckt Ihr Geheimnis, Ihr Rätsel? Sie sind ein so durchsichtiger Mensch, daß ich schon gelegentlich vermutete, diese Durchsichtigkeit wäre Ihre Art - unbewußte und unbeabsichtigte natürlich! - Maske. Vielleicht sind Sie eigentlch eine dürstende, sehnsüchtige Frau, verlangend und unvermögend."

Fräulein Leiser hatte erst gelächelt, jetzt sagte sie: "Aber Sie wollten von meinem Buch sprechen."

"Ob über Ihr Buch, ob über Sie: das Resultat sollte das gleiche sein - nach Ihrer Theorie zwar nicht, aber nach meiner Überzeugung. Denn alles, was wir tun, ist ja unser seelisches Produkt und muß also unsere eigene Zusammensetzung aufweisen. Aber bei Schriftstellern ist das vielleicht komplizierter, die sind vielleicht anders organisiert und können Werke von sich abspalten, die nichts von ihrem Ursprung verraten. Also will ich sagen, daß Sie mir persönlich weit wertvoller und lieber sind als Ihr Werk. Ich habe den *'Kreißenden Berg'* gelesen. Es ist sehr intelligent, dieses Künstlerleben mit seinem großartigen Aufwand, das schließlich nur ein winziges, lächerliches Werklein entläßt. Wenn man Sie nur einigermaßen kennt, so weiß man, daß Sie bei Ihrer Kühle, Ihrem Verstand, Ihrer beherrschten Phantasie wohl imstande sind, eine spannende, ungewöhnliche Fabel zu ersinnen und mehrere geistreiche Seiten herumzuschreiben. Und da, sehen Sie, habe ich das Todesurteil für Ihr Werk: es ist geistreich!"

Er sprach sehr hingeeben, sah sie dabei an, aber ohne eigentlich ihren Ausdruck aufzunehmen, denn er merkte nicht, wie sie, den Kopf vorsichtig abwendend, traurig und trauriger wurde, enttäuscht und trübe nachdenklich.

"Das große dumme Publikum", fuhr er fort, "hat recht. Die *'Töchter der Nacht'* sind herrlich. Abgesehen vom abscheulichen Stoff und der mich anwidernden Lebenskenntnis, die Sie darin entwickeln, ist so viel Glut darin, so viel leidenschaftlicher Überschwang, so inbrünstige Hingabe, daß das Buch wie Feuer an einem leckt, wenn man es liest. Es überwältigt, es bereichert und beraubt, es ist ein Erlebnis! Aber schon das zweite Buch liest man nur, erlebt es nicht mehr. Wie man ein schlechtes Bild ansieht, ohne sich hineinzubegeben. Wie war es möglich, daß Sie sich so verwandelten, aus einer Künstlerin zur Schreiberin wurden?"

Sie sah ihn an, haßerfüllt, hart, verachtend. "Sie Laie!" sagte sie. Unergründlicher Hohn war in dem Wort und abgründige Verachtung. "Sie Laie!" Sie hätte hundertmal diesen Schimpf wiederholen können. "Als ich mein erstes Buch schrieb, war ich Dilettant! Dann wurde ich Künstler!"

”Schrecklich!” rief er. ”Schrecklich! Blieben doch alle Schaffenden Dilettanten! Ist es also wirklich wahr, daß Kunst weiter nichts ist als Maß, Ausgeglichenheit, Gesetz, Abklärung, Beherrschtheit, Sparsamkeit, Geiz! Nicht mehr Überschwang, hinreißende Beredsamkeit, Sturm von Leidenschaft, Meer von Tränen, entfesselte Flammen! Ist Jugend verwerflicher Dilettantismus und erst beruhigtes Alter Kunst? Ich verstehe euch nicht. Dann nennt ihr auch Renaissance höhere Kunst als Gotik? Und doch ist Renaissance das Akademische und Banale und Gotik der Sturm des Könnens, ein Feuer von Genie, ein Mut, ein Übermut der Kräfte. Der Dilettant hat das Leben, er gibt seinen Geruch, seinen Lärm, seine Inbrunst, - der Künstler sein Spiegelbild im Rahmen. Nicht wahr?”

”Kunst -”, sagte Mathilde Leiser, und sie sprach es aus wie den Namen Gottes, den man nicht unnütz anwenden soll, und ihre Stimme zitterte wie bei der Anrufung des Allerheiligsten, ”Kunst soll und kann nie das Leben geben. Werke, in denen wir es unverändert eingefangen finden, vergehen mit dem Tag, den sie aufgefangen haben. Wollte man das wahre Leben schildern, so wirkte es wie Karikatur oder übertriebene Tragödie. Wir sollen nicht Porträtisten sein. Warum die häßliche Straße noch einmal wiederholen, warum den Menschen ihre Fratze ungebrochen zeigen? Wir müssen das Leben sichten und verdichten. Dadurch kommt in die Darstellung natürlich eine Art Stil hinein, und weil der Laie nur das rohe Leben sieht, hält er das stilisierte für falsch und erlogen und ahnt nicht, daß es das wahrere und tiefere ist. Er kann die umgekehrte Arbeit nicht leisten, die Essenz aufzulösen und ihre ursprünglichen Bestandteile und das Symbol zurückzuführen zu den mannigfachen Erscheinungen, die es zusammenfaßt. Lieber!” Und leidenschaftlich, wie er sie noch nie gesehen, legte sie die Hand auf Doktor Müllers Arm und hielt ihn fest, drückte ihn selbstvergessen. ”Lieber! Sehen Sie nicht, daß Kunst ein gesteigertes, konzentriertes Leben gibt, ein Symbol der Welt? Ist es mir mißlungen oder haben Sie es nur nicht gefaßt, daß ich die gemeine Vielheit des Lebens und der Menschheit in Symbole zusammenfaßte? Daß meine Geschichten nur ein Gleichnis sind? Was Lachen oder Weinen der einzelnen, was Tod und Glück! Das einzig Ewige hinter dem unendlich verschwindenden, das ahnen und nennen, das ist Kunst!”

Sie sprang auf, und ihr Atem ging, als weinte sie, heftig und stoßend und unregelmäßig. Aber Doktor Müller lächelte ironisch. Er sagte: "Ich habe entschieden zu groß von Ihnen gedacht. Sie verteidigen Ihre Lebensfremdheit und Gefühlsarmut. Denn das ist es: Sie konstruieren das Leben. Sie stehen viel zu weit ab davon, um hineinlangen zu können. Sie kennen es so wenig, daß Sie es langweilig und unbedeutend finden und meinen, Sie müßten Interessanteres ausdenken, als Straße und Haus zu bieten vermögen. Sie kombinieren und häufen die Elemente. Aber das gibt dann nicht Symbole und Gleichnisse, sondern falsche und sinnlose Komplexe. Ein Symbol ist dort ein blühender Strauch und dieses Lachen hinter dem Zaun, und ein Gleichnis das einfache Leben des Fischers da im Kahn. In Ihrer Vielheit liegt eine furchtbare Lebensarmut, aber in der einzelnen Existenz ist mehr Gehalt, als Sie begreifen und verarbeiten können."

Sehr ruhig sagte das Fräulein: "Sie haben recht. Der Priester kann vom Ketzer lernen, der König vom Lakai, die Sibylle von der Hirtin. Ich habe zu viel Verstand und zu wenig Einfalt, also liebt Gott mich nicht und zeigt mir nicht das Entscheidende seiner Schöpfung. Als Sie zu sprechen anfangen, war ich Ihnen böse, Alwin. Ich nahm's, als ginge es auf mich persönlich. Aber nun ist mir, als ob Sie, trotz der vernichtenden Sprache, mich doch persönlich noch lieb hätten. Wie?"

Er nahm ihre Hand und sagte: "Nur noch lieber. Denn jetzt weiß ich, Sie sind ein wenig arm und bedürftig, sind ein Kind, eine Frau, sind bedrängt und unruhig."

Sie lächelte überlegen und mitleidig und ließ es sehen. "Der Tag ist noch lang", sagte sie. "Am Abend triumphiert immer die Frau. Wenn der Mann, vom Tage müde, sich an sie lehnt."

"Ich freue mich auf den Abend," sagte Doktor Müller, "wenn Sie nur inzwischen mir nicht fortlaufen."

"Ich werde immer da sein, und der Müde darf sich vertrauensvoll anlehnen."

Sie lächelten beide, als spielten sie mit ihrer Unterwürfigkeit, und vollendeten ihren Spaziergang, dessen jeder Schritt sie weiter in das wundervoll Ungewisse der Zukunft führte.

**A**m Abend des zehnten Tages - lauer, glänzender, farbiger Tage - fuhr Mathilde Leiser heim. Alles im Hotel war erledigt, und schon im Reisekleid ging sie den gewohnten Weg am Seeufer noch einmal mit ihrem Freunde. Es war eine Stunde Zeit bis zur Ankunft und Abfahrt ihres Dampfers, der sie zur Station bringen sollte, und diese Stunde von sechs bis sieben war durchstrahlt von der sinkenden Sonne. Die Eisglorie des Gebirges vergoldete sich, Farben stiegen zähflüssig aus dem See, und die violetten Wälder lagen wie Wolken auf den Bergen. Dem Abend kam seine Stille zuvor. Das Wasser schwieg bis auf ein leises Aufschluchzen am Stande.

”Diese Trennung”, sagte das Fräulein, ”ist gut. Es bedarf der Entfernung, um sich zu erkennen. Kein Beisammensein erklärt uns und offenbart uns unser Eigentliches. Aber die Abwesenden durchschauen sich. Entfernt, erkennt man seine Feinde, gewinnt man seine Freunde. Uns steht also die Probe bevor. Werden wir uns wiedersehen, Alwin?”

”Ich möchte Sie etwas fragen, Mathilde. Darf ich mich in der Stadt niederlassen, in deren Nähe Sie wohnen? Hören Sie: ich will versuchen, dort an der Bibliothek eine Anstellung zu erhalten. Oder ich könnte mich an der Universität habilitieren. Wo ich bin, ist mir gleich. Ich brauche die Großstadt nicht. Was ich brauche, sind Menschen. Mich interessiert nur der Mensch, die Natur nur insoweit, als er mit ihr zusammenhängt und sie ihn beeinflusst. Mir fehlt der Sinn für die Landschaft. Mein Geist ist ein historischer. Geistige Entwicklungen, Kulturgewächs will ich sehen, nicht geologische Formationen. Menschenhändewerk fesselt mich. Eine Straße in der Stadt sagt mir mehr als der schönste Paß. Auf einem Marktplatz fühle ich mich reicher als auf einem Gipfel, und der armseligste Mensch gibt mir mehr als der herrlichste See. Sie brauchen also nicht zu denken, daß ich etwas opfere, wenn ich in Ihre Stadt ziehe. Und Sie sind dort. Ich dürfte Sie von Woche zu Woche sehen, Mathilde.”

”Wozu, Alwin?”

”Sie sprechen zu hören und zu Ihnen sprechen zu dürfen.”

”Wozu?”

”Weil ich Sie liebe.”

”Alwin, ich liebe Sie nicht.”

”Ich weiß es. Aber - ”

”Kein Aber! Liebe ist da oder nicht. Alles kann kommen und wachsen: Freundschaft, Neigung und Abneigung - Liebe nicht. Liebe ist da auf den ersten Blick, mit dem ersten Herzschlag, sie kann sich mit der Zeit ihrer bewußter werden, aber nicht mehr stärker und tiefer. Ich bin, Alwin, Ihre Freundin. Sie sind dennoch ein Mann, herb und dabei weich, hart und gütig. Sie sind eine gute Mischung. Sie verstehen zu strafen und zu beglücken. Es ist meines Lebens größter Gewinn, daß ich Sie gefunden habe. Sie zu verlieren, wäre mir ein Kummer. Aber ich liebe Sie nicht, ich werde Sie nie lieben. Der Gedanke, daß Sie mich küßten, läßt mein Blut gefrieren. An Ihrem Herzen würde ich mich Ihnen völlig entfremden, in Ihren Armen würde ich Ihnen für immer entgleiten. Es ist wundervoll, mit Ihnen zu sprechen, den Tisch zwischen uns. Ihre Körperlichkeit flößt mir kalten Schrecken, Haß, Verachtung ein. Vielleicht fehlt mir etwas, vielleicht bin ich ein Krüppel der Empfindung, aber vor Ihrer Berührung graut mir. Denn ich liebe Sie nicht.”

”Ich habe das wohl gewußt, Mathilde. Und ich sagte nur, was ich sagen mußte, um die Klarheit zu erhalten. Ich war nicht sicher, ob Sie wissen, wie es um mich steht. Ich glaube nicht, daß unser Verhältnis dadurch getrübt werden kann. Daß ich nicht zu fürchten bin - trotzdem -, wissen Sie. Ich begehre Sie ja nicht, ich lechze ja nicht nach Ihnen. Aber nachdem ich Sie kenne, kann ich keine andere lieben. Ich werde nie eine andere heiraten können, vielleicht an mancher mich freuen, aber keine lieben. Ich werde Junggeselle bleiben, und Sie sollen meine Freundin sein. Deshalb will ich zu Ihnen kommen. Darf ich?”

”Was Sie wollen, müssen Sie sogar tun. Ich bin stets für Sie da. Aber Sie haben etwas Gefährliches gesagt; es klang wie ein Gelübde: *Ich bin die einzige Frau, die Sie lieben können.*”

”Ich könnte mit keiner anderen zusammen leben. Es ist unausdenkbar. Es gibt auf der ganzen Welt nur ein einziges Wesen, das uns ergänzt. Sie sind es, ich habe Sie gefunden. Nein, Ehe ist nicht nötig. Aber ich muß Sie mir

nahe haben, immer erreichbar; ich kann ohne Sie nicht mehr leben. Sie sind die einzige für mich auf der Welt."

"Ich", sagte sie nachdenklich, "glaube doch, daß Ehe notwendig zur Liebe ist. Vielleicht wird die Ihre daran sich verlieren, daß Sie mich nicht besitzen. Sie wird sich verflüchtigen in der Unvollständigkeit."

Er schüttelte dazu nur den Kopf. "Ich liebe Sie unaussprechlich, Mathilde."

Sie sagte langsam: "Wie seltsam! Das habe ich hören wollen, immer, von einem Manne, der mir viel gilt. Ich höre es, es schüttelt mich nicht, es berauscht mich nicht, kein Glück überfällt mich, ich vergehe nicht. Nein, Alwin, nein, und wenn ich daran verderbe: ich liebe Sie nicht, ich werde Sie nie lieben. O, das Verhängnis!... Alwin," fuhr sie fort, "ich möchte Sie etwas fragen. Es ist eine törichte Schulmädchenfrage, und Sie dürfen nicht lachen: Haben Sie... o, wie drollig! Aber doch will ich wissen... - Sie haben noch nie geliebt?"

Er antwortete ernst: "Als Schuljunge liebte ich ein kleines Mädchen, ich liebte sie noch, als ich Student war und sie erwachsen. Dann heiratete sie. Ich mußte ihrer Mutter schwören, ihr Glück nicht zu stören. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Dann kam, was in einem Mannesleben immer kommt: Lust ohne Liebe, Freude ohne Genuß, Hinnahme ohne Hingabe. Aber vor einem Jahr - "

"- vor einem Jahr?" wiederholte Mathilde. So hingeeben sie auch hörte, zog sie doch ihre Uhr, sah nach der Zeit und drehte um, denn sie wollte den Dampfer nicht versäumen. Vielleicht hätte sie ihn bestiegen, ohne den Schluß der Geschichte anzuhören, wenn es sich so gefügt hätte. Aber es war noch eine gute halbe Stunde bis zu seiner Ankunft.

"Es ist etwas Doppeltes", sagte Doktor Müller. "Eines Tages arbeitete ich in der Königlichen Bibliothek. Da geht lautlos, wie immer, die Tür auf, und, was ich sonst nie tat, ich sehe hin. Es war ein trüber Tag, und über den grünen Tischen brannte hier und da schon eine Lampe. Aber da steht in der dunklen Tür - jetzt kommt eine banale Romanphrase, aber ich kann nicht originell schildern - da geht in der Tür ein Licht auf. Ein junges, sehr junges Mädchen kommt herein, in einem grauen Kleid mit roten Litzen. Sie ist sehr groß und schlank, gar nicht schön, aber ihr Gesicht ist so innig. Als hätte sie

immer nur geliebt, Zärtliches gedacht und Gutes getan. Nur die Stirn ist hoch, rein, frei und gewölbt wie bei einem jungen Gelehrten. Ich habe sie dann noch oft gesehen, in der Bibliothek, auf der Treppe, auf der Straße. Ich hätte wohl eine Bekanntschaft herbeiführen können, aber ich tat es nicht. Ich weiß nicht, warum. Wohl die bekannte Schüchternheit der Liebe und die Schamhaftigkeit des Herzens. Ich dachte Tag und Nacht an die Unbekannte. Ich war sonst nie romantisch gestimmt. Dann verschwand sie wieder spurlos. Aber ich habe sie nicht vergessen. Und oft, wenn ich mit Ihnen ging, sah ich sie wie einen Schatten neben Ihnen, das gütige, zärtliche Gesicht mit der unschuldigen Denkerstirn."

"Und das andere?"

"Das andere?" sagte er und lachte. Sie liebte sein Lachen. Sie sah ihn an. Er war ein Kind jetzt, er hatte Grübchen in den Wangen, er sah zärtlich und weich und rührend jung aus. "Die andere? Das ist noch romantischer. Ich hatte einmal in einer Fachzeitschrift einen Aufsatz über den Ursprung des Languedoc. Und in derselben Nummer stand unmittelbar vor meinem Beitrag eine Studie über die Troubadours. Also ich hätte sie geschrieben haben können; es war meine Methode der Forschung und Analyse und fast mein Stil. Aber der Aufsatz war von einer Frau; sie hieß Donata Tannebaum. Ich schrieb ihr nicht, erkundigte mich nicht nach ihr. Ich weiß nichts. Das ist die andere."

"Und wenn -", sagte Mathilde, "und wenn es dieselbe ist?"

Er antwortete nicht. Er blieb stehen; er blickte, als zeigte man ihm eine unwahrscheinliche Erscheinung.

"Ja, Lieber, so etwas darf man einer Schriftstellerin nicht erzählen. Natürlich wäre das ein Zufall, wie ihn nur das Leben wagen darf. Hätte ich's geschrieben, so hätten Sie gesagt: konstruiert. Ach, das Leben ist erfindungsreicher als wir und vor allen Dingen mutiger. Es scheut nicht die Anzweiflungen und Kritiken des Publikums. Aber wenn Sie nun diese beiden Frauen - und vielleicht in einer! - finden? Ob nicht diese Liebe ohne greifbaren Gegenstand die tiefste ist? Der schauerlichste Ehebruch wäre der mit einem Gedankenbild!"

Drüben am jenseitigen Ufer legte der Dampfer an, unterhalb des betürmten Schlosses. Und sie blieben stehen und sahen, wie er sich löste und langsam über den See glitt, die grünen und blauen Farben teilend, aus denen es goldig sprühte.

”Was”, sagte Doktor Müller, ”richten Träume gegen Wachen aus! Sie leben und sind da, und alle anderen verblassen. Aber gehen Sie nicht, ohne mir ein Versprechen zu geben.”

”Ein Versprechen?”

”Daß Sie meine Freundin bleiben - über alles hinaus: Zeit, Raum und Ereignisse.”

”Meine Hand! Ihre Freundin, ja, immer. Über alles hinaus. Selbst wenn Sie die größere Liebe finden.”

Er lächelte: ”Oder Sie die größte?”

”Auch dann. Aber da ich Sie nicht lieben kann, wird es kein anderer sein können. Niemals.”

”Und die Unsicherheiten, die Möglichkeiten des Lebens? Das Unwahrscheinlichste kann doch morgen Erlebnis sein.”

”So will ich denn nichts verschwören. Aber Ihre Freundin dennoch über alles hinaus. Da ist der Dampfer. Adieu, Alwin.”

Das Schiff rauschte heran. Am Landungsplatz waren wenige Menschen. Der Hotelbursche mit dem Gepäck stand schon da, und aus der Hoteltür grüßten die Wirtsleute noch einmal. Die Gäste standen, die drei tugendhaften Damen, abseits im Garten und brachten keinerlei Ovation dar. Aber im Schatten dieses eklatanten und schamlosen Verhältnisses hatten dafür sie sich gefunden.

Indem das Schiff anlegte, sagt Doktor Müller: ”Morgen reise auch ich. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen bei Ihnen!”

”Ich freue mich darauf.”

”Und ich bin glücklich. Und dennoch - ”

”- dennoch?” Fräulein Leiser hatte ein wenig Reisefieber, sie war ungeduldig, überzählte von fern ihr Gepäck, sah, ob gute Plätze auf dem Vorderdeck frei waren. Ganz mechanisch fragte sie also: ”Dennoch?”

”Jetzt,” sagte Doktor Müller langsamer, ”jetzt, wo Sie gehen, ist mir plötzlich, als kenne ich Sie nicht. Sie stehen wie eine Fremde da. Mein Herz liegt wie ein Kristall in Ihrer Hand, und Sie durchschauen es. Sie - ”

”Ja, ich - ?”

”Sie sind mir unbekannt, geheimnisvoll, Mathilde - doch sind Sie eine Frau!”

Da ward die Schiffstreppe freigegeben.

Sie drückte ihm die Hand und lächelte und lief auf das Schiff. Er hatte sie noch nie so jung und behende gesehen. Plötzlich war sie Mädchen, anmutig, heiter. Sein Erstaunen war größer als seine Wehmut. Und schon stand sie oben auf dem Verdeck, am Geländer. Ihr grüner Schleier flatterte sacht, er umwogte ihr Gesicht, das in dieser Ferne, über dem goldstrahlenden Wasser, schön erschien, reif und satt gefärbt. Sie rief nichts mehr hinab. Sie freute sich, zu fahren, zu reisen. Das winzige Abenteuer des Schiffes, der Bahn, der nächtlichen Ankunft daheim entzückte sie, die doch Größeres kannte. Mitten darin überfiel sie ein Schreck. Denn da unten stand der Mann, der sie liebte. O, wie kalt war sie! ”Aber Liebe rächt sich,” dachte sie flüchtig und erbebte, ”die unerwiderte bringt Gram.”

Ein jähes Angstgefühl überkam sie, Sehnsucht nach dem Freunde, weil sie sich plötzlich schwach fühlte. Sie wollte seinen Namen rufen, so, daß er zu ihr gestürzt, mit ihr gegangen wäre - da zitterte das Schiff, es löste sich vom Steg, das Wasser rauschte fröhlich auf, und es entführte sie dem Liebenden.

**D**as Schicksal beliebte in diesem Falle nicht zu zögern. Doktor Müller konnte als Stadtbibliothekar noch im selben Jahre in die schöne, glänzende Stadt am heitern See übersiedeln. Ein üppiger, leidenschaftlicher Sommer verglühte in einem feurigen Herbst. Die Stadt leuchtete, der Riesenreflektor des Sees verdoppelte das Licht des Himmels und schwelgte

in der Spiegelung der Sonnenuntergänge. Doktor Müller taumelte in diesem Lichtrausch. Er mietete sich in einem stillen Gartenhaus auf halber Berghöhe ein Zimmer und richtete sich darin ein, schlicht und bescheiden, wie von jeher gewöhnt. Es sah mit zwei Fenstern und einer Terrasse auf die braun gedachte Stadt hinab, über den blauen See, ins Gebirge hinein, dessen funkelnde Firne sich in diesem Monat der Klarheit Tag für Tag selig aus blauem Duft schälten.

Erst als er sich heimisch fühlte, fuhr Doktor Müller zu Fräulein Leiser hinaus. Er nahm das Schiff bis zu einem kleinen Dorf am östlichen Seeufer und hatte von da noch eine kurze halbe Stunde Weges bis zu ihrem Häuschen. Es lag, gegenüber einem Weinberg, in einem kleinen, aber alten Garten, unmittelbar am See. Es sah kleinbürgerlich-idyllisch aus, und er konnte sich seine strenge, harte Freundin kaum unter diesem niederen Dach denken. Als sie ihm aber in der Stube mit den alten Kirschbaummöbeln entgegentrat, ein bescheidenes Büchergestell als Hintergrund, aufstehend von einem alten Schreibsekretär, der eine pedantische Ordnung zeigte, fand er alles natürlich und notwendig.

Beide hatten dieses Wiedersehen gefürchtet, aber es war keinerlei Fremdheit zwischen ihnen. Sie hatten in dem halben Jahre ihrer Trennung seltene, doch herzliche und vertraute Briefe gewechselt. Bekannt mit den Tatsachen und äußeren Ereignissen ihres gegenseitigen Lebens, glitt ihr Gespräch über die Tagesvorgänge schnell hinweg, und ehe sie es sich versahen, waren sie in einer Unterhaltung des alten Stils, als hätten sie sich gestern erst getrennt und wären nur diese eine Nacht fern voneinander gewesen. Das freute sie beide und belebte ihre Empfindungen. Man vereinbarte, daß Doktor Müller jeden fünften oder sechsten Tag zu ihr kommen sollte. Er hatte eigentlich erst gegen Abend rechte Zeit und Muße, und so wollte sie ihn dann zum Abendessen erwarten, und mit dem letzten Schiff würde er heimkehren.

So geschah es. Und Doktor Müller, froh in seinem Beruf, eingesponnen zwischen seinen Büchern und nachmittags eigenen Studien hingegeben, aus denen ihn die frische Glut der Provence, der Zauber einer melodischen Sprache, der seltsame Glanz liebender Sänger umflutete, erwartete diesen fünften Abend immer mit einem Herzen, das ihm wie blühend vorkam.

Fräulein Leiser stand an der Schiffflände, wenn er kam. Und wenn er ging, begleitete sie ihn bis dahin. Dann kehrte sie in der stillen Nacht heim mit ihrem kleinen, wachsamen Hunde, für den sie eine merkwürdige, weichherzige, fast sentimentale Zärtlichkeit übrig hatte. Auf diesem Wege vom Haus zum Hafensplatz des Dorfes, der dann schon leer und still war, dunkel, windig, in dieser letzten halben Stunde sprachen sie ihr Bestes und Tiefstes aus.

Die Nacht war nackt in dieser Zeit; ihre reine Seele atmete über dem Lande; der grenzenlos gewordene See, die tiefen Wolken oder die hohen Sterne - das alles holte auch das Herz aus seinem Versteck hervor. Und dann rauschte sacht das Spätboot heran; er stieg ein, und sie sah ihn schnell im Dunkel verschwinden. Das Schiff mit seinen bunten Lichtern wurde ein Stern, der fortglitt und ertrank. Aber nie ging er, ohne ihr ein Liebeswort zurückzulassen. "Ich liebe Sie", war sein letztes. Oder: "Die Einzige sind Sie." Oder: "Sie sind meines Lebens schönster Teil." Aber das Beste war doch: "Ich liebe Sie." Er ließ es ihr wie eine Musik für die fünf einsamen Tage. Es sollte sie umklingen wie ein Echo, bis er es wieder selber rief. Und sie blieb mit diesem zarten Geschenk zurück, ein silberner Klöppel, schlug es an die Glocke ihres Herzens. Es tönte und klang, und sie lauschte darauf. Eine unbekannte Wärme erfüllte sie. "Ich liebe Sie..." Sie sah dem Schiff nach und lächelte.

"Sie sind ernster geworden", sagte er in einer Nacht zu ihr, als sie ihn begleitete. Es war November, ein starker Wind jagte ihnen entgegen. Der See klatschte ans Ufer. Es war so finster, daß sie eine Laterne mitgenommen hatten; die warf ein stilles, gelbes Licht auf den Weg vor ihnen, und diesem Glanz, selber im Dunkel, ohne ihn je zu erreichen, schritten sie zu. Und der goldene Kreis vor ihnen wanderte und wanderte. Sie gingen wie durch grenzenlosen, finsternen Raum, durch das Nichts der Welt, in ein Zielloses und Endloses, nur dem Glanze nach.

"Warum lachen Sie so wenig, Mathilde?"

"Muß der Mund lachen? Mein Herz lacht, es ist reich."

"Reich? Weil Sie wissen, ich liebe Sie?"

”Ich weiß noch mehr. Mein Herz lacht.” In diesem Augenblick war sie bereit, schwach, sehnsüchtig, ein hilfloses Mädchen, an seine Brust zu sinken.

Er hob die Laterne; das Licht spielte rings herum, ein Haus tauchte auf, ein nackter Baum, ein stangenstarrer Weinberg, ein Telegraphenmast. Um diese kleine Welt herum sauste und brauste der kalte Sturm. Sie waren ganz allein im Unendlichen.

”Mein Herz lacht,” rief er, ”mein Blut lacht!”

Aber da war schon der kleine Hafenplatz, der Dampfersteg, eine flackernde Laterne zwischen entlaubten Ulmen und ein Licht in dem Wirtshaus. Das Schiff kam.

Sie wollte etwas sagen, sie sah aus, als quälte sie ein Gedanke, aber sie schloß wieder die schon geöffneten Lippen. Die Schiffsglocke erklang, die Bretter des Stegs knirschten. Er lief davon, lachend. Aber er vergaß nicht, froh und übermütig zu flüstern: ”Ich liebe die Einzige.”

Aber beim nächsten Male sagte sie es dennoch. Fünf Tage später, in einer kälteren, seufzenden, klagenden Nacht, schon auf dem Steg, während das Boot vom jenseitigen Ufer herüberglied, lautlos, sagte sie mit zuckendem Mund: ”Und die anderen, Ihre unbekanntes Geliebten, denken Sie noch an sie? Die eine - Erscheinung ohne Namen, die andere - Name ohne Erscheinung - ”

Er antwortete nicht, er sah dem Schiff entgegen, und sie wagte nicht, ihn anzusehen. Endlich sagte er zusammenhanglos: ”Wenn man liebt, ist man auch auf die Träume des anderen eifersüchtig.” Und mit mattem Scherz fügte er hinzu: ”Träumen Sie je von Männern?”

Aber sie konnte nicht antworten. Denn wo war er? Sie war allein, ganz einsam, ein fremder Herr stand neben ihr, der das Herz nicht ahnte, das neben ihm schlug. Was hatte sie getan? Was war in diesem Augenblick gestorben?

Das Schiff legte an, er stieg ein, er glied davon. Die bunten Lichter des Dampfers schrieben ihre geheimnisvollen Alphabete in die Flut, die unbekanntes Buchstaben zerflossen und bildeten sich, ein unlesbares

Gedicht, ein Epos in Hieroglyphen, ein Drama in fremder Sprache. Und plötzlich war alles ein einziger Stern, der verschwand, das Ende aller Existenz, eine Sternschnuppe, eine erlöschende Welt. Glück, Kummer, Liebe, Eifersucht alles versunken.

Sie stand und stand. Er war fort und hatte - zum ersten Male - vergessen, ihr sein Letztgeschenk zurückzulassen. Das Liebeswort war ungesagt geblieben: er hatte es den anderen geopfert...

Der See hob sich in schweren und zähen, breiten Wellen. Aus dem finsternen Raum heraus brauste es. Es war wie eine Urwelt, eine Nacht des Chaos. Der Boden schwankte unter ihr, daß ihr schwindelte. Schied sich Wasser von Erde, und erlebte sie den Kampf der Elemente mit? Aber sie stand ja noch auf dem Steg, den die Wellen schaukelten. Der Hund saß still vor ihr und wartete. Sie löschte ihre Laterne aus, bückte sich, das Tier zu streicheln, wollte gehen und konnte doch nicht. Ihr war, als hätte sie hier ein köstliches Ding verloren, ein Amulett, eine teure Erinnerung - nein, sich selbst!

Sich selbst! Denn plötzlich stand sie unsicher da, ratlos und hilfsbedürftig. Sie starrte in die Flut, als wollte sie dort das ausgelöschte Drama lesen, die Hieroglyphen entziffern; aber es war wie ihr Herz, in das sie den Blick bohrte, und dessen Feuerschrift ihr Rätsel und Beängstigung war. Was stand darin?

Sie ging, sie lief, der Hund spielend neben ihr.

*'Eifersucht'* stand darin. Sie las es ganz deutlich. Flammen, kleine, goldblaue, zuckende Flammen schrieben das fürchterliche Wort, und es brannte, daß das Blut zischte.

*'Wenn man liebt, ist man auch auf die Träume des anderen eifersüchtig.'* - Und wenn man eifersüchtig ist, liebt man?

Sie lief und lief, an ihrem Hause vorbei, durch die Nacht und den Sturm. Kein Mensch, kein Laut als Klagen aus dem Walde oben und Schluchzen im See. Aber das alles war ja in ihr! In ihr Nacht und Sturm, Klage und Träne, und kein Mensch sonst, nur ein Hundeschatten, kein Stern, kein künstliches Licht. In sich selbst irrte sie ausweglos und endlos herum. Es gab keine Spaltung in Seele und Außenwelt. Alles war eines: der Mensch die Welt,

alles Seiende sein Erzeugnis. Und sie, sie schuf diese jammernde Nacht, sie war die Nacht.

In der gleichen Stunde dachte Doktor Müller, an das Schiffsgeländer gelehnt, vom Sturm gepeitscht: *Nein, zur Liebe gehört Ehe. Unvollkommene Liebe stirbt an der Unvollkommenheit, die vollkommene würde sich aus ihrer Vollkommenheit immer wieder neu gebären. An der Fruchtbarkeit erkennt man die Erfüllung. Liebe ich diese Frau? Ist diese Liebe etwas anderes und mehr als meine romantische Liebe zu diesen beiden Schatten? Hier wie dort fehlt die Bejahung, die Möglichkeit, die Liebe zu bestätigen in einer gemeinsamen Schöpfung. Und darauf kommt es an: zusammenzuwirken zur Unsterblichkeit. Elternschaft erst ist die Gewißheit der Liebe. Das Kind schmiedet den letzten Ring, der die Kette verbindet, daß sie das Symbol der Ewigkeit wird. Noch bin ich sterblich. Ich habe die größte Liebe nicht. Und ich sehne mich so sehr nach Unsterblichkeit.*‘

Die Stadt tauchte auf, aus blassem Dunst lösten sich Brückenbogen, bleiche Türme und grell beschienene Häuser. Kais und Plätze lagen wie ausgegrabene Räume einer versunkenen, toten Stadt da.

Er stieg aus, und es graute ihm fast, die einsamen Straßen hinaufzusteigen, in sein liebloses Zimmer heimzukehren. Er war allein, niemand und nichts war bei ihm und um ihn.

Und so nah waren sie dennoch verwandt, daß die Frau in gleicher Stunde mit gleichem Grauen in ihr Haus trat. Hinter einer Tür schlief ihre alte Verwandte. Es war still wie in einem Grabe; nur pickte es wo, wie von emsigen Würmern. Sie war allein. Der Hund blieb auf seiner Schwelle, und sie trat in ihre dunkle Stube. Auf dem Sekretär war ein bleiches Glänzen. Papier, weißes, reines Papier, das auf Leben wartete...

Leben - o Hohn! Die Erfindungen ihres einsamen Herzens, die Sehnsucht ihres kalten Blutes, die Langeweile ihres unbeschäftigten Gehirns! Sie legte die Hand auf das Papier. Also, das war alles: Papier! Weiter hatte sie nichts.

Aber plötzlich wuchs sie, ihr Herz schwoll, ihre Muskeln spannten sich. Andere erblühen so in Augenblicken der Liebe. Aber auch ihre Stunde der Befruchtung war es. Sie machte Licht - mit abwesenden Augen, automatisch, wie im Dämmerzustand. Sie stellte die niedere Lampe auf den Sekretär. Das

alte Holz glühte satt und tief, und die glänzend weißen Bogen hoben sich wie etwas Atmendes.

Sie schrieb. In diesem Augenblick hatten sich ihr hundert Ahnungen, Einfälle, Erscheinungen und Gefühlsmomente verdichtet, und sie ward sich bewußt, was seit Jahr und Tag in ihrem Unbewußten geschaffen hatte. Der Gott senkte sich auf sie. Ihre Liebesstunde war da, Hingabe und Ausgabe, Wollust und Schmerz. Indem sie schmolz, sammelte sie sich zu einer ihrer selbst höchst bewußten Existenz. Stube, Haus, Nacht, Welt zogen sich zusammen und wurden sie. Sie war der Mittelpunkt des Alls; von ihr aus schwang die Schöpfung im Raume. Sie war der Schwerpunkt alles Geschehens, empfand sich als dieses Zentrum und lebte zugleich ausströmend in allem, was da schwang.

Sie schrieb bis zum Morgen; dann stand sie frisch, leuchtend, wie nach gutem Schlaf auf. Sie ordnete die Blätter, löschte die Lampe, und unempfindlich für das trübe Grau der Welt, ging sie zu Bette und ruhte dort mit offenen Augen den Körper aus. Sie atmete leicht, und sie wußte wieder, daß die Nacht dem Tag weicht, der Sturm der Stille, die Träne dem Lächeln...

Über beide war ein Schatten hinweggegangen, aber als sie sich wiedersahen, wich eine momentane Befangenheit sofort der alten Vertraulichkeit. Auch geleitete sie ihn wieder zum Schiff, und erst da fragte sich ihr Herz mit leisem Krampf, ob er heute wohl wieder das letzte Liebeswort vergessen würde.

Aber auf dem Wege sagte er: "Warum erzählen Sie mir nie, was Sie arbeiten? Ich sah beschriebene Bogen auf Ihrem Tisch. Darf ich nicht fragen?"

Sie antwortete zögernd: "Ich habe noch nie über Werdendes gesprochen. Schon darum, weil ich nicht weiß, ob im Laufe der Arbeit nicht vielleicht das ersonnene Schicksal meiner Entscheidung spottet. Ich sagte Ihnen schon einmal, es geschieht bisweilen, daß Menschen, die wir schaffen, sich gegen ihre Abhängigkeit von uns empören und wider unseren Willen ein eigenes Leben gewinnen und selbständig ihr Schicksal zu Ende führen. Wir werden die Diener unserer eigenen Kreatur, und müssen es ruhig geschehen lassen. Nun hören Sie, was ich da *'konstruiert'* habe: Ein altender Mann von geistiger Bedeutung begegnet einem blutjungen Mädchen, das von einer

schwärmerischen Liebe zu ihm ergriffen wird. Aber er vermag nicht, sie so zu erwidern, wie es ihm gerecht, würdig und ihrer wert erschiene. Er begehrt sie nur, aber liebt sie nicht. Und im Verlauf des Verkehrs ermattet auch sein Wunsch. Er nennt sie seine kleine Freundin und empfindet in der Tat das Entsprechende für sie. Indessen, sie widmet ihm weiter die Anbetung ihres keuschen Herzens. Da begegnet sie einem anderen. Und sie erfährt eine neue und größere Liebe. Sie geht zu ihrem Freunde und sagt ihm Adieu. Da er sie nicht liebte, darf sie ruhig und guten Gewissens sein, es wird keinen Kummer für ihn bedeuten. Er entläßt sie mit seinem Segen, macht sein Testament, ernennt sie zur Erbin seines reichen Besitzes und, ein Band von ihr an die Lippen drückend, erschießt er sich wie Werther."

Doktor Müller fragte: "Er liebte sie also?"

"Ja. Aber erst im Augenblick, da er sie verlor. Ihr Adieu weckte seine Liebe. Sie wachte auf, um hoffnungslos zu sein, allein, verlassen. Die schlafende hatte das Glück besessen, sie konnte keinen Gebrauch davon machen; die erwachte war beraubt. Ist das sentimental?"

"Nein. Es ist nur erfunden. Sie spielen leichtfertig mit dem Leben. Fürchten Sie nicht seine Rache?"

"Nur Menschen rächen sich; Gott, Schicksal, das Leben straft. Rache würde ich fürchten, Strafe erwarte ich furchtlos."

"Ihr Held ist lächerlich. Ein Mann stirbt nicht daran. Es ist eine Frau, der Sie da Mannesgewand gegeben haben. Woran die Frau stirbt, daran entwickelt sich der Mann. Sie müssen ihn leben lassen."

"Das wäre keine Pointe!"

"Aha, da ist's, da haben wir's! Keine Pointe. Also Sie schreiben für die Pointe, für den Effekt. Mag die Wahrheit dabei zum Teufel gehen! Das ist Literatur, Mathilde, nicht Kunst!"

"Ist unser ganzes Leben nicht von Literatur verdorben? Ursprünglichkeit, Echtheit, Unbefangenheit - wo sind sie? Jedes Ladenmädchen arbeitet seine Abenteuer novellistisch aus, und harmlose Beamte wollen ihren Roman haben. Und sogar die *'Gesellschaft'* lebt nur von Pointe zu Pointe. Selbst wir

beide, Alwin - sind wir so ganz unbefangen? Gestalten wir unser Erlebnis nicht bewußt? Und heißt das nicht, daß wir es gruppieren, konstruieren, ausgleichen und also künstlich, literarisch ausgestalten?"

"Ich habe daran noch nie gedacht. Ich gab mich, wie ich bin. Und das war mein Glück! Ich lebte, ich dichtete nicht. Freilich Sie..."

"Nun kommt das Schimpfwort '*Schriftstellerin*', nicht wahr? Ich muß es hinnehmen. Immerhin, auch das glaube ich: wir sind wahrer und echter als die anderen."

Sie schwieg, sie dachte, sie sagte leise: "Sind wir, Alwin, noch Kristalle, die keine Lüge trübt? Kenne ich Sie noch? Lieben Sie mich noch? Sie sind böse."

"Nein, aber ich werde es sein, wenn Sie weiter so törichte Fragen stellen. Sie wissen..."

Nein, sie wußte nicht mehr. Sie hörte, daß diese Antwort keine Antwort war. Seine Liebe war getrübt. Er hatte mit Mühe sanft gesprochen. Zum ersten Male spürte sie, daß er von ihr fortbekehrte. In diesem Augenblick wünschte er sie von seiner Seite weg, er wollte allein sein, haßte sie vielleicht. Sie blieb stehen.

"Ich bin müde, es ist so kalt. Gute Nacht, Alwin. Ich will zurück."

Er sagte: "Ich soll allein zum Schiff gehen?" Aber es war durchas keine Enttäuschung in seinem Ton. Und er ging allein.

Sie wußte: mit derselben Erleichterung und Freude, mit der damals sie von ihm fortgefahren war. Es hatte sich gewendet. Sie sah ihn schneller ausschreiten, knabenhaft frei. Und ihr Erstaunen war so groß wie ihre Wehmut. Wieder hatte er das Letztgeschenk seiner Liebe vergessen. Aber sie litt nicht. Denn sie arbeitete. Ihr Herz war klar, ohne Rätsel und Beklommenheit. Und wenn sie ihn verlor... Papier blieb treu, Papier trank ihre ungeweinten Tränen auf, Papier gab Glück. Sie war dem gemein Menschlichen entrückt. Sie war ja kalt, sie konnte nicht lieben, und keines anderen Liebe wärmte ihr Herz. Sie brauchte nichts als den goldenen Lichtkreis der Lampe auf ihrem Tisch, die ewig fließende Feder über dem

endlos sich abrollenden Papier und ihre strömenden Gedanken. Sie war glücklich und frei.

Nach jener Nacht der Unsicherheit hatte sie sich wiedergewonnen und schlug die Mahnung ihres Herzens in den Wind. Sie arbeitete. Aber wenn die Arbeit fertig war und sie wieder einsam, schutzlos, vertrieben aus ihrer papierenen Burg und dem goldenen Lichtbann ihrer Lampe war, wohinein kein Gespenst sich wagte, was dann? - -

Er kam wieder, und alles war gut. Ihrer Arbeit hingegeben, wurde sie unaufmerksamer für ihn und kühler. Und er, davon berührt, wurde stiller und zog mählich sein Herz zurück. Aber sie feierten Neujahr zusammen, wie sie Weihnachten still und froh gefeiert hatten. Ihr Haus lag im Schnee, und in manchen funkelnden Nächten schritten sie den Weg zur Schiffflände vertraulich und ihrer selbst und des anderen sicher wie in früheren Tagen.

Es ging etwas zwischen ihnen, aber sie merkten es nicht. Sie sah die Gestalten ihres Werks, er sehnsuchtsvoll die Schatten zweier geheimnisvoller Frauen. Und über diese Trennenden hinweg, bemüht, ihre Schuld zu verbergen, lächelten sie sich an und sagten sich gute Dinge.

Und eines Nachts sagte er wieder, ehe er aufs Schiff sprang: "Ich liebe Sie."

Aber sein Herz war schwer dabei, und die Lüge erstickte seine Stimme. Und sie hörte es wie in alten Tagen und ward froh. Aber am frohesten darüber, daß ihr Herz gleichmütig und ruhig blieb. Es war keine Gefahr. Sie war nicht eifersüchtig auf den Schatten seiner Träume, also liebte sie ihn nicht. Sie waren wieder die alten Freunde nach einem stürmisch-lautlosen Zwischenspiel, von dem jeder glaubte, daß es der andere nicht gehört.

**D**ie fünf Tage waren um, und die Freundin ging am kalten Abend, den Freund an der Schiffflände zu erwarten. Das Schiff kam, es spie seine wenigen Passagiere aus, und als sie sich verlaufen hatten und es weiterdampfte in das Schneedunkel, war sie noch immer allein. Er war nicht gekommen.

Sie stand so lange, bis sie schwankte. Sie glühte vor Frost. Sie lief hin und her. Nach einer langen Stunde kam das nächste Schiff. Aber niemand stieg aus.

Als sie heimkehrte, saß ihre alte Verwandte schon am Tisch, der für drei gedeckt war, und fragte nach Doktor Müller.

”Er kam,” sagte Mathilde, ”und mußte mit dem nächsten Schiff wieder zurück. Er hat zu tun.” Es war ihre erste Lüge. Sie blieb ihr im Halse stecken, und sie vermochte nicht zu essen.

Oft, wenn ihm die fünf Tage zu lang gewesen waren, hatte er einen Brief geschickt. Und heute hatte er nicht einmal abgeschrieben. Er war krank?

Sie schlief nicht, sie wartete auf die nächste Post, die brachte nichts. Auch der nächste Tag blieb leer. Da fuhr sie in die Stadt.

Geradenwegs von der Station ging sie den Berg hinauf. Sie war zwei- oder dreimal schon bei ihm gewesen. Wenn sie Kommissionen oder Besuche in der Stadt zu erledigen hatte, hatte sie ihn nachmittags, den Arm voll Blumen, in seiner Stube überrascht. Heute war der Weg schwer. Sie stapfte durch den frischgefallenen Schnee. Trotz Februar war es ganz weihnachtlich. In heiliger Stille lagen die Gartenstraßen.

Nein, er konnte auch nicht krank sein. Sonst hätte er sofort geschrieben oder schreiben lassen, damit sie bei ihm säße.

Tot. So war es. Tot! - In einer plötzlichen Verwirrung ihres Gemütes betete sie: ”Gott, laß ihn tot sein.” Wenn er nicht tot war, dann - ja, dann war sie ausgeschaltet, liebte er sie nicht mehr, verließ er sie...

Mit Herzklopfen erreichte sie sein Haus. Seine Fenster standen weit offen, die sonnige Kälte drang hinein; also war er nicht krank, lag er nicht daheim.

Es schlug Mittag. Jetzt wußte sie, kam er bald. Wenn sie den Weg zurückging, traf sie ihn auf halber Strecke. Aber er durfte nie erfahren, daß sie ihm nachgelaufen war und vor seinen Fenstern gestanden hatte. Sie lief den Berg höher hinauf und fand einen Durchblick nach seinem Haus. Und als sie dort eine Viertelstunde gewartet hatte, sah sie ihn plötzlich ins Haus

treten, die gelbe Mappe unterm Arm, den Hut in der Hand, ohne Mantel, wie ein junger, warmer Bursch...

Als sie heimkam, ging sie geradenwegs vor den Spiegel und sah sich an. Nicht lange. Dann legte sie die Überkleider ab, den Hut, und ohne gegessen oder geruht zu haben, setzte sie sich an den Schreibtisch. Aber sie schrieb nicht. Später merkte sie, daß sie weinte. Das Papier war naß und verdorben. Sie zerknüllte es und begann auf reinen Bogen den Schluß ihrer Novelle, die noch keinen Titel hatte.

Nachts, in der sausenden Winterstille, nahm sie ihr Herz und wendete es um und um. Eifersüchtig war sie, eifersüchtig... Also liebte sie...

Lächerlich, ach, absurd! Aber was sonst? Oh, nichts als Egoismus, Herrschsucht, gekränkter Stolz. Sie wollte ihm alles sein, das Leben bedeuten, sein Glück ausmachen. - Die zweite Rolle spielen, Freundin für den Notbedarf - nie! Nein! Nie!

Sie liebte ihn nicht. Sie prüfte sich. Aber sie war eifersüchtig. Sie verstand sich nicht. Sie litt wie noch nie. Sie war zerrissen, sie sehnte sich nach ihm, den sie haßte. Welches Chaos! Welche Wundtheit der Seele! Ah - die Arbeit! Natürlich, sie war überarbeitet, ihre Gefühle waren überspannt von dem Mitleben mit imaginären Figuren: das Tragische, das sie erfand und beschrieb, hatte sie aufgerieben.

Und krampfhaft arbeitete sie weiter. Es war das letzte Kapitel. Und endlich drückte sie ihrem Helden den Revolver in die Hand. Er saß am Schreibtisch, über dem letzten lügnerischen Brief an die Geliebte, der er als Freund Adieu sagte, ohne sein Herz zu verraten. Aber sie ließ ihn noch nicht abdrücken. Diese letzten zwanzig Zeilen hob sie sich auf. Welche Wollust, fertig zu sein bis auf das letzte Wort, und dieses letzte unausgesprochen zurückzuhalten. Wieder genoß sie in dieser geistigen Form die unbekannte Liebe, ihre Steigerung in der Umarmung, die Höhe des Empfindens.

Sie stand auf. Sie spielte mit dem ungeschriebenen Schluß, dichtete die fünf Sätze in hundertfacher Form, variierte den Ausdruck, ließ den Helden vom Stuhl fallen, allein noch im Tode oder aufgefangen von dem herbeistürzenden Diener.

Daß sie es vermochte, wunderte sie sehr. Innerlich gänzlich zerrüttet, hatte sie mit nur gesteigerter Klarheit und Präzision geschrieben. Und wer das las, mochte ihr die kristallene Harmonie des Gemütes neiden. Sie begriff diesen Zwiespalt zwischen Schaffendem und Erlebendem nicht. Das Ungeheuerlichste schien ja möglich: daß ein Verbrecher, ein Antimoralist die reinste und ethisch wertvollste Gestaltung produzierte. Aber sie empfand es nicht als Glück, sich so gespalten und den Künstler zusammenhanglos über dem Menschen schweben zu sehen. -

Wieder kam der fünfte Tag. Und da befiel sie eine furchtbare Angst, er könnte wieder ausbleiben. Sie schrieb, und sie zerriß den Brief. Welche Wärme und Dringlichkeit war darin! Der nächste war bitter und schmerzvoll. Und der dritte von humorloser Selbstironie. Endlich war sie mit einem leicht besorgt klingenden Satz zufrieden und schickte ihn expreß in die Stadt.

Sie wartete. Sollte sie zum gewohnten Schiff hinuntergehen? Sie war so ruhig, daß die Lust hatte, den Schluß der Novelle zu schreiben. Es sollte knallen, und der Diener würde kommen. Er konnte vornüber auf den Tisch gesunken sein, und sein Blut sollte seinen lügnerischen Brief beflecken, ein stummer Zeuge der verschwiegenen Wahrheit. Er starb, indem er den Brief küßte... So wie sie es schrieb, in klar funkelnden, streng gebauten Sätzen, würde es durchaus nicht sentimental sein. Nackt berichtete Tatsachen, wie sie sie zu geben liebte, wirken nie empfindsam; nur ihr eigener, innerer Gefühlswert bestimmt die Auslösung des Mitleidens beim Leser.

Wie trübe war der Tag! Und wie zäh die Zeit In einer Stunde kam sein Schiff. Sollte sie gehen? - Während sie noch überlegte, trat er unvermutet ins Zimmer, rot, heiter und doch ängstlich.

Sie vergaß alles. Sie sprang auf. "Sie sind krank?"

"Nein, verzeihen Sie mir. Ich war ungezogen. Ich hätte schreiben müssen. Ich kam jetzt mit dem früheren Schiff, ich muß abends wieder in der Stadt sein." Er war verlegen, er sah sie nicht an. Und sie hörte nur eines: er mußte abends wieder in der Stadt sein. Und sie wußte, von nun ab würde sie wieder alle Abende allein sein, er kam nicht mehr. Ihre Herz flatterte wie ein sterbender Vogel und war dann ruhig und schwer wie tot.

Sie setzte sich und zeigte auf seinen gewohnte Platz. Aber er sagte: "Lassen Sie mich stehen und auf und ab gehen. Ich habe zu erzählen, zu beichten, zu bitten. Ich weiß nicht, wie beginnen."

Sie sagte: "Ich will Ihnen helfen. Sie sind - " Sie verstummte. In diesem Augenblick wußte sie. Sie konnte es nicht aussprechen. Endlich sagte sie lächelnd - und es sollte zärtlich klingen: "Sie sind mir untreu."

"Nein!" rief er heftig. "Auf keinen Fall. Ich bin nicht treulos. Aber - ich muß Sie fragen: Sind Sie meine Freundin?"

Müde antwortete sie: "Über alles hinaus."

Er sagte leidenschaftlich: "Ja, ich weiß es. Und ich bin glücklich über das, was mich so lange leiden machte: daß Sie mich nicht lieben. Wäre es anders, wüßte ich nicht, was beginnen. Aber so ist's leicht. Und noch eines: etwas, was ich sagte, muß ich zurücknehmen... Mathilde, ich leide in dieser Stunde. Ich muß alles sagen, ich muß wie ein Junge dastehen, unüberlegt, vielleicht - ja, vielleicht doch treulos. Mathilde, es ist nicht wahr, daß ich - "

" - daß Sie..."

" - nur mit Ihnen leben könnte. Daß Sie die einzige Frau auf der Welt für mich sind, daß ich nur Sie liebe, keiner anderen gehören könnte. Es ist wahr gewesen, noch vor kurzer Zeit. Aber es ist nicht mehr wahr. Die größere Liebe ist da."

Mathilde erwiderte unmittelbar - jedes Schweigen jetzt war Gefahr: "Nicht wahr, die anderen sind gekommen, und sie beide, die Schatten, sind eine Lebendige, nicht wahr? Und aus den Träumen wird eine berauschende Wirklichkeit?"

Er ging auf und ab. Jetzt war er befreit, entlastet. Er sagte, wie zu sich: "Welches Glück, daß Sie mich nicht lieben! Welcher Konflikt wäre entstanden! Jetzt wird es ein Glück zu dreien geben. Sie werden auch ihre Freundin werden. Sie kennt Sie schon, kannte längst Ihre Bücher und liebt sie sehr. Sie werden sie lieben."

Mathilde sagte lächelnd: "Aber wen nun eigentlich? Ich weiß ja nichts. Erzählen Sie doch hübsch in Ordnung."

Sie hörte sich sprechen, sie sprach anders als sonst. Das war nicht ihr Stil und Ausdruck. Es war ihr, als müsse sie eine schwierige Sprache übersetzen, die ihr die Satzbildung entstellte. Nun begann er. Sie atmete tief, es ging wieder, das Herz drückte nicht mehr. Sie sah ihn an. Wie schön er war! Wie jung, wie stark! Und sie alt, müde, ohne Spannkraft, aufgebraucht... wovon? Vom ungeliebten Leben. Nur Erleben hält jung. Die Akteure behalten Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, die Zuschauer im Stuhl werden trocken, schwer und träge.

Er begann: "Es sind acht Tage her. Ich sitze gegen Mittag in der Bibliothek und katalogisiere, da geht die Tür auf, und herein kommt eine Dame. Mir ist's, als schläge ein Blitz vor mir ein. Denn es ist die Namenlose von damals, die ich nicht vergessen habe. Wieder geht sie wie ein Licht auf in dem trüben, büchervollen Saal. Ich kann mich nicht rühren, auch nicht, wie sie an mich herantritt und mit einer sanften Stimme etwas fragt. -

Sie gibt mir einen Brief. Der ist von einem auch mir bekannten Professor in Berlin, und ich bin darin gebeten, die Überbringerin, Fräulein Doktor Donata Tannebaum, bei ihrem Studium in der Bibliothek nach Möglichkeit zu unterstützen. Donata Tannebaum! Das ist der Name der anderen. Diese beiden unbekanntem Geliebten sind wirklich eine, und diese eine steht lebendig vor mir. -

Was ist das? Nicht wahr, nur das Leben wagt solche Verknüpfungen, keine Erfindung hätte den Mut zu dieser Kombination. Ist das nun nicht Schicksal, Stimme Gottes? -

Ich bin noch immer wie erstarrt. Ich bin blutrot und kann nur stammeln. Es ist kein Mensch außer uns im Saal, aus dem plötzlich aller Bücherfriede fort ist. Alles wogt und lärmt, und sie steht erstaunt und still und glänzend mitten darin. Sie erzählt, daß sie unlängst in Berlin ihr Examen gemacht hat und nun in ihre Heimat hierher zurückgekehrt ist. Ich kann kaum etwas sagen, ich bin wie verloren, und sie merkt es wohl. Und ich, der ich denke, um jeden Preis muß ich sie festhalten: ich bin kokett und verberge meine Verwirrung gar nicht und zittere und stottere. Aber sie fragt nicht. Ich zeige ihr dies und jenes, gebe ihr eine kostbare Handschrift, und sie dankt ernst und beginnt unverzüglich zu arbeiten."

Er schwieg und sann und sah wohl das Bild der stillen Arbeiterin wieder. Er lächelte vor sich hin.

Mathilde fragte: "Ist sie sehr schön?"

Nachdenklich sagte er, ganz langsam: "Ich glaube nicht, daß Frauen sie schön finden mögen. Aber in ihrem Gesicht ist etwas so Inbrünstiges, Frommes, etwas Hohem und Reinem Hingegebenes. Keusch ist sie. Wie ein Engel sieht sie aus."

Mathilde rührte sich nicht. Sie saß gerade und starr wie ein Bildwerk.

Er fuhr fort: "Als sie mittags ging, lief ich ihr nach. Ich ging neben ihr, ohne sie zu fragen. Aber da fragte endlich sie, womit sie mich erschreckt habe. Und da erzählte ich ihr alles. Sie war gar nicht erstaunt, sie blieb ganz ernst. Sie sah mich auch nicht an und schien auf etwas zu lauschen, das nicht ich, sondern ein Unsichtbares ihr sagte. Dann gab sie mir kräftig die Hand und erlaubte, daß ich sie besuchte."

Er ging auf und ab und sagte fortfahrend: "Ich ging noch am selben Nachmittag zu ihr. Sie wohnt mit ihrer Mutter auf der andern Seite des Sees in einer schönen, lustigen Zimmerreihe. Aber die Mutter ist vor den Schrecken des Lebens fast ganz verstummt. Von den beiden Söhnen hat einer im Gebirge sein Leben verloren, der andere auf hoher See, und ihr Mann hat sich das Leben genommen. Er war Direktor einer Handelsgesellschaft, in der plötzlich Unterschleife entdeckt wurden. Man beschuldigte ihn, und er erhängte sich. Aber nach seinem Tode fand man den wahren Schuldigen, und der Arme stand nun, zu spät, gereinigt da. Dann ging alles Schlag auf Schlag, und so ist die arme Frau still geworden. - Gestern hat sich Donata mir angelobt."

"Sie liebt Sie?"

"Als ich sie fragte, sagte sie: Ich vertraue Ihnen."

Mathilde bog das Gesicht aus dem Lampenschirm fort. Ihr Mund floß über vor Bitterkeit. Sie vertraute nur - und er war's zufrieden.

"Mathilde", sagte Doktor Müller und blieb vor ihr stehen. "Es ist so. Sie, Mathilde, liebe ich immer noch. Wenn Sie sagten, Sie gäben mich jetzt auf, so würde ich, glaube ich, auf Donata verzichten müssen. Ich darf nicht wählen müssen. Das wäre furchtbar. Aber Sie bleiben mir, haben Sie ja

gesagt. Sie lieben mich ja nicht. Ich liebe Sie, aber diese andere Liebe ist noch größer.”

”Wenn es eine größere Liebe gibt, wird es dann nicht noch eine dritte und größte geben? Sie heiraten Donata und treffen eine neue Frau..”

”Das muß gewagt sein. Bürgen kann man für nichts. Nur das ist gewiß, daß Donata meine Frau werden muß. Zur Liebe gehört Ehe. Einst leugnete ich das, aber Sie hatten recht. Wir sprachen schon einmal davon, nicht wahr? Und ich bin vielleicht altmodisch. Aber ich glaube, alle Männer sind so. Frauen denken vielleicht viel freier, und, wenn Sie wollen, größer. Der liebende Mann will Ehe, die liebende Frau Liebe, alles andere ist ihr gleichgültig.”

Er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. ”Deshalb, sehen Sie, kam ich neulich nicht. Ich konnte noch nicht darüber sprechen, selbst zu Ihnen nicht, ehe ich nicht wußte, ob sie mir gehörte und mit mir gehen wollte. Sie gehört mir!”

Mathilde schloß die Augen vor diesem glücklichen Siegerbild. Aber ihre Ohren mußten hören.

”Ich habe Ihnen ja längst nicht alles gesagt, aber ich bin so eilig. Ich muß bald fort. Sie erwartet mich noch heute abend. Wann darf ich sie zu Ihnen bringen, Mathilde?”

”Wann Sie wollen”, murmelte sie. ”Inzwischen bringen Sie ihr meine Freundschaft, meinen Gruß, meine Wünsche. Bleiben Sie glücklich, Alwin.”

Er nahm ihre Hand. Er spürte nicht einmal, daß sie eiskalt und kraftlos war. Er fragte mit abwesender Freundlichkeit: ”Und Ihr Roman? Ist er inzwischen fertig geworden?”

”Es ist kein Roman, nur eine Novelle.”

”Novelle?”

”Denn es ist ja kein Lebensinhalt, den ich erzähle, sondern nur ein Abenteuer, ein merkwürdiges Erlebnis, eine Episode!” Sie sprach, aber widerwillig.

”Im Leben des jungen Mädchens?”

”Natürlich im Leben des Mannes. Die Frau lebt von der Liebe, für den Mann ist sie ein Zwischengericht.”

”Des Mannes? Aber er stirbt ja daran!”

”Stirbt? Nein, längst nicht mehr! Männer sterben nicht an so etwas; sie entwickeln sich ja an dem, woran Frauen sterben müssen. Nicht wahr? Er lebt weiter. Vielleicht daß sie, die ihn liebte und nun einen anderen mehr liebt, noch seine Geliebte wird, wenn sie nach der noch größeren Liebe Verlangen bekommt. Wer kennt das Leben, das Herz, das Morgen? Was weiß ich, was meine Figuren noch alles beschlossen und was sie für Schicksale haben! Ich darf keine töten. Wie darf ich so in das Leben eingreifen? Denn es ist Leben! Wir machen Hampelmänner und regieren sie am Strick - und eines Tages zappeln sie selbständig und lachen den Meister aus. Und wir sind ihr Harlekin. - Nein, er lebt.”

”Das ist ja überraschend. Aber es gefällt mir., So kommt die Wahrheit in Ihre Erfindung. Das ist das Leben.”

”Ja”, murmelte Mathilde. Wie viel hätte sie darauf zu sagen! Aber sie war müde zu sprechen. Nichts lohnte sich mehr. Hörte er sie denn noch? Er stand da, aber ohne Herz.

Und nun ging er. Er hatte es wirklich sehr eilig. ”Sie begleiten mich nicht?”

”Heut nicht, Lieber. Sie müssen auch schnell gehen, wenn Sie das Schiff erreichen wollen.”

”Auf Wiedersehen”, sagte er also eilig. ”Ich schreibe Ihnen noch, wann wir zu Ihnen kommen. Adieu, adieu.”

In der offenen Tür blieb er noch einmal stehen und sagte durch den Flur leise zu ihr hinüber: ”Liebe Freundin!”

Dann schlug die Tür zu. Es war wie ein Donnerschlag, er hallte so laut und lange, daß er seinen Tritt draußen verschlang, und als er verklungen war, herrschte Todesstille.

Ihr Kopf fiel in den Nacken, sie breitete die Arme aus und warf sie zum Himmel empor. Sie war mit jeder Pore Weib, Liebe und Sehnsucht.

Sie hatte ihn verloren - sie liebte ihn. Bis zu dieser Stunde hatte ihre Liebe tief geschlafen. Sie war erwacht vom Verlust, vom Schauer der Einsamkeit, vom Donnerschlag der zufallenden Tür, durch die der Geliebte sie verlassen, vom gellende Hohngelächter der anderen, die ihr den Einzigen entrissen hatte. Nicht eher hatte sie gewußt, daß sie ihn liebte, als bis er eine andere liebte...

Aber sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie ging in die Stube, setzte sich an den Sekretär in den geliebten Lichtkreis der alten Lampe und schrieb in zehn Minuten den Schluß der Novelle. Sie wohlt bewußt, daß sie damit dem gemeinen Leben genügte, aber an der künstlerischen Logik und der höheren Notwendigkeit der Seele sich versündigte. Das Letzte, was sie tat, mußte eine Lüge vor sich selbst und ein Widerspruch zu ihrem Gewissen sein.

Dann schrieb sie auf das Titelblatt: *‘Die schlafende Liebe‘* und auf das Widmungsblatt: *‘Meinem treuen Freunde Alwin Müller‘*. Und damit war alles erledigt.

Nein, sie durfte keine Zeit verlieren. Was heute nicht geschah, geschah morgen nimmermehr.

Sie stand auf und zog sich an, nahm Mantel und Muff, nur den Hut vergaß sie. So verließ sie das Haus, ohne ein Wort zu sagen. An der Schwelle streichelte sie den Hund und sperrte ihn ein.

Aber draußen ging sie nicht den gewohnten lieben Weg am Ufer entlang, sondern schlug einen verschneiten Fußpfad ein, der am Weinberg hinaufführte. Sie kam bald zu den Bahngleisen, die der Weg überschritt, um sich drinnen im finster und unheimlich dräuenden Wald zu verlieren.

Hier blieb sie stehen. Sie wollte auf den Nachtzug warten. Mit seiner Hilfe gedachte sie ins wonnevoll Unbekannte und Ungewisse zu reisen.

Und er kam bald. In der klaren, stillen Winternacht tönte sein Brausen schon von weit her. Wie die Ewigkeit selbst donnerte er heran. - -

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Erst am nächsten Morgen fand ein Streckenwärter die arme, verstümmelte Leiche.

Mathilde hatte keinen Brief hinterlassen. Kein Wort erklärte ihre schreckliche Tat. Auf ihrem Tisch lag nur das vollendete Manuskript. Und in der Tat: sie hatte ihrem Helden, dem Manne, das Leben geschenkt, das sie sich selbst genommen hatte.

*Geschrieben für  
Karl Alfons Meyer*

WANDERN <sup>5</sup>

Es sind die grauen Himmel, die man lieben sollte. Blaue sind wie erfüllte Wünsche, leer, sehnsuchtslos, ohne Geheimnis oder Verheißung mehr. Aber hinter den grauen Himmeln wölben sich die blauesten, spielt das Licht in allen Farben, wartet die Glut, die Fülle, die Liebe der Sonne; sie sind Hoffnungen, Versprechungen, Ahnungen, Geheimnisse; sie verbergen noch das Herrlichste. Und Glück war niemals etwas anderes als Erwartung.

In Dunst und Nebel hinauszuziehen, in eine noch verheimlichte Welt, in ein Labyrinth von Schleiern, das ist fast schöner als das traumhaft schwere Wandern in Sonnenglut, auf weißen Wegen, Staubwolken hinter sich, ein Engel der Landstraße.

Ich nahm den Stock in die Hand und ein paar Münzen in den Hosensack, Stiefel an, den Filz auf, der schon in drei Gletscherspalten lag und mich einst rettete, als ich auf dem Sankt Bernhard einschneite und er, vom Kopf geweht, die Retter auf meine Spur brachte. Ein Pfiff dem Hund. Föhn, der Isabell, der Hirschhund, begleitet mich. Mehr brauche ich nicht. Den Stock zur Stütze, den Hund zum Schirm, eine Münze für die Not und Mut im Herzen und Kraft im Gebein. Es war eine böse Zeit. Mein Leben! dachte ich, spottete ich, verachtete ich, mein Leben! Keinen Heller wert, wenn nicht Liebe, Sehnsucht, Wünsche, Dummheiten drin wären. Was soll es! Tu es ab! Kremple dich um! Werde was anderes! Und da wußte ich es. Statt der Feder

---

<sup>5</sup> in: *'Unter Weges'* (München 1921, S. 7-30)

die Beine rühren. Was soll ich sein? Ein Wanderer durch die Welt! Jahraus, jahrein wandern, wandern nach namenlosen Zielen, auf unbekanntem Straßen, gut Freund mit Wolken, Tieren, Pflanzen. Nächte im Stroh, unter flüsternden Bäumen, im duftenden Korn. Mit der Sonne auf, mit den Sternen schwärmen, mit dem Monde disputieren und den Fröschen lauschen. Nahrung nehmen von den Bäumen, Durst stillen an den kalten Quellen. Für einen halben Tag einen Kameraden von der Straße. Wer du? Ich der! Und Gruß und Gegengruß, nachschauen und weitergehen.

So zog ich aus, und auf der Straße liegt unsere Gesundheit, Freiheit, Seligkeit. Aber nicht auf den Straßen der Stadt, wo man niederschauen muß auf die Füße, acht haben auf den Weg, wo man den Kopf nicht heben darf zum Himmel, will man nicht überrannt werden. Da wird man bleich, weil man sein Gesicht vom Lichte wendet, da vergißt man des Himmels Antlitz und seine wundervolle, reiche, tiefe Sprache, man vergißt Vögel, Blumen, Wolken und die Düfte der Erde. Nein, auf der Landstraße wächst das Kraut für unseren Kummer. Auf Straßen, die mit Ahorn, Kirsche, Birne, Eberesche, Pappel ins Unendliche locken, hügelauflauf und -ab, an Städten vorüber, über Flüsse hinweg, durch Wälder, Wiesen, zwischen Gartenmauern.

Deutschland ließ ich, alte kleine Städte, Träume an der Eisenbahn, Dörfer und Flecken, vergessene Einsamkeiten unseres Jahrhunderts; das Gebirge kam, die Alpen, und ich stieg hinein, hinauf, Firnlicht blendete, Gletscher hauchten kalt, die dünnen Wälder des Engadins rochen nach Moos und Pilzen. Und dann die Straße nach Italien hinab. Von Nietzsches Wegen kam ich - sein Haus in Sils-Maria steht immer im Schatten -, ich erreichte Maloja am See, das Paradies der Einsamen. Segantini liegt da begraben in der Höhe, die er liebte. Und durchs Bergell hinab verließ ich den Norden. Früh, früh muß man aufbrechen. Kennt ihr die Sonne im Hochgebirge, wenn sie morgens aufgeht? Die so lieb und sanft und milde ist, daß man ihr ins kleine glänzende Gesichtlein sehen kann? Sie tut einem nichts, sie strahlt einen ganz sacht an. Und gerade ging sie über Maloja auf, als ich den weißen Weg ins Tal hinunterstieg. Blauer Himmel, weiße Wolken, eine große graue über den Bergen des Julier, in der es regnete; und also stand in der Wolke, naß glühend, ein Regenbogen. Und wie ich tiefer und tiefer stieg durch das Stufen- und Terrassenland, war plötzlich die Höhe von Maloja eine schwarze Wand, die hoch das Tal sperrte.

Und noch einmal ging die Sonne mir darüber auf am hellen Himmel. Unten war er grün, unten über Chiavenna. Und dann auf halbem Wege, so plötzlich wie nirgends sonst, ist der Süden da. Promontagne heißt das Dorf, wo unversehens statt der Kiefer die Zypresse steht, statt der Lärche die Kastanie, statt der Kartoffel Wein und Pfirsich statt Tanne. Italien tut sich auf, süß ist die Luft, Musik durchklingt die Sprache. Und hinter Kirchen, Felsen, Wäldern liegt endlich Chiavenna, die zauberische Stadt, Italien am Fuß der beschneiten Alpen. Singende Mädchen und dunkle Burschen, heiteres Leben in den Straßen, alle Wechselfälle des Daseins vor den Haustüren, malerische Brücken über dem schäumenden Bach, Katzen auf allen Schwellen und gute Blicke für den Wanderer. Die einzige Riesenmauer eines Palasts dräut in die Gassen hinein, ein Garten tut sich auf wie ein Blick in Sizilien, Rosen, Lorbeer, Oleander und Viburnum. Und schon pfeift ein Zug; die Eisenbahn ist da, die Postkutsche wird abgelöst, der Wanderer nimmt ein Billet, denn die Straße ist traurig öd, und nach einer Stunde öffnet sich der See von Colico.

Arm, nur im Besitz eines tapferen Herzens, wandert es sich am besten. Die Menschen sind gut, sie geben gern einem, der mit Lächeln bittet, eine Mahlzeit. Oder man leistet ihnen eine kleine Arbeit, man repariert die Uhr, die mit der Zeit nicht mitgehen will, man zeichnet ihnen schnell ihr Haus oder das hübsche Gesicht der jüngsten Tochter, man weiß einen Rat für Hüftweh oder Kopfroße. Aber es ist immer schon genug, wenn man nur in ihrer Sprache von ihren Angelegenheiten redet; man darf nur den Fremden nicht spielen. Um meinen Hunger hab ich nie gesorgt, aber um des Hundes Magen. Föhn ist kein Vegetarier, er braucht sein Fleisch. Da ging ich mit ihm zu den Wirtshäusern, und ihr glaubt nicht, welche Freude es ist, für einen Kameraden zu betteln. Auch zeigte Föhn, was er kann; er ist dressiert wie nur ein Hund. Da gaben ihm die Köche eine Kufe voll, bis er sich für den Tag satt fraß. Eine Schüssel Milch durfte er auch oft auslecken. Aber einmal hatte er auch wunde Füße. Da lagen wir vierundzwanzig Stunden still, und der Dorfarzt schenkte mir Puder für die aufgeriebenen Sohlen. Am nächsten Tag war er gesund. Föhn liebt das Klettern wie ich. Auf einen Gletscher ist er mir sogar gefolgt, und seinetwegen mußte ich umkehren, denn ich hatte keine Socken ihm überzuziehen. So war ich nicht allein. Oft nachts, wenn mich der Regen in der Scheune nicht schlafen ließ, unterhielten wir uns. Was geben doch die Landstaßen für tiefe, unaussprechliche Gedanken ein! Nur den Tieren kann man sie verständlich

machen, die der Natur noch nahe stehen, aus der sie kommen. Der Hund lag da, horchte und schwieg, wie es der Weisen Art ist; und ich wußte mich bis auf den Grund verstanden.

Wir gingen durch Regen, Sturm und Sonnenglut. Eines war schöner als das andere, aber die Gewitter am schönsten. In den Bergen rollte es, als sollte alle Ordnung der Alpen auf den Kopf gestellt werden. Der Blitz leuchtete zu diesen Umwälzungen. Föhn drückte sich an mich, er ist empfindlich für Elektrizität. Nachts schliefen wir dann unter einem Baum, der noch tropfte. Es klang ganz süß, wie die Stimme der leibhaftigen Nacht, es tropfte nah und fern; ein Bach gurgelte. Föhn vergalt mir und wärmte mich. Groß wie ein Mensch, aber wärmer und zärtlicher, drückte er sich an mich, und sein Atem ging wie ein mütterliches Wiegenlied. Es war ein Birnbaum, unter dem wir lagen, aber er trug noch keine Früchte. Enmal hatte ich eine Herbstnacht unter einem Apfelbaum verbracht. Es war eine unbewegte stille Luft, aber die ganze Nacht schüttete der liebe alte Baum seine Früchte auf mich nieder. Ich aß sie dankbar auf, und wenn ich einschlafen wollte, so klopfte ein neuer großer Apfel, goldgelb, auf meinen Leib und mahnte mich, für den Magen zu sorgen. Aber heut waren es die kühlen Tropfen, die fielen und mich weckten.

Wer kennt das Glück, tagein, tagaus in silbernen Morgenfrühen zu wandern, naß von der Quelle, die die Nacht von einem abspülte, in Tau und Duft hinein? Man hört die schlaftrunkenen Stimmen der Vögel, entzückt sich am Orangerot, aus dem die Sonne steigt, die Berge schlafen noch, und plötzlich beleben sie sich. Rosa Blut fließt durch die Firne, rollt durch die Gletscher, ein Felsen speit Blut, ein anderer Gold. Die Welt erwacht. Auf einmal singen alle Vögel munter, weht das Gras, rufen die Hähne, Wolken ziehen schnell, als müßten sie die Nacht einholen, Menschen sind unversehens da, eine Sense klingt, ein Ruf, Hunde bellen, und mein Hund, der den Weg hinabspringt, antwortet englisch breit. Denn er stammt aus einem Gut bei Devonshire.

Und wenn dann die Mittagsglut heranschleicht - oh, wie herrlich lastet sie auf dem Nacken, wie preßt sie ihre Hände einem um die Stirn, versengt die Lippen, rötet die Haut! Wie im Traum wandelt man weiter, alle Poren offen, empfindet sich nicht mehr, ist ein Stück Tier, Natur, ein Teilchen All, das in die große Bewegung mitgerissen ist. Pan ist nicht tot, er verzaubert die

Mittagsgänger. Glühend, tief durchsonnt, reif wie eine süße Traube, ausgelöscht als Mensch, nur noch Animal, sinkt man ins Gras, in einen Schatten an einem Quell. Schöner als Schlaf und Traum ist die Mittagsmüdigkeit, denn sie ist ein völliges Sichhingeben an ein Allgefühl, kein Rest vom Ichempfinden ist mehr da. Gras ist man, Wasser, Frucht, Sonnenstrahl, ein Lachen ist man, eine Träne, eine Verzückung der Welt. Man schlägt Wurzeln in der Erde, betet zu Ceres und Pan, und das Herz läutet den ewigen Frieden ein...

Die ganze Po-Ebene ist ein Meer von Glut. Alleen von Maulbeerbäumen, unendliche Maisfelder und der Strom, der abends wie Blut fließt, der so feierlich zum Meere wallt, lautlos, nur das Uferschilf raunt. Und dann steigt man den Appenin hinan und hinab, geht durch Bolognas Bogenhallen und durch Steinwüsten, über leere Pässe und hört nachts die Eisenbahn sausen, die Lokomotiven so sehnsuchtsvoll pfeifen. Welch herrliches Wandern auf Italiens Straßen, wo Bäumen zu unseren Füßen von den Hecken und Gartenmauern niederfallen, wo Feigen am Wege, Orangen, Trauben uns nähren! Die Kuppel von Florenz ist das eine Ziel, Pisas schiefer Turm das andere. Dann, eines Tages, steigt der Traum von Orvieto aus der Ebene, der Trasimenische See breitet stumm sein schwarzes Geheimnis hin. Und einmal leuchtet am Horizont ein weißer Streif, ein silbernes Licht: der Schnee auf dem Sorakte. Und die Campagna haucht heiß und feucht, und die Abendsonne vergoldet die Engelsburg.

Ihr Armen im Auto, im Zuge, ihr fahrt ja an der Welt vorüber! Die Erde wird für euch ein lebloses Panorama. Aber wer sie mit Füßen tritt und mißt, dem gehört sie. Könige sind nur symbolische Herren des Landes, der Wanderer besitzt Landschaft, Volk, erkennt die Seele der Natur und das Wesen der Menschen. Die Sonne auf seinem Gesicht, den Duft der Erde am Leib, die Freiheit des Tieres im Blick - wer kann ihm widerstehen! Die Götter alle lieben ihn; Aphrodite lächelt ihm. Er bittet etwa einen Bauern um ein Nachtlager. Im Umbrischen ist es. Und er bekommt das Häusel im Weinberg zugewiesen, auf einem sachten Hügel. Da geht er zur Ruhe, nachdem er mit den Sternen gesprochen. Aber es pocht an die Tür. Wer ist es? Giaconda ist es, die Tochter des Bauern, jung, leicht wie ein Vogel. Sie hat das Lächeln ihrer berühmten Namensschwester, aber weit schöner ist es, denn es ist lebendig und ohne alle Zwiespältigkeit und rein zärtlich. Sie kommt wie ein Tierchen, furcht- und himmlisch schamlos, und lacht, als sie den Wanderer

küßt. Und wie sie dann schläft, steht er auf. Mitternacht ist vorüber, und die Sterne wandeln weiter, der abnehmende Mond steht hinter einem Campanile und lugt verständig um die Ecke. Und der Wanderer pfeift leise dem Hund, und sie wandern fort, von dem Häusel fort, den Weinberg hinab. Da sind hundert weiße Straßen, offen, ziellos, namenlos, rätselhaft, hundertfach lockt die Welt, stumme Rufe, schweigende Romanzen klingen herüber, die Freiheit streicht als Wind über die Felder, der Mais duftet, ein Nachttier pfeift. Sie schläft noch, die Liebende; wenn sie die Sonne weckt, ist sie allein. Und der Wanderer lächelt einer anderen zu. Auf seinen Lippen singt ein neuer Name. Und er denkt an die Dichter der Liebe.

Aber ist er nicht selber Dichter und Maler, der Wanderer? Sieht er die Welt nicht neu, empfindet er nicht Einziges und bleibt doch stumm? O seliges Schweigen der Wanderschaft! Man lernt die Sprache der Vögel und versteht die stummen Gedanken der Natur, den Sinn der Pflanzen und die Seele der Landschaft. -

Als schon der Neuschnee in den Alpen fiel, kehrte ich um. Ich stieg über den St. Gotthard in den Norden zurück. Es war ein kalter, trüber, windiger Abend. Airolo war leer, leer der Paß. Soldaten wachten vor den Kasematten, und einzelne Arbeiter ruhten vom Tage, und der Sturm trocknete ihren Schweiß. Wie einsam, wie schauervoll ist dieser Berg, so kahl, immer von Lawinenresten bedeckt. Val Tremola, Val Tremola, Stätte unserer Sorgen. Aller Gram, der uns je verlassen, scheint hierher geflüchtet, in diese Gotthardschlucht, wo sonst nichts lebt, und sucht uns hier wieder auf. Alle Geister, die je in uns tobten, überfallen uns hier. Die Welt ist nackt in Val Tremola, ein Schneebach durchrauscht sie, hier hat Gott verzweifelt, als er die Welt schuf.

Ich erreichte die Paßhöhe, dieses öde, schmale Hochtal, es war später Abend, Frost, und der dunkle See war bedeckt von Eishauch. Aber das Hotel war voll, die Ställe voll, die Hospize voll. Es war ein Samstag, und aus Airolo und Hospental waren Vereine mit Kindern, Frauen, Liedern aufgebrochen, sich gegenseitig zu besuchen. Man gab mir ein Lager in der Autogarage mit zwanzig trunkenen Knechten. Da stand ich lieber auf und ging hinaus, um den See herum, und fand eine Nische im Fels; da legte ich mich hin, und der Hund wärmte mich. So lag ich in meiner letzten Wandernacht. Die Lichter in den Häusern erloschen, Lärm und Lieder

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

verstummten, unter mir glänzte der See und oben Sterne, Sterne und ringsum der nackte Fels mit Schnee, der wie Tücher zur Mondbleiche dalag. An was alles dachte ich! O Nächte im Heu, Nachtigallen im Flieder, Mond zwischen Kastanien, Küsse im Weinberg, Blicke an Gartenzäunen, Sehnsucht, Sehnsucht auf allen Wegen. Nun lag ich da, mehr als zweitausend Meter über dem Tal, in einem Felsengab, mit einem tief atmenden Hund. Wer wußte, wo ich bin? Keines liebenden Menschen Gedanke konnte mich hier erreichen. Ich war allein, ganz einsam. Und da erfand ich einen neuen Namen für das große Glück des Menschen: Einsamkeit. O Glück, o Glück, du Einsamkeit!

LEIDENSCHAFT <sup>6</sup>

”Signorina! Signorina!”

Die Tür wurde aufgerissen, die Zofe stürzte ins Zimmer, hinter ihr sprang ein Mann herein. Klein, dick, weiß vor Aufregung, einen gelben Mantel über der offenen Weste.

”Sie ist da, Gott sei Dank!”

Die Giuditta, die eben ihren Flügel hatte öffnen wollen, ließ den Deckel fallen. Es krachte und schallte. Mitten in den tosenden Lärm hinein sagte der Mann, nach Luft schnappend: ”Die Lamberti ist krank, sterbend, überfahren! Heut abend ist die *’Redegonda’* angesetzt, ihre Rolle. Der König und die Königin sind angesagt! Niemand singt die Rolle. Nur Sie, Giuditta, könnten es. Giuditta, singen Sie! Kommen Sie! Retten Sie die Vorstellung! Sie haben doch die Rolle fertig! - Ganz?”

”Ganz!” sagte die junge Sängerin, weißer als der Direktor, wie eine Statue in Gewändern am Flügel stehend. ”Ich kann die *’Redegonda’*. Ich singe sie besser als die Lamberti! Macht sie mir endlich Platz?”

”Wollen Sie eine Probe, Giuditta? Ich rufe das Orchester zusammen, Ihren Partner - ” Er fiel auf einen Stuhl, ein zuckender Klumpen Fleisch. Er war gerettet. Er wußte, in Giudittas Stimme waren Nachtigallenchöre.

---

<sup>6</sup> in: *’Leidenschaft’* (Berlin 1922, S. 9-16)

”Nichts will ich, nichts brauche ich. Ich habe allen Proben beigewohnt, ich habe die Rolle studiert, ich wollte bereit sein für den Wunderfall; ich kann jede Geste, jeden Ton, jeden Schritt, jedes Lächeln. Ich werde singen und siegen. Ha, die Lamberti stirbt, sagten Sie?”

Der Direktor lief hinaus, nachdem er sie umarmt hatte; er mußte in die Druckerei. Zettel mit dem Namen der Giuditta, schwarz auf grün, sollten an den Türen prangen. Die Primadonna starb, es mußte eine neue proklamiert werden. Es war die Entdeckung Giudittas. Sie hatte bisher die Zofen gesungen, das Mädchen aus dem Volk, die übersehene Begleiterin der Heldin.

Sie stand noch immer wie eine Statue, aber atmete laut, tief, sie keuchte fast. ”Packe die Tasche, Elena”, rief sie. ”Die rote Perücke, die Perlenbänder, die Korallen, die rotseidenen Schuhe, die goldenen, die weißen. Ich habe ihre Größe, aber ich bin schlanker. Wir müssen ins Theater, schnell, komm, spute dich! Du wirst zu nähen haben. Wie spät ist es?”

Es war fünf Uhr. Um acht begann die Oper. Die Sängerin warf den Kopf zurück, sie wollte die große Arie des zweiten Akts probieren, da gellte die Türglocke durch die Zimmer.

”Niemand herein, Elena! Ich weise den König ab, ich - ” Sie ließ einen Ton über ihre Lippen gleiten, süß wie ein gedämpfter Celloton, sanft schwebend wie hörbare Seligkeit.

Aber wieder wurde die Tür aufgerissen.

”Ercole! Was willst du, Ercole?”

Es war der Kammerdiener ihres Freundes, des alten Fürsten. Sie wußte, Fürst Stelio war krank, sehr krank. Starb er etwa jetzt, im ungeeignetsten Augenblick?

Der Diener zitterte, stammelte. Die Sängerin ballte die Fäuste vor Wut. Ja, er starb, starb in dieser Stunde, verlangte nach ihr, ließ sie holen, hatte den treuesten Menschen zu ihr geschickt. Sie mußte gehen? Ja, sie mußte! Er hatte ihre Lehrer bezahlt, ihre Noten, ihre Wohnung, ihre Bedienung, er

hatte ihr das Leben geschenkt, die Kunst, den Gesang. Ohne ihn wäre sie noch heute die Orangenverkäuferin in der Via Larga.

”Elena, fahr voran ins Theater. In einer Stunde bin ich da. Bereite alles vor. Mische den Fenchel mit Honig, drei rohe Eier, die Eukalyptustropfen.” Sie schlang den Schleier um ihr braunes kurzes Haar.

”Signorina, der Wagen ist unten”, schluchzte Ercole.

Sie sah sich um. Wenn sie wiederkam, würde alles verändert sein, dann war sie berühmt, vom König beglückwünscht, von der Menge umjubelt, von Lorbeer bedeckt. Ihrer herrlichsten Verwandlung schritt sie entgegen.

Der Wagen flog durch Rom. Säulen, Fontänen, Kirchenportale, Palastmauern schwankten nebelhaft vorüber. Der Stadtlärm war dumpfe Brandung, der an ihr Gefährt schlug. Morgen würde man sie grüßen; wenn sie fuhr, würden sich dunkle und weiße Köpfe vor ihr neigen; man würde ihren Namen rufen; der Klang ihres Namens würde ihr freie Bahn schaffen. Morgen -

Sie sprang aus dem Wagen. Ja, richtig, da war Fürst Stelio. Er starb, wie? Was ging es sie an? Jetzt hatte sie nicht Zeit, für niemand, kaum für ein Stoßgebet zur heiligen Justina, die sie schützte.

Im Vorzimmer war der Arzt, zum Gehen bereit. ”Ich komm wieder, Signorina. Es wird noch drei Stunden dauern. Er leidet nicht. Ich kann nichts tun. Er verlangte nur nach Ihnen. Sie sollen ihm die Augen zudrücken. Er will nicht sterben ohne Ihre Nähe. Sie müssen bei ihm bleiben - ”

”Drei Stunden - ?”

”In einer komme ich wieder. Er braucht nichts. Sitzen Sie still bei ihm. Es ist das Letzte, was Sie ihm in diesem Leben geben können, der letzte Liebesdienst. Pflichtdienst. Sie dürfen ihn nicht allein sterben lassen.”

Die Sängerin hörte nichts. Sie sagte tonlos: ”In drei Stunden?”

”Ungefähr. Es gibt nichts, Signorina, was Sie diese drei Stunden versäumen lassen dürfte. Er hat heut früh sein Testament gemacht - er weiß, daß er

stirbt. Ihnen, Signorina, gehört das halbe Erbe dieses Mannes. Sie wissen, er war reich.”

”Drei Stunden - ”

Sie schleuderte einen Blick voll Hochmut und Verachtung auf den Arzt. ”Gut, gehen Sie, ich kenne meine Pflichten!”

Sie wandte sich. Sie kannte ihre höchste Pflicht: die Kunst, die Kunst, die Kunst! Sie mußte singen! Wenn sie nicht um acht Uhr vor dem Publikum stand, war sie verloren. Nur einmal streifen Glück und Wunder unser Leben. Einmal versämt, kehren sie kein zweites Mal wieder. - Sie ging durch die Säle. Die Leute des Fürsten lagen auf den Knien an den Türen; dumpfes Gemurmel, Aufschluchzen, Flüstern. Der Winterabend sank. Die erste Kerze brannte auf einem Kamin. Die Sängerin ging und überlegte. Sie mußte um sechs Uhr in ihrer Garderobe sein. Sie brauchte mehr als eine Stunde zum Schminken und Anziehen. Und ehe sie auftrat, mußte sie eine halbe Stunde völlig ruhen, ganz allein, ungestört, gedankenlos. Sonst konnte sie nicht singen. - Dieser Elende! warum starb er jetzt! Hatte er ihr bis hierher geholfen, um nun die endliche Erfüllung roh zu zerstören? War das die Rache für ihre Kälte, die sie ihm nie hatte verbergen können? Aber woher sollte sie für einen Menschen Glut, Liebe, Güte nehmen, da sie doch alles hinaussang? Mußte ihr Herz nicht kalt sein, da ihre Stimme alle Wärme ihres Lebens hatte? Wie durfte ein Mensch Hingabe verlangen von ihr, die ganz der Kunst gehörte? Nein, sie hatte kein Erbarmen mit dem Einsichtslosen, der sie nun um fünfjährige Arbeit, Sehnsucht, Verzweiflung betrügen wollte.

Er lag, von Kerzenlicht umflackert, in dem riesigen Säulenbett, das die kalten Liebkosungen ihrer unfreiwilligen Dankbarkeit so oft gesehen hatte. Nun lag er darin allein, verlassen in den gelbseidenen Kissen, sterbend unter dem roten Schein der ewigen Lampe vor dem Relief Donatellos. Die Madonna sah über ihr Kind hinweg ungerührt auf den Sterbenden.

Ercole ging hinaus. Giuditta trat an das Bett, ihr Seidenkleid rauschte. Sie suchte das Zimmer ab; niemand war darin. Alles war still., Nur das Röcheln des Sterbenden. Im Kerzenlicht bewegten sich die Nymphen auf den Wandteppichen, die Faune bedrängten sie, die Amoretten sahen kichernd zu.

Der Sterbende schlug die Augen auf; sie waren grau überzogen. War er schon blind? Seine Blicke irrten umher, er suchte. Da nahm die Giuditta seine Hand. Und plötzlich griff Fürst Stelio zu, umklammerte die Rechte der Geliebten, schnappte mit der andern Hand zu wie ein verhungertes Tier. Die Giuditta war gefangen.

”Laß los! Ich zerbreche deine Arme.”

Aber sie kannte die Kraft Sterbender nicht. Fürst Stelio hielt sie fest. Er sprach nicht mehr, sah, hörte nicht mehr. Nur in seinen Muskeln war noch Leben, in seinem Fleisch, das sterbend noch die Geliebte spürte.

Die Giuditta gab den Kampf auf. Sie überließ die schmerzende Hand der Umklammerung des Sterbenden. Sie dachte: *‘In einer halben Stude muß ich dieses Zimmer verlassen haben, sonst ist’s zu spät. Es ist ein Viertel nach fünf, da schlägt’s von del Gesù. Um sechs Uhr im Theater - oder ich singe nicht. Stirb, du Ruchloser, stirb!’*

Sie stand an seinem Bett, schlug mit der Linken in die Luft, riß sich den Schleier ab. Sollte sie rufen? Wer würde sie befreien? Alle würden sie zwingen, zu bleiben, bis er tot war, tot... in drei Stunden! Der Sterbende starrte sie an. Erkannte er sie? Liebte er sie noch im Tode? Was wußte er in dieser rätselhaften Stunde? Ward ihm ihr Herz geoffenbart? Sah er die Wünsche, die Gedanken, die sie erfüllten? Er gab sie nicht frei. Die Giuditta starrte ihn an, wie er sie. Plötzlich, hart und laut, sagte sie: ”Ich töte dich! Wie darf ich deinen letzten bewußtlosen Stunden meine Zukunft, mein Leben opfern? Ist deine Sterbestunde meinen Ruhm wert? Bring mir das erste Opfer, Stelio. Dein Geld, mit dem du mich bisher erhieltest, kostete dich nichts. Nun schenke mir zwei Stunden deines ohnehin fertigen Lebens. Fertig, denn du hast mich geschaffen. Was willst du noch? Heut abend singe ich!”

Mit ihrer Linken öffnete sie den Nachttisch, nahm eine Schachtel mit Pulver hervor. Wie oft hatte sie ihm eines dieser Pulver gemischt, damit er schlafen sollte! Sie waren stark... Drei waren noch darin, sie schüttete sie in ein Glas, goß Wasser darüber, rührte um, wartete, bis das Wasser wieder klar wurde. Der Sterbende sah ihr zu, sein röchelnder Mund stand offen. Sie richtete ihn auf, mit der Linken, er war sehr schwer, sie bettete seinen Kopf höher, sie nahm das Glas, goß ihm den Gifttrunk ein. Er schluckte, spie,

schluckte. Sie hatte kein Erbarmen. Sie träufelte vorsichtig das Wasser in den röchelnden Mund. Alles mit der Linken. Sie spülte das geleerte Glas aus, goß das Spülwasser hinter das Bett auf den Teppich. Nichts war vorgefallen...

Wie lange würde es noch dauern? In zwanzig Minuten mußte sie frei sein! - Da durchzuckte sie ein jäher Schreck. Wie war doch der Anfang ihrer Sterbeszene, der schönen letzten Romanze der Redegonda? Im Kopfe hatte sie ihn, ja! Aber auch in der Kehle? Sie begann zu singen; ihre Hand vom Sterbenden umklammert, über das Bett gebeugt, sang sie. Wie weiche Cellotöne stieg es auf.

Die Tür öffnete sich. Ercoles verweintes Gesicht zeigte sich. Die Giuditta unterbrach sich. Sie sagte ungeduldig: "Er will, daß ich singe. Still."

Ercole blieb an der Tür stehen. Sie sang weiter. Ja, sie saß, die Romanze. Von selbst sang sie aus ihr heraus. Nun kamen Flötentöne, sie stiegen empor und wirbelten eine Oktave hinauf und hinab, jagten sich, ermatteten, erloschen, verstummten.

Die Sängerin atmete tief. Sie lockerte ihre Hand. Die Hände des Sterbenden fielen hinab. Seine Augen waren gebrochen, sein Röcheln verebbte, der Schlaf kam, der Tod...

Die Giuditta war frei. Sie richtete sich auf. Ercole sah von fern die Verwandlung ihres Gesichts. Er stürzte ans Bett, in dessen Kissen ein Seufzer verklang. "Tot!" schrie Ercole. "Mein Herr, mein Herr!"

"Tot!" sagte die Sängerin und drückte die Augen des Fürsten zu. Von *del Gesù* schlug es fünf drei Viertel.

Sie stürzte aus dem Zimmer, durch die Säle. "Tot!" schrie sie den Knieenden, Betenden, Schluchzenden zu. "Tot!"

Sie war ganz Triumph. Sie fühlte in ihrer Stimme himmlische Schönheiten, unirdische Töne, Sieg über die Erde. Heut abend sang sie! Morgen war sie die Erbin des Fürsten Stelio, 'die' Sängerin der Welt, mächtiger als Könige und Päpste. Sie stieg in den Wagen und sagte: "Ins Theater."

NACHT IN WIEN <sup>7</sup>

Noch immer bestehen das Vorurteil und die gedankenlose Gewohnheit der Reisenden, den Tag für das Sammeln ihrer Eindrücke zu benützen. Der Abend, die Nacht ist gut genug für Theater, Kabarett, Café. Man nimmt sie als notwendiges Übel hin, das Spaziergänge, Forschungsfahrten rücksichtslos unterbricht, und zieht aus dem Ärgernis nur den Vorteil, daß man sich schlafen legt und neue Kräfte für den Tag holt. Wer ahnt, daß inzwischen, während den Schläfer ein ungewohntes Bett quält, draußen die herrlichste Verwandlung sich vollzieht? Fällt der Schlaf auf die Menschen, so fällt er von der Stadt ab! Charakterloser Tag! Er ist sich überall gleich. Ganz international mit Autos und Droschken, hastenden und schlendernden Leuten, Straßenlärm und Verkehrswirbeln, gibt er allen Städten eine ähnliche Physiognomie. Und wenn nicht das, selbst wenn das Leben der Städte eigene Züge trägt, im Tagesschein zieht sich doch die Seele der Stadt in sich zurück. Sie räumt dem Tag den Platz, dem Tag mit Arbeit und Beruf, Unruhe und Leidenschaften. Alles mag man am Tag finden, alle Fassaden und Türme mögen vor einem leuchten, alle Kunstsammlungen sich öffnen - das Herz der Stadt schlägt nicht. Oder so fern, so leise, daß man es vor Hupengeheul und Pferdegetrappel nicht hört. Aber dann kommt der Abend, die Menschen verlaufen sich, die Wagen rollen davon, das letzte Theater ist geschlossen, gesichert die Stille - und da entfaltet sich etwas. Es dehnt und reckt sich, hebt sich und atmet. Durch Dunkelheit und Schweigen rauscht Geheimnis. Ein Wunderbares wird lebendig: die Seele der Stadt wacht auf.

---

<sup>7</sup> in: *'Unter Weges'* (München 1921; S. 75-87)

Während hinter alle Mauern Schlafenslaute tönen, alle Fenster blind auf leere Straßen schauen, ein dunkler Mann umgeht und Laterne um Laterne auslöscht, während plötzlich Fliederduft aus einer Gasse weht, eine ferne Menschenstimme Musik wird, ein heimatloses Paar in einem Torweg sich küßt, begibt sich das Wunder. Die Stadt streift den Tag ab, die internationale Maske fällt, ihr Herz schlägt, ihre Seele bricht durch. Um Mitternacht, unter Sternen und Wolken, ersteht die Wahrheit des Ortes, sein Genius schüttelt schwere Träume ab und lächelt befreit.

Wien trägt schwer die notwendige Stunde des Jahrhunderts! Das Alte mußte fallen. Neues tritt unharmonisch an seine Stelle. Aber die Nacht - wunderbare Künstlerin! - gleicht aus. Unter ihrer Hand verwandelt sich der Widerspruch in Harmonie. Die Stillosigkeit am Tage wird zur zauberischen Vision des Nachts.

Die Zeit versinkt - und neben uns, nicht zu fassen, des Menschen spottend, steigt der Stephansturm hinauf. Aus der Enge und dem Dunkel des Platzes hebt sich formlos die Kirche, eine phantastische Erfindung eines Träumers. Zwischen Strebepfeilern und Fialen, die wie Riesentiere an den Mauern hochzusteigen scheinen, glänzt etwas Buntes auf, als blühe da etwas geheimnisvoll. Vielleicht ist's nur ein buntes Glas im Fenster, in das ein Strahl der ewigen Lampen sich verirrt. Das große Dach lastet nicht, es strebt hinauf, dem Turme zu. Der ringt sich unsagbar kühn aus der Erde in den Himmel, verläßt irdische Gesetze und Maße, steigt immer höher, je tiefer die Nacht sinkt. Seine goldene Spitze leuchtet in eigenem Licht. Als einziger Stern steht sie oben in der Finsternis. Nicht mehr Stein ist's, was den Turm hinaufführt. Ein Traum dieser Nacht, scheint er sich unkörperlich zu wirken, zu flechten, zu ziselieren, als müßte der Tag ihn nicht mehr finden, sondern nur noch einen Stumpf, wie er drüben an der anderen Seite steht. Nachts, vom Schein der letzten Laterne gestreift, mit ihren Gräbern und der Mauer, im Kranz ihrer Kapellen, wächst diese Kirche ins Gigantische und Zauberhafte. Die Stadt rückt an ihren Dom heran, scharft ihre engen Gassen um ihn; er sieht in alle hinab und begleitet den Schwärmer, der sich in einen Durchgang schlägt.

Eines kann nie ausgerottet werden: die Konfiguration der Stadt. Nicht in der Ebene, sondern auf hügeligem Terrain angelegt, an den Geländen und Hügeln des Wienerwaldes hinauf, schmiegen sich die Gassen dem Boden an, steigen

hinauf und fallen, winden sich, verbreitern, verengen sich. Die Stadt ist nicht künstlich gerade, nicht konstruiert; sie ist lebendig gewachsen, mit manchen Fehlern in der Entwicklung, aber mit allen Schönheiten freien Wachstums. Und wenn heute an Stelle der alten auch neue Häuser traten, die Gassen behalten doch ihre alte Gestalt. Enge Schächte, eine Häuserklamm, oben einen schmalen Streifen Himmel, steigen sie auf; die moderne Fassade verschwindet nachts; es können die alten Mauern sein, die Kühle ausströmen und über dem Nachtschwärmer hängen. Der wandert Gassen auf und ab. Da sind die Stufen, die sie verbinden, hohe Treppen, da kreuzt eine Straße die andere, zehn Meter höher gelegen, und acht Stock hoch recken sich die Häuser der unteren, um auf die oberen blicken zu können. Brücken hängen über den Straßen, Treppen schieben sich durcheinander, unten, hinten zieht der Fluß - in der Nacht kann er zum Ozean werden; alle Verwandlungen sind möglich nachts; und nun ist es nicht mehr die Millionenstadt, ein Küstenstädtchen ist's am Mittelmeer, in der Bretagne, das da vom Meer hügelan strebt, malerisch und kapriziös in Felsen geschlagen, eine Irrnis von Gassen, kreuz und quer. Und südlich muten auch die Kirchplätze an, die barocken Fassaden in einer Häuserflucht oder die freistehenden, eng von Häusern umdrängt. Da träumt, ganz still und dunkel, Maria am Gestade mit ihrem siebeneckigen Turm und dem schief angesetzten Chor. Sie guckt um die Ecken, guckt hohe Treppen hinab, drückt sich in die Gäßchen. Nicht weit von ihr ist das alte Judenviertel. Noch heute ist tagsüber Israel laut in diesen Gassen. Trödeln neben Laden, und vor den Türen die mageren Männer in Kaftan und langem Haar und die vollen Frauen. Jetzt ist es totenstill. Die unheimlichen Torwege sind geschlossen, die Läden verammelt, und rührend verlassen, in diesen Winkel verstoßen, trauert das Ruprechtskirchlein, hinfällig und schmucklos. Ringsum schweigt das Ghetto.

Aber auch die Palaststraßen schweigen. Wie schön sind diese Gassen, in denen sich lang, lang die barocken Mauern alter Stadtschlösser hinziehen, lange, blinde Fensterreihen über mächtigen Portalen. Telamonen tragen zerklüftete Giebel, antike Helden ringen und sterben auf Säulenkapitellen, riesige Torbogen klaffen, und Götter Griechenlands bewachen diesen Eingang ins Unergründliche. Gasse auf Gasse, ganz Palastfassade, schlingt sich durch die Stadt, bischöfliche und fürstliche Paläste, sich gegenseitig beschattend, Fenster in Fenster blickend. Auf den Brüstungen der Dächer, die Säulen und Pfeiler der Fassade ins Unendliche und Freie führend,

streben schwarze Statuen in die Nacht. Frauenarme und Männerschultern, wuchtige Nacken, schlanke Hüften, eine zarte Brust, ein schwellender Schenkel zeichnen sich, selbst Finsternis, da ins Dunkel. Erstarrte Tänzerreigen, versteinerte Prozessionen, wandeln die schwarzen Gestalten mondsüchtig ums Dach. Eine Katze klettert auf ihnen wie eine verwunschene Seele, die die verwunschenen Gefährten sucht, und alles still, still.

Und da, zwischen diesen Palastgassen, ein Platz, duftend von Sträuchern, eine ungefüge Kirche darauf. Und im Schein einer Laterne, in Helligkeit und Schatten, ein Kreuzgang, der sich an die Kirche lehnt, eine offene Arkade, in der die Schritte dumpf hallen. Die Minoritenkirche. Ganz südliche Erscheinung. Denn in den Kreuzgang kommt noch Flieder- und Kastanienduft. Der Rathauspark blüht; Goldregen und Schneebälle hängen gelb und weiß. Von daher strömt der Frühlingsatem in die Stadt. Er strömt in die verlassenen Höfe der Burg. Jetzt dehnen sie sich ungeheuer um ihre Denkmäler. Nur in der Schloßwache ist Licht. Licht und Degenklirren. Ein Laut in der Nacht. Ein Laut um Mitternacht. Und schon ist er wieder verstummt. Im Schweizer- und Kapellenhof ist namenlose Stille, und gleiche Stille auf dem Josefsplatz, wo am Palast der Pallavicini die Katyatiden lautlos zu atmen scheinen, unhörbar seufzend unter ihrer Last.

Wie von ihren Bewohnern verlassen ist die Stadt zu dieser Stunde. Und geht ein Mensch vorüber, so ist sein Tritt ohne Schall und er selbst ein Schatten. Nur in der Kärntnerstraße scheint ein Abbild des Tageslebens sein Wesen zu treiben: es sind die vom Tag Verbannten, die umgehen. Geschminkte Frauen, flüsternd und zischelnd, streifen die Straße auf und ab, hängen sich an jeden Mann, der vorübergeht, stehen an den Ecken, winken in die dunkelsten Gassen. Billig aufgeputzt, zugleich Ware und Verkäuferin, die Trostlosigkeit ihrer Zukunft im gleichgültigen, vielleicht hungrig-ängstlichen Lächeln, bilden sie einen armseligen, schattenhaften, stillen Markt. Sie hausen in diesen ältesten Gassen, in Häusern, in denen Höfe, Stiegen, Korridore sich verwirren, Tür neben Tür steht, Gerümpel die Gänge füllt, dicke Luft den Atem benimmt. Aber außen die Gassen, wo Schwibbogen die Mauern stützen, wo undurchdringlich finstere Durchgänge sie verbinden, da ist das Mittelalter wach. Jene Zeit ist lebendig, wo die Menschen ohne Licht und Luft lebten, wo unbegreiflich hohe Kunst aus Zimmern hervorging, in denen die Künstler von heute ersticken würden. Die

Bäckergasse, die Sonnenfelsgasse und all die Gäblein dazwischen, die Griechengasse und der alte Hafnersteinwinkel sind seit Jahrhunderten unverwandelt stehengeblieben. Kaum bedarfs der Nacht, um ihren Zauber zu wecken. Sie führen zu einem tief verwunschenen Platz: dort steht die alte Universität mit ihrer Kirche, ein Plätzlein, in dessen Stille zwei Brunnenmuscheln rauschen. die Stimmen der Vergangenheit und Ewigkeit, ein abgeschlossener unbedachter Saal, von keinem Wagen befahren, von hohen Mauern umhegt.

Und dann weicht die alte Stadt, sie öffnet sich plötzlich, entläßt den Schwärmer. Der steht unter rauschenden Bäumen, am Ring, in duftenden Alleen. Der Stadtpark drüben, Laternenlicht wie Mond im Wipfelmeer, schwillt in Maiblüte. An seinem Weiher geistern die schlanken Pappeln, die Schwäne schlafen in der unbewegten Flut, die die Dunkelheit des Himmels glänzend spiegelt. Auf dunklen Bänken Liebesgeflüster. Suchende schleichen durch die umbuschten Gänge, Gefahr liegt in der Luft. Aber wird nicht alles wesenlos in der Nacht, unwirklich, nicht mehr zu fürchten? Oder alles flößt tiefen Schrecken ein, und die leere Bank ist schwerer von Grauen belastet als jene, darauf ein junger schmallippiger Geselle kauert. Er hat nur Drohungen, ein Messer, einen Diebesgriff; auf der leeren Bank aber warten alle Erschütterungen der Seele. Da nehmen die Toten Platz und lassen die Vergessenen sich nieder, Schatten, eindrücklicher als das Leben.

Und jenseits der alten Stadt, durch Baumreihen von ihr getrennt, der Karlsplatz. Im Nachtdunst grenzenlos geweitet. Zugedeckt von Flieder- und Kastanienblüte. Und aus dem grünen Gehölz, jetzt schwarz wie unterirdisches, leise und schwer bewegtes Meer, steigt die Karlskirche. Selbst nachts schimmert ihre Kuppel grün. Die beiden Trajanssäulen beschirmen sie. Römische Vision in Wien! Vielleicht ein Mißklang am Tage, wo römische Melodien im leichteren Wiener Rhythmus aufklingen, ist sie nur ein neuer Zauber dieser Nacht. Vor ihr die ausgestorbene Budenstadt des Naschmarktes, neben ihr ein endloses kupfernes, grün patiniertes Dach; nichts als flache Horizontalen auf dem langgestreckten Platz, und da recken sich plötzlich die Vertikalen der Säulen auf, dazwischen die versöhnende Rundung der Kuppel, ein Meisterstück von Vedute, Roms würdig, ein Stolz von Wien. Und um es über das Irdische hinaus zu verklären: Fliederduft, abfallende Kastanienblüten, Nachtnebel und drüben, über dem Stephansturm, in der unendlichen Nacht der einzige Stern...

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Aber die Nacht ist nicht lang. Der Tag schickt die graue Stunde voran, die traurigste der vierundzwanzig Schwestern. Zwischen Licht und Dunkelheit wird die Welt zur Leiche. Der Zauber fällt von Giebeln und Türmen, weicht aus Gassen und Plätzen; die Stadtseele ist tot. Grau werden die Dinge, die Empfindungen. In dieser Stunde gibt es keine Helden und keine Liebenden, keine Gedichte erwachen in dieser Stunde, kein Lied findet Stimme in ihr; grau wird alles. Aber plötzlich ist das Licht da. Die Kirchenmauern des Leopoldberges blühen auf, Rosen schäumen aus den Steinfugen, goldener Tau glänzt auf ihnen. Tauben steigen auf wie silberne Morgenfanfaren, die Donau entzündet sich. Licht wird sie, als ein Leuchten strömt sie durchs Land, der Tag ist da! Die Natur belebt sich in der Sonne, das Land erwacht im Licht zum Wirken und Schaffen - aber dasselbe Licht entzaubert die Stadt, jagt die Geister der Romantik von den Brunnenplätzen und den stillen Höfen in die Wälder und bindet die starre, konventionelle, gleichgültige Maske vor das ewig junge, schwärmerische, lebensvolle Antlitz Wiens.

PRATER-MELANCHOLIE <sup>8</sup>

Grau war an diesem Tage Wien gewesen. Herbstregen fiel. Aber abends teilten sich über dem Stephansturm die Wolken, ein sanftes Blau strömte aus kristallener Schale, und da das Tagesleben verebbte, Stille und Nacht in die Stadt zogen, war ein Sternenhimmel über Kuppeln und Türmen ausgespannt, klar und rein, und Gartenduft erfüllte noch die engsten Gassen.

Halbleere Trams sausten an mir vorbei, leere Droschken fuhren langsam dem Stalle zu, wenig Menschen gingen auf und ab, in den Cafés die Tische warteten vergeblich auf müde gewordene Flaneure und Zeitungsleser - wo war das Leben der Stadt? Draußen ist alles, dachte ich, im Prater werden sie schlendern, werden die jungen Mädels Ringelspiel fahren, die Kommiss mit ihren Liebsten im "Eisvogel" soupieren, die Dienstmädchen im Kino und im Panoptikum glücklich sein. - Die Uhr ging auf zehn. Ich fuhr hinaus.

Da schlug mir denn der starke Dunst des nassen Parks alsbald stürmisch entgegen. Die Kastanienalleen schickten den ungestümen Duft ihrer reifen Früchte weithin die Straßen hinaus. ein körperliches Dunkel, durchflirrt von Laternenstrahlen, war der Prater, und wunderlicherweise schien er still und unbelebt am Rande der Stadt zu schlafen. Nicht mehr klang die vielfältige Musik mechanischer Orchester in wüstem Durcheinander aus seinen Alleen. Unbewegt stand der goldene Reifen des Riesenrades im schwarzen Blau der Nacht, von Sternen gesellig umschwärmt. Über der dunklen Laterne der

---

<sup>8</sup> in: *'Unter Weges'* (München 1921; S. 88-98)

Rotunde glänzte feierlich Kassiopeia, die blasse Milchstraße führte in die Stadt zurück, und diese verlassene, soeben noch ausgestorben anmutende erschien mir plötzlich rauschenden Lebens voll gewesen zu sein, da ich am Eingang des dunklen stummen Parkes stand. Nichts belebte ihn; die vorüberfahrenden Stadtbahnzüge warfen einen gelben Glanz auf seine Wipfel, der langsam wieder hinschwand; Trams, die hineinfuhren, verklangen und erloschen bald. Kein Mensch betrat die finsternen Alleen, verließ sie nur, allein, zu zweien, stumm, schnell, als käme er aus unheimlichen und erschreckenden Gegenden. Und ein kühler Schauer ging durch mein Blut, als ich zwischen Buden und Ringelspielen hinging, wo ich Leere und Dunkel fand und Leben, Lust und Licht zu finden geglaubt hatte.

Die Glocken der Stadt schlugen zehn. Jetzt sollte, dachte ich, das Fieber in allen Lebenden aufglühen, sollte die Nachtluft alle Jugend umtreiben, der heiße Tag in Glück verschäumen. Aber Wien schlief. Sein Prater war schon leer, die Ringelspiele hatten ausgedreht, die geheimnisvollen Schaubuden die letzte Illusion abgespielt. Ich ging durch die stillen Budenreihen, über die leeren Plätze, wo der Regen in großen Pflützen stand und die Bäume schwer tropften. Und dort, vor einer kleinen Bude, unter einer roten Ampel, stand noch ein Mann, ein junger Mensch mit verdorbenem Gesicht, der Ausrufer des Tages; und als wäre er ein Mechanismus, der noch nicht ganz abgelaufen ist, rief er noch immer mit heiserer Stimme seine armselig-großartigen Worte ins Dunkle und Leere hinaus, stockte manchmal an falscher Stelle, zerriß sinnlos seine Phrase, müde und gedankenlos, und dann ging der Mechanismus weiter. Ein lebendiges Grammophon - stand da das nutzlose Menschenleben, ein Gefäß, bestimmt, Schönheit, Klugheit, Glück, Eregung zu spenden, jetzt Schale eines sinnlosen Sprechapparats. Da stand der junge Mensch, hinter ihm der Kassentisch war schon leer, der zurückgeschlagene Vorhang zeigt ein dunkles Loch, aber er, aufgezo-gen und noch nicht abgelaufen, schrie heiser, stockend, dennoch unverdrossen den Inhalt seiner Walze in die Nacht... Wo waren seine Gedanken? Dachte er überhaupt noch? Wartete er, bis die Dirne, die ihn aushielt, nach glücklichen Geschäften kam, ihn abzuholen? Wie lange mochte er hier noch stehen und seinen Bombast nutzlos ausschreien? War das noch ein Mensch? Er sah mich nicht einmal, als ich an ihm vorüberging. In seinen Augen war nichts als das Dunkel, in das sie blickten. Zerrissen, stumpf, schmutzig stand er auf der kleinen Treppe; die goldene Tresse, auf eine alte Mütze

aufgenäht, war ihm wie ein Reifen von der Trostlosigkeit um die Stirn gelegt.

Und drüben, vor der magischen Bude, wo am Tag ein alter Bursche sinnverwirrende Illusionen verhielt, die Geheimnisse von Paris zu zeigen versprach und die Wunder der Frauenschönheit, *„nur Erwachsenen zugänglich“*, in seinem Leinwandzelt zu enthüllen behauptete, da lehnten jetzt an den wackelnden bunten Wänden zwei Artistinnen, hoffnungslose Mädchen, Reste armseliger Schminke auf den Wangen, bleich von Brot und Kartoffelnahrung, stumm wie Tiere, die nichts zu sagen haben, jung und doch schon grauenvolle Vergangenheit hinter sich, wenig über zwanzig und schon seit zehn Jahren die Beute schäbiger Proletarierlust, hoffnungslos müde ihres Tuns, ihres Lebens, ihrer Lust sogar, empfindungsloses Werkzeug ihres kleinen Impresarios. Ihr dünnes aufgelöstes Haar fiel schwer und fett auf ihre nackten mageren Schultern; ein altes Flitterkleid bedeckte sie mit billigem Glanz bis zu den Waden; durchbrochene Baumwollstrümpfe, blinde Lackschuhe, eine zerrissene Schärpe - was waren das für Männer, die in dieser Bude mit glühenden Augen saßen und denen diese elenden Geschöpfe Träume von Pracht und Lust verlebendigten?

Und als kröche an diesem späten Abend alles, was tagsüber für ein paar Kreuzer schön, geheimnisvoll, fremdartig und leidenschaftlich sein mußte, aus seinen Buden an die Luft, um da einmal aufzuatmen, sich auf sich selbst zu besinnen, sah ich überall hinfällige, müde Wesen vor den Türen stehen, auf nassen Schwellen sitzen. Prächtige Fassaden mit Orchestrions und Pampachéfiguren entließen ein kleines, verwachsenes Wesen, das aus einem Buckel Kapital schlagen mußte, ein Kapital von einer Krone täglich; entließen eine Frau, die ihre Fettsucht zur Schau stellte, ein gräßliches Muttermal Fremden zeigte; entließen einen Zwerg, der von seinem kahlen Kopf die fette Perücke nahm. Hier entpuppten sich jetzt Mißgeburten und Paradiesschönheiten. Der wilde Indianer wischte sich Schminke und Tätowierung ab und wurde ein blasser, armer, stiller Mensch, der vielleicht glückliche Jugend, schuldlose Sünde, unfreiwillige Abenteuer seines Lebens überdachte. Die berühmte Dame ohne Unterleib stand hier auf ihren gesunden Füßen, und es ward unbestreitbar offenbar, daß sie nicht nur ihren Leib besaß, sondern auch noch glücklichen Umständen entgegenschau; je nachdem ihre Formen es zuließen, trat sie auf als jene halbierte Dame oder als schwebende Jungfrau, die geheimnisvoll in der Luft hing, von der

Magie ihres Impresarios aufgehoben. Und da fiel ein verlorener Laternenstrahl auf ein stummes Ringenspiel, das sich langsam drehte, als träumte es von seinem Tagewerk. Ein hölzerner Löwe glitt, zu Sattel und Zaunzeug erniedrigt, vorbei, dann schob sich ein leuchtender Schwan furchtlos hinter der Bestie drein, ein vergoldeter Galawagen schaukelte von Dunkelheit durch Licht in Dunkelheit, ein Rappe streckte seinen feurigen Kopf hervor - dann stand alles still. Drüben regte sich eine Schaukel an ihren Ringen, es klirrte und kreischte leise. An einer Tür flatterte ein dunkler Vorhang gespenstisch. Ein Pärchen kam langsam über den Platz. Und die Wasserlachen spiegelten Laternenschein goldig wider. Ich verließ diese traurige Stadt, die ohne Menschen und Musik mit böser Verzauberung geschlagen zu sein schien. Und da waren die Alleen, die dunklen, tiefen, sanft verschwunden. Es tropfte von den nassen Bäumen, es rieselte sacht in der Dunkelheit. Ein fernes Weinen konnte es sein oder ein verstecktes wollüstiges Lachen. Die Wege waren weich; sie glänzten, wo nur ein Lichtschein sie traf.

Aus einem Kaffeehaus kam eine Stimme, die sang. Heiser war sie vielleicht, müde, abgesungen. Aber die dunkle Ferne machte sie schmachtend, weich und sehnsüchtig. Und aus dem Tschardasrestaurant zog ein Geigenstrich her, die Schlußkadenz eines Tanzes, ein ungarisches Aufschluchzen in Musik umgesetzt, eine leidenschaftliche Phrase, das langsame Geständnis einer unerträglichen Liebe. Und als hätte dieser Geigenstrich eines sehnsuchtsvollen Zigeunerjungen alle Liebe geweckt oder doch mich sehend gemacht für die leidenschaftlichen Umtriebe der Nacht, entdeckte ich plötzlich Liebende auf allen Wegen des Parks. Sie gingen tief versunken, Leute, denen die Welt abhanden gekommen ist; sie gingen verstörten Schrittes, noch furchtsam selbst im Dunkeln, heimlich sich flüchtend, aus Liebe ein Verbrechen machend; oder sie gingen schnell und stolz den Auen zu, göttlich freiem Lager entgegen, in einer Wiese, am Stromufer, von Sternen umwogt, von Wasserduft gewiegt; sie saßen auf den dunklen Bänken, und all die süßen Laute der Liebe raunten unter den Bäumen: Flüstern, Küsse, Seufzer, etwas wie Lachen oder Schluchzen. Und ich entdeckte Einsame. Junge Männer, die Sehnsucht und Verzweiflung oder allzu großes Glück oder Laster in den dunklen Park trieb, die mit suchenden oder lauernden Blicken daherschlichen; Mädchen, die sich nichts Besseres wußten, als im tiefsten Schatten Unbekannte anzurufen, Unbekannten sich zu unterwerfen; bleiche Apachengesichter und Dirnenfratzen kamen und

gingen wie Visionen im Schein einer Laterne. Die Hauptallee hinab rollte langsam ein Wagen. Nur der Klang der Pferdehufe; sonst Nacht, Stille und Geheimnis. Aus den Kaffeehäusern drang das Licht nicht mehr bis in diese Tiefe der Allee. Da war die Sommernacht ungestört. Ein unbekanntes Tier pfiß im Dickicht. Dort saß ich fröstelnd auf einer dunklen Bank. Soldatensäbel klirrten; ich sah niemanden. Ein Menschenschatten glitt vorbei; ich hörte nichts. Traum war die Welt, Gespenst das Leben. Ein Paar kam den Weg hinauf, es sah mich nicht und blieb in der doppelten Nacht eines Baumschattens stehen. Sie sprachen nichts, aber sie nahmen Abschied voneinander. Sie hielten sich stumm in den Armen, und dann lösten sie sich. Die Gebärde war Verzweiflung, und ich erlebte, wie ein Einziges sich spalten kann. Sie ging der Stadt zu, dem fernen Lichterschein, dem Platz, der mit dumpfem Geräusch goldig zu dampfen schien; er blieb und sah ihr nach... Ich sah dem Manne nach, der über die Allee schritt und drüben verschwand. Als ich viel später meine Bank verließ, fiel fern, drüben, dumpf ein Schuß.

Um Mitternacht hatte auch die Liebe den Park verlassen, und als die letzten Bäume hinter mir blieben und ich mich müde an das kaltnasse Gestein der Bahnbögen lehnte, war nur noch die Traurigkeit in allen Alleen. Immer ist sie am tiefsten, wo sie die Lust ablöst. Und wo tagsüber junge Mädchen sich auf Ringelspielen drehen, hundert Leierkästen spielen, junge Soldaten sich Schätze suchen und Kinder ihre ersten Begierden entdecken, da ist die Nacht tränenvoll, kummerreich und an dunklen Geheimnissen schwer.

## **DER BÄR <sup>9</sup>**

Ein Zufall, den viele seiner äußeren Umstände wegen wohl einen glücklichen nennen möchten, hatte mich in diesem letzten Jahr in das glänzende Baden-Baden verschlagen. Da mein freies Amt als Bücherschreiber mich in den herrschenden teuren Zeiten nicht mehr ernährte, hatte ich mich gezwungen gesehen, eine Stellung zu suchen, und solche auch unverhofft bald und einträglich gefunden als Sekretär eines unserer größten und reichsten Industriellen.

Dieser kühne und fürstliche Mann war für die schönsten Wochen des Jahres aus seiner westfälischen Stadt also nach Baden-Baden übergesiedelt und bewohnte im Gebäudekomplex des Hotels Stefanie eine schöne, üppige Villa, da er mit Familie und Gefolge eine stattliche Zimmeranzahl in Anspruch nahm. Ihn begleiteten seine kränkliche Frau, eine geborene holsteinische Gräfin, seine drei halberwachsenen Söhne mit ihrem Gouverneur, eine ältliche Nichte, eine Gesellschaftsdame, eine Pflegerin, der Kammerdiener, ein Chauffeur, ein Reitbursche, ein Boy. Die Mahlzeiten lieferte die Hotelküche, sonst lebten wir ganz für uns und ohne Zusammenhang mit der Hotelgesellschaft in unserem Hause, von dessen Terrasse wir gerade auf die große Veranda des Hauptgebäudes blicken konnten und mittags und abends die zahlreichen Gäste bei ihrem Mahl unter unseren doch gleichgültigen Augen hatten. Ein Gartenstreifen trennte unsere Villa von dem lustig umgrüntem Bett der Oos, die von Bergwasser geschwellt über ihre

---

<sup>9</sup> in: *'Der Strandläufer und andere Novellen'* (Berlin o.J.; S. 213-227)

Steinstufen rauschte und zumal in den stillen, duftenden Mainächten eine eintönig bezaubernde Musik machte. Jenseits standen dann in üppigstem Laub die Anlagen der Lichtentaler Allee, deren sündhaft gedankenloses Treiben nur als Flimmern und Summen zu uns drang.

Mein Amt war das leichteste der Welt. Ich hatte um halb neun Uhr morgens die eingelaufene Post zu sichten, zu lesen und um neun Uhr meinem gütigen Herrn Bericht zu erstatten. Wir konferierten dann bis zehn Uhr, ich nahm seine Wünsche entgegen und hatte ihm abends vor dem Diner die Antwortbriefe zur Unterschrift vorzulegen. Um drei Uhr nachmittags beschäftigte er mich noch einmal mit der Tagespost. Für zwei beliebige Stunden stand mir ein junges Fräulein aus der Stadt zur Verfügung, der ich die Briefe in ihre kleine, blitzende, klappernde Maschine diktierte. Daß ich mich auf diese fast schon alltägliche Art des Schreibens nicht verstand, hatte meinen Herrn nicht abgehalten, mich zu engagieren. Als ich ihm, beschämt von der Größe der von ihm vorgeschlagenen Besoldung, gesagt hatte: "Und ich kann nicht einmal maschinschreiben", hatte er liebenswürdig geantwortet: "Diese selten gewordene vornehme Zurückhaltung im Gebrauch moderner Technik ist mir so ungemein schätzbar an Ihnen." Aber ich vermutete, obschon nie etwas darauf hindeutete, daß seine Frau und seine Nichte hinter meinem Engagement steckten, denn beide Damen, wie sie mich zart merken ließen, waren Freundinnen und Kennerinnen meiner Bücher.

In der übrigen Zeit des Tages nun war ich völlig frei und unabhängig. Ich nahm an den Mahlzeiten der engeren Familie teil, hatte aber sogar das Recht, unentschuldigt fehlen zu dürfen. Wir frühstückten um halb eins, tranken um halb fünf den Tee mit Kuchen, dinierten um sieben, und um halb zehn wurde noch einmal Tee mit Sandwichs gereicht. Ich verbrachte meine Zeit meist außerhalb des Hauses, auf den herrlichen Waldstraßen in der Umgebung des Bades, auf den Gipfeln der sanften Berge, in kühlen Wiesenmulden und hatte manchen Waldwinkel gefunden, in dem ich stundenlang mit Büchern und Schreibpapier saß. Aber die einen blieben ungelesen und das andere unbeschrieben, denn wieder einmal sprach die Stimme der Erde so überwältigend zu mir; Baum, Vogel, Wind und Welle bemächtigten sich meiner und ich genoß - ja, mich selbst? die Natur? nun: unseren Zusammenhang, unser Ineinanderströmen, das beglückender war als Lesen und Schreiben. Im Gegenteil erschien mir in dieser Zeit alle

geistige Arbeit der Menschenhand als ein Tand und Trödel, indes das so selbstverständlich Schöpferische der Natur mich zum Beter machte.

Und nun geschah hier, in dieser Waldmulde, in die die Stadt gebettet ist, wo alles in Maienschönheit himmelhoch blühte, das Häßliche und Bittere, was mir nicht nur diesen Ort, diese Zeit verdüsterte, sondern noch lange als trübe, schattende Wolke mein Dasein verdunkeln wird. So ein kleines Begebnis, selbstverständlich in Anbetracht der Menschennatur! Aber erschrickt man nicht immer wieder tief aufs neue, wenn man unverhofft der Menschennatur ins Auge blickt? - Ins Herz blickt, wollte ich sagen. Aber wo hat sie ein Herz? -

Es war an einem strahlenden Tage, und wir hatten das Essen soeben beendet. Es war nach ein Uhr; und drüben im Hotel saßen die Gäste auf der Terrasse, im Schatten der Markisen, und Fisch, dessen Geruch herüberzog, wurde serviert. Wir schälten noch die blutenden Orangen, und mein Herr war schon bei seiner Zigarette. Da hörten wir ein fernes aufgeregtes Lärmen und sahen die Lichtentaler Allee herauf sich wälzen einen Menschenhaufen, der sich um irgend etwas zu scharen oder irgend wem zu folgen schien. Erkennbar war noch nichts. Die drei jungen Herren des Hauses - nach einem flehenden Blick um auch gewährte Erlaubnis - sprangen von der Veranda, wo wir saßen, hinab an das Flübchen und riefen blöd entzückt: "Ein Bär! Bären! Tanzbären und Zigeuner!"

Und da kam auch schon der Menschenhaufe quer durch die Anlagen auf das Brückchen zu, das gradeswegs zum Hotel und seiner Speiseterrasse führt. Jetzt unterschied man einen älteren und einen jüngeren Mann, die jeder einen Bären an der Kette führten, hinter ihnen eine junge, sehr schöne Frau und einen Knaben, die auch einen Bären zwischen sich hatten. Diese vier fremdländischen, schwarz-braunen schönen Leute mit unbewegten Gesichtern und flammenden Augen erschienen in der Mitte des aufgeregten Haufens wie vertriebene stolze, entwürdigte Götter. Aber noch heroischer, ja fast tragisch wirkten die drei gewaltigen wilden Tiere, die hoch aufgerichtet, schwer und langsam, wie erhaben über Menschentreiben, neben ihnen schritten.

Auf der Hotelterrasse hatte sich alles angeregt erhoben, Rufe ertönten, Kinder eilten die Stufen herab, mutige Herren mit weißen Gamaschen, mit amerikanischen Frisuren drängten sich an den Balustraden, Damen in hellen Toiletten mit Blumenhüten stiegen sogar auf Stühle - aber schon sprangen Kellner hinzu, mit flatternden Frackschößen und Servietten, eilten auf das Brückchen zu und erhoben mit Armen und Stimmen Einspruch gegen das unbefugte Betreten des Hotelgeländes.

Indessen war ich hinübergegangen und stand dicht bei dem Schauspiel. Die Baden-Badener Jugend, die den Bärenführern gefolgt war, hatte das Brückchen des Stefanie-Hotels nicht zu betreten gewagt und stand drüben in den Anlagen, stumm, fiebernd, heiß wogend. Aber nun rief ein Herr von der Terrasse, man solle einen der Leute nmit einem der Tiere näher kommen lassen. Dieserr Herr mußte wohl von besonderer Gewichtigkeit sein, denn sofort gehorchten die Kellner, drängten den Alten, die Frau und den Knaben über die Brücke zurück, schlossen das Türchen an ihrem Ende und bedeuteten dem allein gebliebenen jungen Mann, mit seinem Bären sich der Terrasse zu nähern.

Dieser Mann, so schmutzig und verkommen in Tracht, Haltung und Gesicht wie nur je ein Vagabund, schien plötzlich eingeschüchtert, da er sich allein und dieser Versammlung reicher, glänzender Männer gegenüber sah. Er ging fast zitternd durch den Gartenweg dem Hotel zu, und sein Bär, der kleinste der drei, lief mit gesenktem Kopf hündisch neben ihm, nachdem er sich langsam auf seine Vorderbeine herabgelassen hatte.

Der Mann schüttelte indessen mechanisch ein großes Tambourin und wiederholte stammelnd, was er schon vorher den auf ihn einstürmenden Kellnern entgegengehalten hatte: "Nix betteln, Bär tanzen. Herrschaften nur nach Belieben zahlen. Nix betteln. Gute Bär tanzen. Herrschaften lustick sein."

Und nun ermannte er sich langsam, sah zurück, wo seine Genossen an der gesperrten Brücke standen und ihm in unverständlicher Sprache zuriefen, und besann sich auf sein Amt. Er riß an der Kette, die an einem Ring in der Nase des Bären befestigt war, ein heftiger Schmerz durchzuckte das Tier, es richtete sich schnell auf und begann sich ungefüge zu drehen. Dazu lärmte das große Tambourin, der Mann stieß grelle Rufe aus, zerrte an dem

Nasenring, und der Bär, in einer Wolke tierischen Dunstes, tanzte den Schmerz seiner Gefangenschaft, seiner Peinigung, seines Hungers. Ein enger lederner Maulkorb umschloß fest sein spitzes Maul, seine Tatzen zuckten schwach, und Zähne, blütenweiß wie Jasmin, erglänzten jung, schön und rührend an seinem gefesselten Maul.

In vorsichtigem Umkreis stand die Hotelgesellschaft um das Schauspiel geschart. Ich sah in diese Gesichter und erschrak vor der fühllosen Neugier, der kalten Lust, der satten Lässigkeit in ihnen. In keinem Auge Verständnis, Gefühl, Mitleid für das Tier, dessen Schmerz und Gram als Grotteske vorgeführt wurden. Ist eines Tieres Kummer, da es stumm ist, nicht der fürchterlichste? eines Tieres Martyrium, da es wehrlos gegen menschliche Verruchtheit, nicht das ungerechteste?

Aber die Kinder jauchzten, und keine Mutter weinte darüber. Die Damen lächelten und fürchteten sich süßwohlig. Die Gedanken der Herren - oh, sie machten sich ja keine. Und zürnen mochten dem Schauspiel nur die Köche, denen das Essen verdarb.

Ich stand dicht bei dem Bärenführer, dessen Schönheit so schmutzig verzerrt war. Er streckte sein Tambourin aus, und ein Kellner nahm es ihm ab und ging damit bei den Herrschaften umher, damit der stinkende Geselle sich nicht den duftenden näherte. Der Bär fiel wieder nieder und kroch an den nächsten Baum, drückte sich da an den Stamm, und seine Augen, in Todesangst, in Menschenfurcht, in Hunger und Schmerz, richteten sich auf mich. Da spürte ich, wie sich mir das Herz umwandte... Ein Brudergeschöpf rief mich, eine Seele von dieser meiner Welt berührte die meine, das Tier war nicht länger stumm. Ich ging zu ihm, legte die Hand auf seinen Kopf, und es schmiegte sich mir entgegen. Es war noch so jung, aber sein schönes braunes Fell war verfilzt, verschmutzt, starrte von Kot oder getrocknetem Blut oder Eiterschorf. Die elendeste, jammervollste Kreatur erbebte unter meiner Liebkosung, der ersten ihres Lebens.

„Wie lange habt Ihr ihn?“ fragte ich den Mann, der mich feindlich ansah.

Er zuckte die Achseln. „Nix deutsch“, sagte er rauh. Und mit einem Blick auf das Südländische meines Gesichts fügte er hinzu: „Ma é italiano, signore! parlo italiano, parlo tutte le lingue. Son‘ io turco.“

Und da ich ihn verstand und ihm antwortete, began er in dem übelsten Italienisch aller vermengten Dialekte eifrig zu schwatzen.

”Er fürchtet sich”, sagte ich. Der Bär drückte sich zitternd an den Baum, diesen Genossen seiner Kindheit, das einzig nicht Fremde für ihn hier. ”Woher kommt Ihr?”

”Von Pforzheim und gehen nach Karlsruhe.”

”Immer unterwegs? Woher habt Ihr die Bären?”

”O, wir haben sie schon lange”, sagte er ausweichend. ”Mein Vater, meine Schwester, mein Bruder - ” und er verlor sich in sinnlose Mitteilungen.

Ein Kellner brachte das Tambourin, es war gefüllt mit Geld, Brot, Äpfeln, Nüssen. Alles stopfte der Türke in seine Taschen. Von der Brücke her kam ein geller Ruf der Frau, und er entgegnete lachend, mit enem Gebiß, jung und schön wie das seines Bären. Offenbar war er zufrieden. Die Leute um uns verliefen sich langsam, kehrten an ihre Tische zu Fisch und Wein, Braten und Salat zurück. Nur ich sah noch immer auf den Bären, der da bebend kauerte, Angst im Blick wie ein Kind, vor dem ein furchtbarer Riese aufwächst, und auf den schmerzhaften Riß an der Kette wartete.

Da durchflutete mich wie ein Feuer ein Wunsch: Dieses Tier erlösen! es retten, vom Menschen befreien, dem Schmerz entreißen. - Aber womit? Mein bißchen Gehalt mochte nicht reichen, den habgierigen Türken zu befriedigen. Und was gab es außer Geld, ihn zu rühren! Zu meinem Herrn eilen, ihn bitten - aber da überfiel mich - o Fluch der Herzensschwäche! - die Angst der Lächerlichkeit... Ein Tier retten, wo so viele Menschen zu retten waren? Für ein Tier opfern, womit man einem Menschen helfen könnte?

Eine leise Hand legte sich auf meine Schulter, und mich umwendend, sah ich in das blasse, milde Gesicht einer alten Dame, der ich in den Hotelgärten und auch im Walde schon oft begegnet war. Stets war sie begleitet von einem sehr jungen Mädchen, das vielleicht ihre Tochter sein mochte, und das bei aller rosigen Jugend immer wunderbar still und gelassen mir erschienen war. Ich hatte mir angewöhnt, diese beiden stillen Gestalten bei unseren Begegnungen stumm zu grüßen, und hatte immer ein sanftes

gütiges Doppellächeln geerntet. Nun standen sie da, und die alte Dame sagte: "Ich errate Ihren Wunsch, lieber Dichter. Ja, wir wissen, wer Sie sind, und grüßen Sie als den guten alten Freund unserer Leseabende. - Sie haben die Macht dazu. Der Bär gehört Ihnen. Frage, Ellen, den Mann, was er will."

Und das junge Mädchen fragte in schönem Toskanisch den Türken, um welchen Preis er das Tier hergebe.

Der Mann erschrak und rief im selben Augenblick: "Fünftausend Mark, Fräulein!" Und schien schon zu bereuen, nicht das Doppelte gesagt zu haben.

"Fünftausend sagt er?" fragte die alte Dame. "Ich habe es nicht bei mir, aber sagen Sie ihm, bitte, er solle es sich in zwei Stunden holen. Oder arrangieren Sie es nach Belieben."

All dieses Merkwürdige, fast Wunderbare erschien mir doch natürlich und selbstverständlich, und indem ich dem Vagabunden hundert Mark gab, bestellte ich ihn nachmittags um vier in den Merkurwald, an eine genau bezeichnete, nicht zu verfehlende Stelle, und sah ihm nach, wie er mit dem Tiere abging, aufgeregt von seinen Leuten empfangen.

Aber die alte Dame, mir die Hand reichend, sagte: "Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Möglichkeit geben, eines Dichters Wunsch zu erfüllen."

Und die Tochter fügte mit ihrer zarten, fast krank klingenden Stimme hinzu: "Aber was werden Sie mit dem Bären tun! Er geht in keine Hundehütte!"

Und wieder die Mutter sagte: "Kennst Du unseren Dichter so schlecht? Er liebt das Tier und kennt den Menschen, und also wird er es vom Menschen überhaupt befreien. Aber nun müssen wir speisen, Ellen."

Ich sah ihnen nach. Ellen hob die Hand der Mutter auf und küßte sie.

Eine Stunde später brachte mir ein Hotelchasseur in einem Umschlag fünftausend Mark. Und um drei Uhr verließ ich das Haus, um zur rechten Zeit im Walde zu sein und Herr eines Bären zu werden. Aber in der Tasche hatte ich den Revolver meines Herrn, dreimal geladen, und mich begleitete unser Boy, der zwei Grabscheite geschultert trug und die Last nicht spürte

vor der Neugier, was es da im Walde für ein geheimnisvolles Abenteuer geben möchte.

Der Wald stand im goldigsten Maiengrün. Kein Vogelsang. Aber eine noch eiligere Stimme musizierte in den bebenden Gewölben des Laubes. Wir verließen den breiten Weg und schlugen den Steig nach einer alten Holzfällerhütte ein. Dort saß schon der Türke, und seine Augen verrieten, daß er sein Geschäft bereits mit dem Wein des Landes begonnen hatte. Wie ihm angesagt, war er allein gekommen. Der Bär hockte neben ihm. In dieser ungewohnten Waldesstille, die Kette locker neben sich, war ihm die Angst aus Augen und Seele gewichen. Er bewegte langsam, wie träumerisch, sein junges schweres Haupt und genoß den Augenblick.

Der Türke begann noch einmal zu feilschen, verlangte einen Tausender darüber, aber als ich mich abwandte, griff er gierig nach dem Geldpäckchen in meiner Hand, steckte es ein, murmelte Gruß, Segen und Fluch in einem und lief davon. Am plötzlichen Aufhören des Geräusches merkte ich wohl, daß er sich nicht weit entfernt hatte. Hinter einem Baum verborgen mochte er lauern und spähen, was ich mit dem Bären beginnen würde, der mir da in der phantastischen Aufwallung eines Herzens wahrhaft aufgebunden worden war. Aber ich scherte mich nicht um ihn, vergaß ihn und meinen kleinen neugierfibrigen Begleiter und empfand mich mit dem Bären wie allein vor Gottes freundlichen Augen, allein ein Mensch mit dem Tier im Beginn der Schöpfung, und mein schweres Amt war, über das Tier zu entscheiden.

Machte ich es mir zu leicht, indem ich es dem Tode bestimmte? War diese Lösung keine, weil sie keinen Ausgleich, nur einen Ausweg fand? Aber gab es, solange der Mensch auf der Erde war, auf dieser Erde für das Tier ein Paradies? auch nur ein Wohlergehen? Was macht der Mensch aus dem Tier? einen Luxusgegenstand, ein Schauspiel aus seiner Versklavung und Dressur für harte Herzen, eine Karikatur seiner selbst, indem er es vermenschlicht und aus Natur und Freiheit in seine Wohnstätten zwingt, oder er legt ihm die Arbeit von Maschinen auf, bringt es unter Zaum und Zügel und Joch.

Konnte aber also ich, ein Mensch, der nie die Mitte kannte und von Extrem zu Extrem flog, anders entscheiden als: Tod? Seinen russischen Wäldern, seinen Karpathenbergen konnte ich ihn nicht wiedergeben, das geraubte

Kind dieser Urlandschaften - also ihn versetzen auf die Asphodeloswiesen Elysiums, wo er mit Reh und Löwe wandeln würde.

Ich zog den Revolver und setzte ihn dem Bären an die Stirn. Hinter mir ertönte ein heller Schrei, das war Edwin, der Boy, der sich ob des Abenteuers entsetzte. Aber der Bär saß still und zusammengesunken da und rührte sich, ahnungslos, nicht unter dem kalten Lauf der Mordwaffe. Er sah mich an mit tieftraurigem Blick, seine Kette hing ihm lose am Nasenring herab, aber er dachte nicht an Flucht. Das Ledergeflecht schnürte ihm fast das Maul zu - und ich nahm es ihm nicht ab... ich Feigling! wenn er zubiß! Mit dem Unverstand des Tieres seinen Retter tötete oder doch einen ungleichen Kampf entfesselte?

Ich hielt ihm den Revolver an die Stirn und dachte... - Aber da nahm ich wieder den schändlichen Standpunkt außer mir ein und sah mich selbst dastehen, im Begriff, ein Tier zu "erlösen". Liebe? - ach nein, Sentiment! Verständnis, Brüderlichkeit, Hochherzigkeit? - o nein, Literatur! Phrase! Selbstgefälligkeit! - Oder tat ich mir selber Unrecht? Wer wüßte, wie in dieser tragikomischen Stunde mein Herz nicht schlug, sondern zuckte, tiefst aufgewühlt, hingerissen von Liebe zu dieser Bärenkreatur, bereit, mich hinsinken zu lassen vor dem Tier und es zu umarmen, mein warmes, atmendes Mitgeschöpf auf der blühenden Erde. - Wer dies wüßte, würde mich weder sentimental noch literarisch schelten. Nie war ich besser und glühender, wahrer und inniger Mensch als in diesem Waldwinkel. Ich war Mitmensch des Bären. Und ich drückte ab...

Ich hatte die Augen geschlossen. Ich spürte einen Stoß in der Hand, im Puls, im Gelenk. Ich schoß dreimal.

Als ich die Augen öffnete - und ich hatte keine Empfindung für die verflossene Zeit -, lag mein Bruder Bär regungslos am Boden vor mir. Noch zuckten seine Tatzen, dann sanken sie nieder. Über sein Ohr floß Blut, und sein Maul, ein wenig geöffnet, ließ sein junges, schönes Kindergebiß blitzen.

Ich bückte mich und löste den Maulkorb. Noch stieg der warme Tierdunst an mir hoch. Langsam öffnete sich das Maul, und auftat sich die rosige Pracht des Gaumens, der Zunge und das Elfenbeingefüge der Zähne. Die kleinen Augen trübten sich, roter Schleim quoll aus dem Mundwinkel - und ich fröstelte.

Ich unterdrückte alle Gedanken. Ich rief meinen blassen, fast zitternden Jungen, und wir begannen ein Grab zu schaufeln. "Tief," sagte ich, "tief." Wurzeln erschwerten uns boshaft die Arbeit, versunkene Steine klirrten, unser Schweiß rann. Aber nach einer Stunde lag der Bär unter einem Hügel - und wie lange noch, so würden Moos und Gras, Efeu, Farren ihn umwuchern und die letzte Spur einer lächerlich traurigen Geschichte verwischen.<sup>10</sup>

Aber doch war diese Geschichte damit nicht zu Ende, es kam noch ihr ironisch-gemeines Nachspiel...

Ich sandte am nächsten Tage der alten Dame, meiner plötzlichen Freundin, einen Brief mit der bescheidenen Bitte, die beiden Damen einmal zum Bärengrab begleiten zu dürfen. Und noch am selben Nachmittag stiegen wir unter trübem Himmel den Wald hinauf zu der abgeschiedenen Stelle, wo ein verirrt und vergewaltigtes Urgeschöpf zum Frieden gekommen war.

Ich ging zwischen den beiden Frauen, der holden jungen und der milden alten, die meinen Arm nahm. Wir sprachen nicht viel und das wenige von Liebe und Treue der Tiere, mit denen sie die Herrschsucht der Menschen vergelten. So gelangten wir in den beklommen schweigenden Wald und an die Stelle des gestrigen Ereignisses. Aber da blieben wir, von Schreck geschlagen, stehen, denn das Grab war roh zerstört und hastig wieder zugeworfen, mit Füßen fest gestampft, ein Scheit - wohl ein irgendwo gestohlenen - daneben liegen geblieben, und ich erriet:

Der Bärenführer war mit seinen Leuten hierher zurückgekehrt, sie hatten das Grab geöffnet, den Bären herauf geholt und ihm das wertvolle Fell abgezogen. - Wie auf einer Bühne sah ich diese nächtliche Szene mit Laternenschein, dumpfem Geflüster, funkelnden Messern. Ich sah den blutigen Rumpf sich aus dem braunen Pelz schälen... Und vielleicht, ja gewiß noch hatten sie sich einen Schinken nicht entgehen lassen, einen mageren Bärenschinken, den sie in einem Kupferkessel kochten - - Und ich hörte sie mit ihren hellen, rauhen Stimmen reden, lachen, sie schmatzten, zählten das Geld, streichelten das Fell, kosteten das Fleisch...

---

<sup>10</sup> [VIER PFOTEN](#)

Ja, sie hatten recht, ja, ich sah es ein! Wahnsinn war es, lächerliche Gefühlsüberspannung, das Fell nicht abzuziehen. Gab es nicht einen herrlichen Teppich für den Divan oder wunderbar wärmendes Pelzfutter für einen Mantel? Aber dennoch - ein Grab aufreißen, eine Leiche schänden, und sei es die eines Tieres - o, gemeiner, habgieriger Mensch, dem nichts heilig ist! Er raubt und knechtet Leben, verkauft es, bestiehlt es danach - und an dem Tiergrab schämte ich mich meines Mitmenschen...

Das junge Mädchen hielt meine Hand und sah mich angstvoll an, und die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf.

"Armer Träumer," sagte sie leise, "wissen Sie noch immer nicht, daß Liebe das Hilfloseste ist, das Vergeblichste, das Törichste? Güte greift immer fehl: daran erkennt man sie, denn die wahre ist blind."

"Güte," sagte ich heftig, "o Güte! damit wieder Güte auf die Welt kommt, müßte man den Menschen ausrotten!"

**AUFZEICHNUNGEN**  
**EINES WACHTELHÜNDCHENS** <sup>11</sup>

Das Allermerkwürdigste ist, daß ich jahrelang in dem Wahn gelebt habe, ein Mensch zu sein. Diese fixe Idee ist offenbar zugleich mit meiner Intelligenz oder meinem Bewußtsein von mir erwacht. Und daß niemand dahinter kam! Daß alle meine Wahnvorstellung unterstützten!

Wer waren meine Eltern? Ich habe sie nun seit Jahr und Tag verloren... Waren sie Menschen und schämten sich, ein Tier gezeugt zu haben? waren sie selber Hunde? - Da ist etwas, was ich nicht begreifen, nicht fassen kann: das ist meine ganze Vergangenheit bis zu dem Tage, wo ich erwachte. Erwachte zum echten gesunden Bewußtsein, meinen Wahn abschüttelte. Aber vorher - da ist vieles unerklärlich.

Ich wurde also erzogen und wuchs auf als Mensch. Zwanzig Jahre lang. Meine Mutter war eine schwermütige Frau, die ihrem Manne das Leben nicht leicht und heiter machte. Deshalb trank Vater auch. Oft nachts bin ich erwacht, wenn er mit Gesang heimkehrte. Betrunken war er wie ein junger Gott, übermütig, schwebend, liebevoll, schön. Er hob mich Kind aus dem Bett und tanzte mit mir. Einmal, ich weiß, ich ging schon zur Schule, geschah dies alles in einer Juninacht. Es war Vaters Geburtstag gewesen, und er hatte ihn mit Freunden gefeiert. Ich erwachte, als er heimkehrend

---

<sup>11</sup> in: *'Leidenschaft'* (Berlin 1922, S. 207-227)

auf einer Flöte spielte. Mutter hatte sich nicht ausgezogen, und als Vater mich aus dem Bett holte, sprang sie ans offene Fenster, schwang sich hinauf -

Da erwachte Vater. Er hielt sie fest, rang mit ihr; ich, verständnislos oder ahnungsvoll, hielt sie am Kleid und jammerte: "Geh nicht aus dem Fenster, Mutti, geh nicht aus dem Fenster - "

Danach hielt sich Vater lange gut, bis er wieder die Kraft verlor.

Damals war ich sieben Jahre alt, und schon zwei Jahre hatte ich mein Hündchen, ein süßes, gelbes Wachtelhündchen, ein Weibchen. Das war mein erster bewußter Wunsch gewesen: ein Hund! Es war mein Urwesen, was sich da regte, die Sehnsucht meines Innersten, mein noch Unbewußtes tastete zur Welt.

Meine Eltern schenkten mir dieses kleine ganz junge Hündchen. Ich durfte es fünfzehn Jahre lieben, bis zu seinem Tode, den ich ihm selber gab, gütiges Schicksal über ihm, sein Erlöser und Gott.

Ja, ich liebte es... mehr als alles, über alles. Ich liebte es wie meine Seele - ach, es war ja meine Seele, die sich mir in ihrer wahren Gestalt zeigte.

Das Hündchen schlief immer bei mir, aß von meinem Teller, ging mit mir zur Schule und wartete draußen auf mich. Ich war immer unaufmerksam, weil ich immer besorgt war: *Was macht es?...* Hörte ich es draußen bellen, erzitterte mein Herz. Die Lehrer schalten mich viel und fanden mich merkwürdig. Ich hatte auch nie Freunde, ich war am liebsten allein mit meinem Hundeweibchen. Wir machten weite Wege. Ich sprach immer zu ihm, und es verstand alles. Ich verstand es auch. Ich erriet, was es wollte. Ich wußte, wenn es vor der Tür stand, ehe es sich meldete; wußte, wann es durstete, wann es hungerte. Ich kannte sogar seine Träume.

Und es erwiderte meine Liebe. Mit welcher Leidenschaft hing es an mir! Menschenblut kann nicht so treu sein, Menschenherz kann sich nie so ausschließlich auf einen Gegenstand konzentrieren. Letzte Selbstlosigkeit muß man beim Hunde suchen. Nur ein Hund stirbt an gebrochenem Herzen. Menschen suchen und finden Ersatz.

Mein Hundeweibchen hat sich nie gepaart, es biß wütend alle Hunde fort. In der Laufzeit kam es zu mir und litt mit flehenden Augen an der Unmöglichkeit, sich mir hinzugeben. Ach, hätte ich damals gewußt, wer ich bin! Aber ganz und gar war ich gefesselt, auch meine Instinkte lagen im Bann. Der Menschsein-Gedanke beherrschte mich.

Es war ein ganzes großes Wahnsystem: ich legte alles menschlich aus. Ich war ganz logisch in meinem Wahn: Ich hielt mich für einen Menschen und tat, dachte, sprach wie ein solcher. Ich ging zur Schule, ins Gymnasium sogar, und kam bis zur Tertia immerhin mit. Meine gute Mutter arbeitete mit mir. Dann, als Griechisch und höhere Mathematik begann, da ging es nicht weiter, da hatte der Wahn eine Grenze. Weiter ließ sich mein Hundehirn nicht züchten. Seine gesunde Natur sträubte sich gegen die letzte Vergewaltigung.

Ich kam also von der Schule und in die Lehre zu einem Gärtner. Das hatte der Direktor vorgeschlagen. Mir war alles gleich, ich wollte am liebsten gar nichts werden oder Hundezüchter. Das Herrlichste war es ja doch, bei meinem Hunde auf der Erde zu liegen, mit ihm zu spielen, ihn zu liebkosen. Ich war damals sechzehn Jahre alt, der Hund etwa elf, und er fing an, zu altern...

Ach, es schnitt mir ins Herz! - Er verlor die Zähnchen, diese weißen kleinen spitzen Zähnchen an der Ecke, die anderen wurden schartig und schwarz. Seine Augen trübten sich, das linke überzog sich mit einem blauen Hauch - ich wagte mir nicht zu gestehen, daß er da erblindet sein könnte... Er wurde dick, fett, ging langsam, konnte nicht mehr in mein Bett springen, ich mußte ihn hinaufheben. Wie schwer war das kleine zarte Wesen geworden! Er stöhnte im Schlaf, unzählige Male in der Nacht weckte er mich, ich hatte immer einen leichten, schlechten Schlaf - wohl von meinen durch den Vater gestörten Kindernächten her. Ich streichelte es dann, küßte es - ach, noch immer roch es so gut! Ich liebte seinen warmen reinen Geruch, die Ausdünstung seiner gepflegten Haut, des schön gehaltenen Seidenfells. Ich badete es selbst, bürstete es täglich, säuberte ihm die Ohren. Kein Hund hat je einen besseren Kammerdiener gehabt.

Ja, ich war also nun bei einem Gärtner. Es gefiel mir bei ihm. Denn ich konnte meinen Hund mitbringen. Oh, der ist nie in ein Beet getreten, hat

keine Schößlinge abgerupft, still lag er in einem Baumschatten, im Winter am Ofen im Treibhaus. - Ich schlief zu Haus. Um vier Uhr stand ich auf und marschierte in die Gärtnerei, die vor der Stadt lag. Mein Patron war ein alter guter Mann, ein Witwer, mit einer Tochter, die schwachsinnig war. Sie verstand sich auf Erdarbeit, das war alles. Oh, ich brauchte den ganzen Tag mit niemand zu reden, das war herrlich. In den Eßpausen sprach ich ja mit meinem Hunde, meinem einzigen Freunde, meiner einzigen Geliebten. Es war die höchste Liebe, denn sie war rein. Kein schmutziger Gedanke trübte meine Seele. O du mein süßes kleines gelbes Hundeweibchen! Solange mein Herz schlägt, bist du unsterblich. Ich bin dein Denkmal, deine Ewigkeit - bis ich selber sterbe.

Ich war drei Jahre bei meinem Gärtner, als ein Unglück geschah: mein Vater mußte in eine Anstalt gebracht werden und starb dort in einem Anfall. Darauf besprach sich meine Mutter mit dem Gärtner, ich sollte nun zu ihm übersiedeln, ein hübsches Gehalt bekommen und so weiter. Und als meine gute Mutter so alles für mich liebevoll geordnet hatte, ging sie hin und warf sich in den Mühlenteich. Da hat sie das Rad arg zugerichtet. Die Mühle kam in Verruf, und ich habe von den Müllersleuten viel Übles einstecken müssen. Aber das ist nun alles vorbei, das war ja in meinem anderen Leben, in meinem Vorleben, als ich noch Mensch war. Vielleicht habe ich überhaupt alles nur geträumt. Vielleicht bin ich jetzt erst ein Jahr alt, denn es ist gerade ein Jahr her, daß ich Hund wurde, respektive als Hund geboren wurde. Oft ist es mir wirklich, als wären meine Menschenjahre und -erlebnisse nichts weiter als ein Traum aus einer meiner ersten Hundedasein-Nächte. Ich bin ein einjähriges gelbes Wachtelhündchen, aber ehe ich von meinem Leben berichte, will ich doch erzählen, wie es in meinem interessanten Traum weiterging und meine Verwandlung zustande kam.

Als meine Eltern so traurig ums Leben kamen, werde ich wohl betäubt gewesen sein, wie das so Menschenart ist. Aber ich hatte ja den Trost meines Hundes. Er leckte mir Hände und Gesicht, und davon schmolzen alle meine Schmerzen.

Leider kam zu jener Zeit ein Lehrjunge in die Gärtnerei, ein starker, dummer, frecher Kerl, der glaubte, sich über mich lustig machen zu können. Heimlich, wenn es der Patron nicht merkte, machte er sich auch an die

blöde Tochter und verspottete sie erbarmungslos. Das schnitt mir ins Herz! Das hilflose Wesen verstand ihn vielleicht garnicht, aber deshalb war es doch Kränkung und Beleidigung ihrer Person. Ich nahm sie in Schutz. Auch der Hund knurrte den Grausamen an. Und da geschah eines Tages das Furchtbare, daß dieser Mensch ohne Herz dem Hund einen Fußtritt gab. Er haßte ja uns drei, den Hund, die Tochter und mich. An jenem Tage hatte er das arme Mädchen so böse und häßlich geneckt, daß mein altes schwaches Hündchen sich empörte, aufstand und ihm die Zähne zeigte. Und da holte er aus und stieß es in den Leib, daß es gellend aufschrie, dann winselte und jammerte, auf der Erde liegend und in den Augen den ganzen grenzenlosen Kummer der Kreatur.

Ich stürzte - es war mein erster Hunde-Augenblick! - mit zerrissenem Herzen, vom Aufschrei meines geliebten Tieres toll gemacht, mich auf den Verbrecher, umkrallte ihn und biß ihn in die Schulter! Viel stärker als ich, konnte er sich doch nicht von mir losmachen, ich war in ihn verkrampft. Bis der alte Gärtner uns trennte. Und da fand der Bursche nach wüstem, unartikuliertem Schreien die Sprache wieder. Er schrie mir zu, vom Patron festgehalten: "Du Hund du! du Hund! du Hund!"

Mir schäumte das Maul, ich geiferte, meine Flanken flogen. Ich hob mein Hündchen auf, es schwieg an meiner Brust, es zitterte noch. Es war die erste Mißhandlung seines Lebens gewesen, nie bisher hatte es auch nur einen Schlag bekommen. Und nun diesen Tritt. Und da stand unser Feind und rief mich Hund...

Hund... Er glaubte, mein Feind zu sein, und war mein bester Freund. Er stieß ja den Weckruf aus. Denn was ein Schimpf und Fluch sein sollte, Kränkung und Haß, war eine Erlösung.

Du Hund - das klang in mein Innerstes, berührte mein schlafendes Geheimnis, befreite mein gefesselttes Bewußtsein. In meine Gedanken brach Licht: *Wie? Ich ein Hund?...* Meine Seele schälte sich aus dem Wahn, und es regten sich mir unbekannte Triebe, Empfindungen, Gefühle. Ich lag da und grübelte, ich empfand plötzlich einen Zwiespalt in mir. Eine Stimme, wie das Schicksal unbezwinglich, eindringlich, sprach in mir: *Du bist ein Hund!* Ich spürte, wie ich mich verwandelte. Innerlich. Das Bellen eines Hundes regte mich auf, ich roch die Menschen intensiver als früher, und dieser Duft

zog mich an, ein anderer stieß mich ab. Wenn ich mit meinem Hündchen am Boden lag, fühlte ich mich ebenso klein, ebenso fellbedeckt, ich empfand einen Schweiß, in dem meine Seele ein Mittel des Ausdrucks entdeckte. Ich versuchte zu bellen... Es ging. In der Nachbarschaft antwortete ein Hund, und mein Hündchen leckte mich. Aber noch behielt ich mein süßes beglückendes Geheimnis für mich, denn Kummer lastete auf mir.

Mein Hündchen siechte hin. Es wurde schwächer und schwächer. Jener verfluchte Fußtritt mußte es verletzt, im Lebensmark getroffen haben. Der Verbrecher, der Mörder, war damals aus der Lehre gelaufen und nicht wiedergekommen. Mein Patron hatte mich gütig behandelt. Er wußte, daß ich gutmütiger Kerl Grund gehabt haben mußte, so wild zu werden. Er hatte mich beruhigt. Er dachte wohl auch an das Versprechen, daß er meiner Mutter gegeben, mich freundlich zu betreuen.

Aber was nützte alles: mein Hündchen starb langsam. Ich mußte es tragen, es konnte nicht mehr gehen. Es schwoll an, bekam Geschwüre am Leib, es roch nicht mehr so zart und gut. Seine Augen wurden noch trüber, es verlor den Appetit. Ich gab ihm mein Fleisch, das ich vorkaute, tropfenweise gab ich ihm Milch, nachts wachte ich bei ihm. Wie kam ich damals herunter! Um es zu erfreuen, bellte ich ihm leise etwas vor. O das Geliebte! Es wedelte mit dem schönen buschigen Schwanz, es leckte mir die Hände, das Gesicht. Seine Zunge hatte nur noch kühles, dabei trockenes Leben. Ich verlor allen Schlaf, ich litt schlimmer als an mir selbst. Ich war hilflos. Es gab auf der Welt keinen Trost. Es war, als ob eine scharfe Harke mein Herz aufrisse, ohne Ende - und Salz ward hineingesät; das brannte wie Feuer.

Und da ging ich zum Arzt. Ich konnte das Leiden des Tieres nicht mehr mitleben, ich starb mit. Ich nahm es auf den Arm - zum letztenmal. Es war ahnungslos. Es lag an meiner Brust, ich spürte sein Herzchen - o dieses kleine kummervolle Gesichtchen, diese vergrämten Augen, diese Stummheit voll Not - - Mein zerfleishtes Herz krampfte sich. Ich litt - es waren die Schmerzen des Erwachens, der Verwandlung, der Geburt - denn es war der Tag meiner Auferstehung als Hund.

Ich nahm dem Arzt das Fläschchen fort und schüttete das Gift selbst in meines Hundes Rachen. Selbst Gift zu nehmen, ist leichter! O Menschen, die ihr nichts fühlt als euch selbst, ohne Herz für die Mitkreatur! O Gott, daß du

den Tod mit dem Leben erfandest, der du den Fluch der Liebe deinem Geschöpf mitgabst! O Hund, o Kreatur, o Tier, daß du dich ins Menschenherz drängst!

Ich fühlte, wie der Hund in meinem Arm zuckte. Krampf und Kampf ging durch seine Muskeln und Nerven - - zwei, drei Augenblicke - dann sank das Köpfchen zur Seite. An meiner Brust war mein Tier gestorben. Es hatte nicht gelitten. Aber ich - ich!

Es öffnete, schon tot, sein Mäulchen. Ein Seufzer entflohm ihm - der Arzt umfing mich, ich hatte gewankt. Ich schrie: "Es lebt noch!" Aber er beruhigte mich. Es war schon hinüber. Und plötzlich - wie schnell! - drang fürchterliche Kälte durch sein Fell... Grauen erfaßte mich, als hätte ich die Hand des Todes berührt. Aber ich ließ doch die kleine Leiche nicht los.

Im Arm, am Herzen trug ich sie in den Garten und begrub sie unter dem Apfelbaum, wo sie im Leben am liebsten gelegen und geträumt hatte. Mit den Händen grub ich das Grab - ich zermarterte mir den Kopf nach Liebesbeweisen! Ich tat sie hinein, gehüllt in ein Seidentüchlein meiner Mutter. Ich begrub mit ihm alles, was in meinem Menschenleben Glück und Friede gewesen war. Fünfzehn Jahre hatte ich es besessen. Wie man nie einen Menschen besitzen kann. Und da lag es im Grab, so erschütternd in dem blauen Tüchlein, so rührend hilflos und stumm.

Ich wölbte den Hügel, ich tat Resedasamen in die Erde. Ich blieb stundenlang unter dem Baum liegen. Ich rief. Keine Antwort mehr. Keine Zunge mehr an meiner Hand. Ich bellte - der Nachbarhund antwortete. Wo war mein Hund...?

Da fiel ich in Raserei. Ich schrie und heulte. Es dämmerte schon, es war August. Der Gärtner kam gestürzt - und da war's vollendet: auf allen Vieren lief ich ihm entgegen, winselnd, kläffend, heulend, jammernd. An ihm vorbei jagte ich auf die Straße, bellte an Zäunen und Türen. Menschen flohen vor mir. Ich kam in die Stadt, die erwachte. An einem Laternenpfahl verrichtete ich mein erstes Bedürfnis. Leute umringten mich. Ich biß wütend in sie hinein.

Und da kam ein Mann und fing mich mit einer Schlinge, die er so fest anzog, daß ich erstickte. Ich fiel lang hin, und es wurde schwarz vor meinen Augen. Ich bellte noch einmal auf, dann ging mir die Luft aus...

Ich weiß nicht recht, wie es geschah. Aber dann war ich in einem großen, hellen, luftigen Hause, in dem es viele Gäste gab. Man legte mich in ein Bett, als wär ich noch ein Mensch. Ich schlief nicht, und in der Nacht kroch ich behutsam unter der Decke hervor. Ein blaues Lämpchen brannte, und mitten im Saal schlief in einem Stuhl ein Mann, der wie ein Diener aussah. Viele Betten standen in dem großen Raum, darin schnarchte es und seufzte, murmelte oder atmete schnell und ängstlich.

Ich kroch unter das Bett, rollte mich zusammen, wie's eben Hunde tun, und da konnte ich endlich einschlafen. Ich erwachte davon, daß man mich suchte. Niemand fand mich, man schien sehr aufgeregt zu sein, und schadenfroh lauschte ich. Bis ich endlich zu bellen anfang, den Kopf hervorstreckte. Und alle waren auch gut und freundlich zu mir. Alle verstanden mich und schienen meine Rasse und Schönheit und mein Alter abzuschätzen. Ich war ja auch ein entzückendes gelbes Wachtelhündchen, mit schwarzen glänzenden Augen, einer kleinen, nassen Nase; am Bauch war mein Fell schneeweiß, und auch auf der Brust hatte ich einen weißen Fleck.

Am ersten Tage lernte ich nun meinen Herrn kennen. In den Saal trat ein großer starker Mann im weißem Kittel, mit festem Schritt, mit klaren blauen Augen hinter Gläsern. Er war blond, noch jung, hatte eine frischen roten Mund. Er tat sofort auf mich zu, der ich alsbald zu wedeln anfang und demütig zu ihm aufsah, und er legte seine Hand auf meinen Kopf. In diesem Augenblick empfand ich: *Dein Herr...*

Ich kann nicht beschreiben, was mich erfüllte. Ich habe ja keine Menschenintelligenz, die ein Gefühl analysieren kann; in mir ist es dumpf und verworren, es sind Triebe des Blutes, Regungen des Fleisches. Als der Mann mich so freundlich berührte, ging ein Schauer des Entzückens durch mich. Eine tiefe Seligkeit verwirrte mich, ich stieß ein Winseln aus, einen Laut der Liebe - die Sprache hatte ich ja verloren. Ich leckte die Hand, den Schuh, schmiegte mich in zitternder Erregung an das Bein meines Gebieters. *Mein Herr* - diese Empfindung gab mir Heimat auf der Welt, ein Recht, unter

Menschen zu leben, eine Pflicht, die mein Lebensinhalt wurde. Oh, und wie gut war er zu mir! Sooft er kommt - und er kommt oft täglich zweimal! -, streichelt er mich, gibt mir gute Worte. Ich sehe in seinen Augen, ob er froh oder betrübt ist. Ich zeige ihm meine Liebe zum Trost. Ich liebe ihn unsäglich und kann mir nicht vorstellen, ohne ihn leben zu können...

Wenn er gegangen ist, stürze ich an die Tür, kratze daran, winsele, bettle, belle, um ihm nachgehen zu dürfen. Aber ich darf nie... Warum? Ich weiß nicht. Aber er will es so: also gut. Dennoch kann ich mich nicht beherrschen, und oft mitten in der Nacht fahre ich hoch, sehne mich nach ihm und beginne, laut zu klagen. Dann erwachen die Leute im Saal, schimpfen, einmal schlug mich einer, und es tat weh, ich heulte wild auf. Aber ich muß, ich kann es mir nicht versagen. Vieles ist in mir und drängt mich widerstandslos, es zu tun. Ich habe nicht die Kraft, diesen Trieben, mir selbst zu widerstehen. Ich handle unter dem Gesetz meiner Natur. Solch ein Hund ist ein armes hilfloses Wesen, weil er keinen eigenen Willen über sich selbst hat.

Zum Beispiel, wenn der Mond sich füllt... Schon als Mensch hatte ich immer unruhige Nächte, wenn der volle Mond am Himmel stand, aber jetzt ist es noch schlimmer. Ich kann dann gar nicht schlafen, sitze vor dem Fenster, wo die Eisenstäbe die glühende Scheibe vierteilen, und heule zum Himmel hinauf. Ich heule ohne Unterlaß, vom Kommen bis zum Gehen des Mondes, ich klage wie in tiefen Schmerzen. Ist es Sehnsucht? Peinigt das Mondlicht mein Blut? Ich weiß nicht. Mir ist, als ob ein uraltes Leid in mir jammert. Ich habe Visionen: ich sehe eine Wüste, die unter dem Monde bleicht, und ein Volk Hunde sitzt da, den Kopf zum Himmel gereckt, und klagt die geheimnisvolle Welt da oben an. Ich sehe eine Waldlichtung, in der ein zottiges Tier steht - ich? ein Ahne? - und heult hinauf, in den gelben Mond hinein. Es klingt wie Sehnsucht eines begrabenen Herzens, es ist unartikulierte Sprache, ein Lied von Wilden, von Urgeschöpfen, ein Gebet verängstigter Heiden. Und dieses selbe Lied muß ich Hund heute noch anstimmen. O wir unglücklichen Wesen. Stehen geblieben mitten in der Entwicklung!

Ich habe keine Sprache mehr, kein Wort. Und die Menschen verstehen mich nicht immer. Ich kann mich wohl hundertfach ausdrücken: sie begreifen nichts. Niemand zum Beispiel sieht ein, daß ich Besteck und Löffel nicht

gebrauchen kann. Ich will meinen Teller in die Ecke gestellt, da kann ich richtig fressen, und so schmeckt's mir. Ich kann nicht aus einem Glase trinken, ich muß aus einer Schüssel saufen. Und manchmal tut man mir den Gefallen und stellt mir das Futter unter den Tisch. Wie dankbar bin ich dann!

Ich gehe auch nicht mehr ins Bett, ich schlafe unter ihm, zur Kugel zusammengerollt, die Nase in meinem eigenen guten Geruch. Ich schlafe so leise, ich höre eine Fliege summen, ein ganz entferntes Mäuslein nagen. Dann gehe ich auf die Jagd...

In solchen Nächten, wo ich laut bin, zum Beispiel in den Mondnächten, holt man mich bisweilen aus dem Saal und sperrt mich in eine kleine Kammer. Dort ist nichts als eine Matraze. Und da überkommt mich manchmal ein tiefer Schmerz. Ich heule verzweifelt nach meinem Herrrn, ich winsele mir das Herz aus dem Leibe. Niemand kommt, ich bin ganz verlassen. Nur der furchtbare schaurige Mond steht oben in dem kleinen Fensterloch. Da faßt mich Wut, Raserei. Und weil nichts sonst in der Kammer ist, stürze ich mich auf die Matraze, reiße sie mit meinen scharfen Zähnen auf, zerre die Fasern heraus, zerstöre sie, streue die Fetzen um mich, bis ich, zum Tod ermüdet, entkräftet umfalle und einschlafe. Dann bin ich viele Tage so schwach, daß ich sogar im Bett liegen bleibe. Ich kann nichts fressen und durste nur. Und dann, oh, dann kommt mein Herr und setzt sich zu mir. Ich erzittere vor Liebe. Die Zuge hängt mir aus dem Maul, ich schnappe nach seiner Hand - und er versteht - *er* versteht alles! - er legt sie mir auf den Kopf, streichelt mich, krault mir den Hals - Ach, ich vergehe vor Glück... Aus seiner Hand nehme ich auch einen Bissen Brot und Fleisch. Und er sitzt dann lang bei mir, sieht mich sorgenvoll an, spricht zu mir und bittet um Antwort. Aber ich kann doch nicht sprechen! Ich stoße ein bitterliches Winseln aus, meine Seele ist es, die aufheult. Dann sagt er zu dem Diener und allen Leuten im Saal: "Seid gut und freundlich mit ihm."

Sie sind es auch meist. Aber da ist einer, der wohnt anderswo in dem großen Schloß. Ich begegne ihm manchmal im Park. Dort gibt es viele große und vornehme Herren - Frauen sehe ich gar nicht, nur einige Dienerinnen. Da ist zum Beispiel ein General, dann der Papst, sogar ein Erzengel ist darunter. Mein Herr muß etwas Außerordentliches sein, da er solche Gäste hat. Einmal behauptete sogar ein schlichter und gebückter Mann, er sei Gott

selbst. Er stand unter einem Baum und erzählte uns vom Himmel. Ich glaubte ihm, er hatte etwas im Gesicht, was unirdisch war. Aber mein Feind, das ist der Kaiser von Amerika! Der wollte, daß ich ihm folge und gehorche. Ich sollte sein Hund werden. Als ich auf sein Locken und Pfeifen nicht kam, sondern im Gras nach einem Fröschlein spürte, gab er mir einen Tritt in die Seite. Nun, ich habe ihn ins Bein gebissen! Er schrie wie besessen. Seitdem hat der Kaiser Angst vor mir, weicht mir aus, flucht aber immer laut hinter mir her. Ich fletsche bloß die Zähne, da versteckt er sich hinter dem Papst, an den er sich gern hält. - Ich kann nur einen Herrn haben!

Keines Menschen Geruch zieht mich an, nur der meines Herrrn. Ich habe ihn bis in mein Blut gesogen, ich trage ihn immer mit mir herum. Wenn ich den Kopf auf meines Herrn Knie legen darf, ziehe ich mit tiefster Inbrunst seinen herrlichen Geruch in lechzenden Zügen ein. Das ist ein selbstvergessenes Glück, in diesen Augenblicken ist alles erfüllt. Zwar schwebt stets ein Hauch von Karbol um meinen Herrn, und ich hasse dieses Karbol; aber durch diese Wolke hindurch spüre ich doch ihn selbst. Ich würde noch viel ärgere Atmosphären durchdringen, um bis zu ihm zu gelangen. So wie ich mir die Füße wundlaufen möchte, wenn ich ihm folgen dürfte, seinem Pferd, wenn er früh ausreitet, seinem Wagen, in dem er oft fortfährt. Ich sitze am Fenster hinter dem Gitter und lauere ja immer nur auf ihn.

Ich weiß nicht, wieviel Jahre es schon sind, daß ich in diesem Hause bin. Die Gäste in meinem Saal wechseln bisweilen. Und die Neuen sind manchmal nicht gut zu mir oder auch ein bißchen merkwürdig und laut. Aber ich habe mich schon so sehr an das Haus gewöhnt, an den großen Saal. Ich habe jetzt eine Matraze auf der Erde und fresse immer aus einer Schüssel.

Mein Herrr hat sich verheiratet und hat einen kleinen Jungen. Ich sah ihn oft mit einer zarten feinen Frau aus dem Hause treten und später ein Mädchen, das ein Kind erst fuhr, dann trug. Heut läuft es schon an ihrer Hand. Ich höre sein vergnügtes Kreischen durchs Fenster. Auch im Park höre ich es oft. Neben dem Park, hinter einer Mauer liegt ein Garten mit einem Teich, dort spielt das Kind. Ich bin einmal heimlich auf die Mauer geklettert und sah alles. Ach, erst hatte ich Eifersucht auf Frau und Kind meines Herrn, aber dann mußte ich auch sie lieben, weil sie ja ihm gehören

und sicher von seinem Geruch auch etwas an ihnen haftet. Ich möchte so gern mit dem Kindchen spielen, es dürfte mich zausen und zerren, ich würde ihm kein Leides tun, es sollte auf mir reiten; ich würde es beschützen. Es brauchte gar keine andere Aufsicht. Ich möchte einmal meinem Herrn meine Liebe durch eine Tat beweisen...

So dachte ich immer, und dann geschah das Wunder: ich konnte sie ihm beweisen -

Es war ein Junivormittag, und man hatte mich in den Park gelassen. Ich wälzte mich im Grase und fühlte mich so jung und stark. Da hörte ich plötzlich im Garten nebenan das Schreien einer Frau, durchdringend und grell: "Hilfe! Hilfe!"

Ich sprang auf. Mit aller Kraft erkletterte ich die Mauer, oben waren Glassplitter, die meine Füße zerschnitten, meine Beine. Aber ich sah: am Teich stand ein Mädchen und schrie hilflos, indem draußen im Wasser, weitab vom Land, das blaue Rößchen des Kindes trieb.

Da sprang ich hinab, es tat weh, mein Blut roch so stark, ich stürzte an den Teich, warf mich ins Wasser, das ganz tief war, schwamm und erreichte das Kind. Ich schlug meine Zähne in das Kleidchen - es trieb schon unter dem Wasserspiegel - und schwamm keuchend zurück, das Kind über dem Wasser haltend. Es war nicht leicht, aber es mußte sein...

Am Ufer legte ich das Kind sanft hin, dann fiel ich schon um. Leute kamen. Mein Herr stürzte heran, hob sein Kind auf - es lebte, atmete, zuckte. Seine Frau brach auf halbem Weg zusammen und stand auf, wie er ihr das Kind in die Arme legte. Und dann - dann kam er zu mir zurück...

Ich lag in meinem Blut, es floß aus den aufgeschnittenen Füßen, ich war ganz ohne Kraft. Und da hob er auch mich auf, drückte mich an sich, küßte mich auf den Kopf, stammelte lauter liebevolles Zeug und trug mich selbst, der starke Mann, durch den Garten und den Park hinüber in eine Stube, in der ein einziges Bett stand. Er zog mich aus, verband mich, gab mir eine Suppe. Ich atmete nur tief, und zwischen zwei Schluck Suppeleckte ich seine Hand. Ich hätte an seiner Brust verbluten mögen.

Am Nachmittag kam er wieder. Er setzte sich zu mir. Ich war ganz brav im Bett geblieben. Er streichelte mich und tat mir gut. Dann sollte ich mit ihm gehen. Auf allen Vieren hielt ich mich an seiner Seite, immer den Kopf an seinem Knie. Zum erstenmal durfte ich ihn begleiten!

Wir gingen durch viele Gänge und Treppen, bis wir in sein Haus kamen. Da roch es ganz anders, viel besser. Es lagen Teppiche, und schöne Gewächse standen auf der Diele. In einer Stube erwartete uns die junge Frau. Das Kind war nicht da, vielleicht dachte man, es könnte sich fürchten vor einem Hunde. Als die Frau mich sah, brach sie in Tränen aus. Sie hockte nieder zu mir, umschlang meinen Kopf und drückte ihn an ihre Brust. Ich sah zu ihr hinauf, treu und liebevoll. Ihre Tränen fielen ganz warm auf meine Schnauze, ich leckte sie auf.

”Du hast unser Kind gerettet”, flüsterte sie mir ins Ohr.

Ich drückte mich an sie. Oh, wie schön war es, so geliebt zu werden! Aber ich hatte noch einen Wunsch. Und ich setzte mich auf die Hinterfüße und machte schön... Wie die Frau das sah, begann sie laut zu schluchzen; so furchtbar klang es, daß ihr Mann, mein Herr, sie erschrocken in die Arme schloß und fortführen wollte. Aber sie sagte: ”Ich verstehe ihn, er will den Jungen sehen.”

Und nach ein paar Worten faßte sie mich am Halse und führte mich leise in die Nebestube. Da schlief das Kind in einem kleinen Bettchen, mit roten Backen, gesund und friedlich. Ich rührte mich nicht, sah es an, wedelte lautlos mit dem Schwanz.

”Brav bist du,” sagte mein Herr, ”sehr brav.”

Das war Glückes zuviel. Ganz vorsichtig trabte ich wieder hinaus, zwischen den beiden großen Menschen. Und ehe mein Herr mich fortführte, küßte mich die Frau. Ich stieß einen Seufzer aus - mehr kann ich nicht -

Aber seitdem liege ich im Bett und bin krank. Ich weiß nicht, was es ist. Vielleicht hat mir das Wasser, der Blutverlust, die Anstrengung geschadet? Mein Herr besucht mich viele Male am Tage, steckt mir ein Röhren in die Achselhöhle und horcht an meiner Brust und meinem Rücken. Seine

schönen blauen Augen sind so bekümmert. Ich bin immer furchtbar müde. Ich denke oft, ich könnte gar nicht mehr gehen.

Jeden Tag auch kommt die junge Frau zu mir. Sie setzt sich auf mein Bett und füttert mich mit schönen Dingen und streichelt mich. Ich lecke ihr mühsam die Hand.

Dieses alles aufzuschreiben hat mir unsägliche Mühe gemacht. Aber ich habe ja nichts anderes zu tun. Ich bin jetzt auch fertig mit allem Erzählenswerten. Oft kommt mir ein Gedanke: *ich muß sterben...* Doch habe ich gar keinen Schmerz. Nur diese Müdigkeit, die aber schön und glücklich ist.

Heut ist noch etwas geschehen. Die Frau brachte mir das Kind ans Bett. Es fürchtete sich nicht, lächelte mich an, streckte die Händchen nach mir aus, aber man ließ es nicht nahe zu mir. Ich sah es nur an - die Frau bekam nasse Augen. Sie las in meinem Blick gewiß die Liebe und Treue.

Uind jetzt will ich aufhören. Das habe ich für meinen Herrn geschrieben. Bald wird der Geliebte komme. Er wird seine Hand auf meinen Kopf kommen, und dann werde ich einschlafen.

DER KAFTAN <sup>12</sup>

Unser Liebesgabentransport kehrte zurück. Wir hatten allerlei gute Dinge an die Front gebracht und fuhren heim. Sechs Wagen, ich fuhr den letzten. Es war ein trüber Januartag, mittags schon war es dunkel wie abends, aber dann hellte es sich noch einmal langsam auf. Das monotone Grau des Himmels verwandelte sich in Wolken, die träge nach Norden zogen. Ein trübes Silber brach durch, und schon antwortete der Schnee mit Glanz und Licht.

Wir verließen ein Hügeltal, einen schütterten Wald, bis in den hinein das Rollen der Geschütze klang. Dann stellten sich die Erdwellen wie Schallmauern hinter uns auf, durch die kein Ton klang. Als wir in die weiße, leere, trostlose galizische Ebene hinabsausten, wurde es totenstill um uns. Nur das Knattern und Puffen unserer Motoren wirbelte wie Höllenlärm durch die verlassene Welt.

Die Sonne ging unter. Plötzlich brach ein Rosa aus den Wolken und überzog den ganzen Westhimmel. Nicht mit lodernden Fackeln, mit rotgoldenem Fanal schied der Tag, sondern er ging zart und süß mit Mädchenerröten und Kinderlächeln. Unsagbar mildes Rosa strömte vom Himmel heraus, die grauen Wolken wurden violett. Alle Töne des Lieders vollführten da eine symbolische Symphonie. Junge Liebe, keusche Träume, zarte Sehnsucht -

---

<sup>12</sup> in: *'Der graue Tod'* (München 1915); auch in: Herbert Eulenberg (Hrsg.): *'Der Gespensterkrieg'* (Stuttgart 1915, S. 77-85, mit Illustration von Alfred Kubin)

das alles drückte diese letzte Tagesstunde aus. Und das Land unter diesem Himmel antwortete. Da war nur Ebene, dünnes Gehölz, ein totes Dorf, ein einsames Gehöft, alles weiß; aber das erglühte jetzt schüchtern und zärtlich. Es hob sich wie in tiefem glücklichen Atemzug. Leblos bisher, schien es jetzt von Leben zu schwellen. Die Melancholie, die über der Natur gelastet hatte, hob sich. Auch hier ging ein Lächeln über die Welt. Die Schönheit schritt durch den Krieg.

Ich hemmte den rasenden Lauf meiner Maschine. Ich ließ die fünf Wagen vor mir schneller und schneller entschwinden und blieb zurück, nach den schweren Erlebnissen: draußen an der Front sehnsüchtig nach Stille, Frieden und Schönheit. Langsam die leere gerade Chaussee hinuntergleitend, genoß ich diese farbige Stunde. Ich spürte den Frost nicht mehr.

Aber diese süße Abendglut währte nicht lange. Sie erlosch schnell und völlig. Ein Grau, trauriger und schwerer denn zuvor, fiel nieder. Ich schrak auf, fröstelnd, bis ins Herz erschauernd. Plötzlich spürte ich, wie müde ich war, hungrig, zerschlagen, durchfrozen, voll von blutigen und schmerzreichen Bildern. Schnell den Gefährten nach! Die grenzenlose Einsamkeit ringsum ängstigte mich mit einem Male. Ich schaltete die letzte Geschwindigkeit ein, und der Wagen sprang davon.

Ein leeres, zerschossenes Dorf, eine hölzerne Brücke, ein Christus am Wege, enthauptet, an zerschmettertem Kreuz, ein Gehölz mit schreienden Raben, wieder endloser Weg, kahle Bäume, weiß, Gebilde aus Eis, dann Hügel, Hügel, Hügel: ein Soldatenfriedhof, Kreuze, Helme, Gewehrpyramiden, zugeschnitten. Wo blieben die anderen Wagen? Wenn ich sie nicht schon erreicht hatte, mußten sie mir doch auf dieser Ebene längst wieder sichtbar geworden sein. Ich sah nichts, ich hörte nichts. Und es wurde dunkel. Ich stoppte, um zu lauschen. O, welche Totenstille! Als wäre ich ins Totenreich gelangt, in eine nicht atmende Welt. Kein Laut weit und breit...

Weitergerast, geflogen, gesprungen. Wieder ein Dorf und kein Schatten darin. Eine Kirche mit abgeschossenem Turm. Wieder halte ich und zünde die Laterne an. Und da, in ihrem Licht, sehe ich: der Weg vor mir trägt keine Radspuren. Niemand hatte ihn vor mir passiert den ganzen Tag heut.

Der Schnee der letzten Nacht liegt unberührt auf ihm. Ich habe mich verfahren...

Mir wird kalt, als durchflösse mich Eiswasser statt Blut. Ich sehe mich um. Es ist Nacht. Der Himmel dunkel. Nur Schnee gibt dumpfes Licht. Und meine Laternen schneiden ein glänzendes Stück aus einer weißen toten leeren Welt, das grausiger ist als das unkenntliche Dunkel ringsum.

Und ich habe keine Karte bei mir. Ich fuhr ja in den Spuren meiner Begleiter. Was tun? Umkehren und den verlorenen Weg suchen? Mir graut plötzlich vor dem, was hinter mir liegt. Ich drücke meine Hupe und signalisiere in die Nacht hinein. Wie schaurig klingt dieses Heulen, als jammerte ein Riesentier nach Hilfe oder schriee in Hungersnot. Stille. Aber keine Antwort. Nur schwerer ist das Schweigen, und es lastet auf mir und drückt und würgt. Grenzenlos erscheint mir diese einsame Welt und ich in ihr das letzte Lebendige. Weiter, weiter! Irgendwo muß ein Ausweg sein. Ich lasse den Wagen hinschießen. Nur fort! Hinaus! Hindurch!

Und jäh ist etwas da: aus der einsamen Welt wächst eine Stadt auf, dunkler als die Nacht, ein Haufen drohender Schwärze in der weißen Landschaft. Erst Häuser, Zäune, dann Straßen. Nirgends Licht. Aber der Schnee und meine Laternen erhellen Mauern, Türen, Fenster. Die Häuser klaffen wie nach Erdbeben, Möbel sind auf die Straße gestürzt, dort baut sich eine Barrikade auf, Mäntel, Hosen kleben an ihr. Stecken auch Menschen darin, Soldaten...? Ich lenke ab. Eine Seitenstraße, eine Gasse, tief verschneit. Ich fahre langsam. Eine tote Stadt, beschossen, gestürmt, verlassen. Kein Mensch ist da, kein Tier. Da öffnet sich ein Platz. Eine Kirche, die umzusinken scheint, in der Mitte ein Denkmal, ein Mann mit einem Arm, der andere ist abgeschossen. Aber dort ein Rascheln, Flattern, Flüstern. Und schon steigt es auf, ein Schwarm Vögel, größer, dunkler.

Weiter durch die Gassen. Eine Anlage mit Bäumen und Sträuchern, ein gefrorener Teich. Ich sehe immer mehr. Ich sehe leere Fenster, aus einem hängt eine Gardine, sie weht sacht. Das ist unheimlich wie Gespenstergruß. Daß sich in der toten Stadt etwas bewegt! Dort ein Brunnen. Eine Schale, eine hohe Gestalt darauf. Und die springenden Wasser sind erstarrt. Weiße Bogen spannen sich ringsum, fangen Reflexe meiner Laternen auf und wölben sich wie aus Silber gehämmert.

Und wie mir langsam bewußt wird, daß ich träume, schwindet auch meine Angst. Ich frage mich nur noch einmal, ob das Traum sein kann, wenn ich es so zu nennen weiß, aber dann umfängt mich die Stimmung dieses Erlebnisses so tief, daß ich nicht mehr darüber denke, sondern hinnehme und erfahre, ohne zu fragen.

Ganze Häuser öffnen ihr Inneres, denn die Straßenmauern sind fortgerissen. eiserne Treppen, fortgeschleudert, liegen mitten auf der Gasse. Da wölbt sich beschneit ein Pferdeleib, und dort sehe ich dunkle Flecken.

Ich steige ab. Ich gehe hin. Tote. Frauen, und Männer, ein Kind. Die letzten Bewohner der Stadt. Vielleicht eigensinnig zurückgeblieben, verhungert, erfroren. Ich schaudere nicht. Dort auf der Schwelle sitzt jemand. Ein altes Weibchen. Sie rührt sich nicht, als ich sie anfasse. Die Tote fällt nicht um. Starr ist sie gefroren. Sie lächelt. Der Schnee erhellt die Stadt. Die Nacht wird heller als der Abend.

Da leuchten mir von drüben zwei Lichter entgegen, grün, feurig. Ein Hund - er liegt auf der Schwelle. Ein maurisch-orientalisches Haus, Spitzbogenfenster, die Fassade steht, aber dahinter ist es eingestürzt. Im Gitterfenster das Auge Gottes. Es ist die Synagoge. Und vor dem Judentempel der Hund. Er hat zwischen den Tatzen einen Stiefel, aufgefressen bis auf die Sohlen. Die Nägel starren aus dem Leder. Er kann nicht weiter fressen, ohne sich das Maul zu zerfleischen. Es ist ein großes, struppiges Tier, wie ein Wolf. Vielleicht ist's einer? Er fletscht die Zähne, hebt mir den Kopf entgegen. Aber er kann nicht mehr aufstehen. Entkräftet, sterbend liegt er da und hütet - was?

Da höre ich's. Hinter der Tür, in dem zerstörten Tempel, ein Murmeln, Singen, Flüstern. Eine einzige Stimme, aber sie geht auf und ab, schwach, wild gesteigert, fanatisch, inbrünstig.

Ich dringe über die Schwelle. Der Hund stößt das Echo eines Knurrens aus. Er hat seinen Herrn gehütet. Denn in dem Vorraum der Synagoge, dessen Hinterwand eingestürzt ist, wandelt ein Mensch auf und ab, ein Mann.

Ich knipse meine Taschenlampe an. Ihr heller Lichtkegel erfaßt einen Greis in langem Kaftan. Ein Jude mit grauen Schläfenlocken unter schwarzem Käppchen, mit einem langbärtigen gelben Gesicht, gehauen wie aus

Schwefelstein, steht da, erstarrt, als hätte das plötzliche Licht die Macht, ihn zu bannen. In seinen Armen trägt er wie ein Kind eine große Rolle, die Thorarolle. Er hat sie wohl gerettet, mit Lebensgefahr das Heiligtum herausgeholt aus dem eingestürzten Tempel. Denn hinter ihm türmt sich in Steinen, Blöcken, Quadern ein wüster Haufe, im Schein meiner Laterne blinkt durch eine Bresche ein metallener Leuchter, ein Stück Marmor, ein Fetzen Tuch mit eingewebten Symbolen.

Und der Greis, erwacht aus dem Bann, wandelt schon wieder weiter. Er murmelt und singt eine Litanei, unverständlich und monoton. Russisch oder hebräisch. Er beachtet mich nicht mehr, betet, hält die heilige Rolle wie ein Geliebtes an sich gedrückt und schreitet auf und ab.

Ich trete ihm in den Weg, er achtet dessen nicht, geht vorbei. Ich rufe ihn an. Er antwortet nicht. Seine Augen sind starr, sie sehen und erfassen nichts. Er ist wohl seelisch blind und taub. Er ist wahnsinnig...

Wie lange schon mag er hier wandeln und beten? Sein letzter Bewußtseinsakt wird die Rettung der Thorarolle gewesen sein. Sie in Händen, hat sich sein Geist verwirrt. Er hat den Hunger vergessen und den Frost durch die ewige Bewegung überwunden. Er überlebte den Tod seiner Stadt. Und sein Hund konnte nicht sterben, solange sein Herr lebt.

Ich verfolge ihn mit dem Strahl meiner Laterne. Aber es stört ihn nicht. Seine Welt ist undurchdringlich, jenseitig, ich reiche nicht hinein.

Ich erschaure wie vor Übersinnlichem. Alles an mir krampft sich zusammen. Diese Winternacht, die verlassene Stadt mit ihren Toten, der sterbende Hund, der wahnsinnige Jude und seine betende, leiernde Stimme im zertrümmerten Tempel...

Aber ich raffte mich auf. Ich halte den Greis an, und mag er mich verstehen oder nicht, ich sage ihm, er soll mit mir kommen. Ich kann ihn nicht hierlassen, Frost und Hunger überliefert. Ich muß ihn retten, fortführen, zu Menschen bringen, in Pflege. Eine Liebe wallt in mir auf, als wäre dieser Alte der letzte Lebende außer mir. Von ihm stömt Wärme, Mut, Belebung auf mich über. Ich klammere mich an ihn, als wäre er es, der mich rettet. Ich muß ein Ziel, einen Zweck haben, um von hier fortzukommen. Sonst, fühle ich, bleibe ich selbst auch hier unter Toten in der Weltverlassenheit,

verhungere, erfriere oder werde wahnsinnig. Ich, ich muß fort, und der Jude muß mich retten.

Er antwortet nicht. Er will sich losreißen, er versteht nichts, hört wohl gar nichts. Ich schrei ihm ins Gesicht. Er bleibt starr, verständnislos, jenseitig. Aber ich weiß, es gilt Tod und Leben für ihn und mich. Schon fällt die Verzauberung der toten Stadt über mich. Unsichtbare Krallen langen nach mir. Eine absonderliche Schlawheit befängt mich.

Ich nehme den Alten hoch. In meine Arme. Er ist federleicht, als höbe ich ein leeres Kleid auf. Und er ist kalt wie Eis. Die Rolle entgleitet ihm, schlägt dumpf hin. Da erwacht er, schreit hell und grell auf wie ein getretener Hund, schlägt mir ins Gesicht, reißt an meinen Schultern. Aber ich trage ihn fort. Auf der Schwelle heult der Hund, matt, röchelnd, wie im Sterben. Er schleppt sich, er kriecht hinter mir her, der ich ihm den Herrn entführe.

Dort mitten in der Straße mein Auto. Sein Licht erfüllt die Gasse goldig und strahlend. Wärme umspült mich, da ich es nur sehe, und ich habe Kraft und Mut. Ich trage den Greis in den Wagen, setze ihn hinein. Er sträubt sich nicht mehr. Er fällt in sich zusammen wie ein leerer Rock. Sein Haar, sein Bart rollt darüber, hart, starr. Es riecht von ihm auf wie Verwesung.

Ich sehe mich nach dem Hunde um. Er liegt drei Schritte entfernt, tot.

Ich kurble an, springe auf und fahre davon. Nur fort, gleichviel wohin. Zu, zu! Irgendwo muß ich zu Menschen kommen. Und wenn es Feinde sind! Aber nur Menschen! Ich werde wahnsinnig in dieser Einsamkeit, Tod um mich, Wahnsinn hinter mir. Ich wage nicht, mich nach meinem Fahrgast umzusehen.

Ich rase davon, als flöhe ich vor ihm.

Und die Stadt fliegt vorbei, zurück, Häuser, Zäune, Scheunen, eine Allee, Felder, Felder, alles in weißem Schimmer. Beißender Wind, zwischen Messern sause ich dahin, blute ich? Und wohin führt's? Ein Wald, Schatten fliehen vorüber, Hunde, Wölfe? Ein Sprung über eine Brücke. Du herrliche Maschine, keuchende, tapfere, unermüdliche! Wieder endlose Welt, leeres Nichts, in das hinein wir uns fressen. Da ein Ruf -

Ein Ruf, ein Schatten war da gewesen, ich bin vorbei, ein Schuß fällt, es singt etwas vorbei, eine Kugel. Halt! Stop! Stop! Fast überschlägt sich der Wagen. Der Posten kommt gerannt. Deutsche! In zehn Minuten ein Dorf und Soldaten, Stabsquartier. Der Name? Wohlbekannt. Hier sollten wir Station machen, wir sechs Wagen. Ich habe den richtigen Weg erreicht.

Und auf dem Dorfplatz warten sie, ängstlich, besorgt. Jubel umfängt mich. Es ist zehn Uhr. Zwei Stunden war ich unterwegs gewesen, länger als die anderen. Ah, Licht, Essensduft, Menschen, Sprache, Leben, Wärme.

Ich will meinen Juden aus dem Wagen heben. Er liegt da auf dem Sitz, rührt sich nicht. Ich greife zu und halte einen leeren Kaftan in der Hand...

Man sieht mich an, wartet. Ich sehe mich entsetzt um. Der Kaftan ist leer, kein Mensch steckt darin. Ich schüttele ihn, als müßte er herausfallen.

Man führt mich in eine warme Stube, und ich erzähle. Eine Karte liegt auf dem Tisch, ein junger Leutnant sucht und sucht. Aber in der ganzen Gegend gibt es keine Stadt, keinen größeren Ort weit und breit, nur Dörfer. Aber ich habe nicht geträumt. Denn der Kaftan ist ja da! Der Kaftan!

Ich lehne beleidigt ein Pulver ab, das mir der Regimentsarzt geben will. Und man verspricht mir, am nächsten Tage mich zu begleiten, meinen Radspuren zu folgen und die tote Stadt zu suchen. Aber in derselben Nacht schneit es und schneit es. Und am nächsten Morgen ist alles zugedeckt. Nichts mehr verrät, woher ich kam.

Wir fahren heim. Der Kaftan ist da. Und da er nach Verwesung riecht, werfe ich ihn fort. Nun ist der letzte Beweis für mein Erlebnis dahin. Erlebnis! Denn es war kein Traum. Aus welchem Traum nimmt man materielle Dinge ins Leben hinüber? Nur erklären kann ich's nicht. Aber vielleicht ist der Alte aus dem Wagen gesprungen, unter Zurücklassung des Rocks, um zu seiner heiligen Rolle und seinen toten Brüdern zurückzukehren. Vielleicht...

**TOD DER PHRASE!** <sup>13</sup>

Unsere Routine war zu groß geworden. Für Wort, Gebärde und Gedanken gab es kaum noch besondere Hindernisse und Hemmungen, das Material jeder Art hatte die letzte Schwierigkeit verloren. Das galt nicht nur für die Kunst; auch Wissenschaft, auch Politik war nur noch gymnastische Übung geworden. Selbst die besten Köpfe jonglierten mit Leichtigkeit das Schwierigste. Und daraus entstand die Phrase. Man wurde geschwätzig. Um einen kleinen Gedanken schrieb man ein ganzes Buch herum, für eine winzige neue Entdeckung richteten die Wissenschaften eine neue Disziplin ein. Aus einem Wort wurde eine Rede, aus einer Szene ein Theaterstück, aus einer Farbkombination ein Bild. Wo waren Sachlichkeit, Tiefe, Eindringlichkeit? Die Seele, der Gehalt geriet in Gefahr. Da schnitt der Krieg den Redenden das Wort entzwei, den Agierenden die Geste, den Politikern den Insult, den Gelehrten die Muße. Es wurde die Tat verlangt. Von einem Geschlecht, das sich auf Ruhe und Komfort eingerichtet hatte. Und im selben Augenblick verstummte die Phrase. Man begann zu handeln. Wahre Tätigkeit macht knapp, sie beschränkt die Rede und die Bewegung, reduziert alles aufs notwendigste Maß. Gesammelt erschien diese Konzentration aufs Eigentliche in den Telegrammen des Quartiermeisters Stein. Er hatte den Stil der Zeit geprägt. Eine unbekannt gewordene männliche Beschränkung trat da auf, Tat wurde zu schlagendem Wort, noch im Echo des Berichtes blieb Heldentum Größe und blieb der Erfolg bescheiden.

---

<sup>13</sup> in: *'Der Wert des Lebens. Gedanke und Erlebnisse im Kriege'* (Konstanz 1916, S.33-37)

Aber jeder Einzelne schien über sich hinausgewachsen zu sein und die plötzlich lächerlich gewordene Drapierung von Pose, Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit abgeworfen zu haben. Die Künste des Friedens schüttelten sich und zeugten kriegerische Würfe. Geschwätzige Redner verstummten, theadralische Gebärden sanken in sich zusammen. Die Länder schwiegen und lauschten, wohl bewußt, daß der unrhythmisierte Schall der Kanonen mächtiger war als das kunstvollste Epos, das Knattern der Gewehre bedeutungsvoller als pathetische Strophen. Ein Feldpostbief war aufregender als ein Roman, ein Schlachtenbericht mitreißender als ein Bühnendrama. In den Häusern der Politik wurde es leer und stumm. Vor den Taten schwiegen die Diplomaten.

Aber - nicht alle blieben groß, und nicht alle schwiegen lange. Schon nach wenigen Wochen erhob die Phrase ihr unüberwindliches Haupt, und ihre Augen rollten und kokettierten. Wie viele wollten plötzlich etwas über den Krieg zu sagen haben! Jeder, der die Feder führte, fühlte in sich das Recht und die Pflicht, den Krieg zum Stoff seiner Kunst zu machen. Und mochte er noch so fern den Schlachten sein! Zarte Dichter, die bisher von feinem Papier und blasser Tinte gelebt hatten, verspritzten jetzt Blut, als koste es nichts. Gedichte und Lieder entstanden und entstehen von Friedfertigesten, die in Wunden schwelgen und Schlachtenlärm malen. In warmen duftenden Stuben fabrizieren gut genährte Herren, die unter Daunendecken schlafen, Theaterstücke, deren banalste Aktualität selbst den Zorn entwaffnet. Der Krieg, die Schlachten, das Blut unserer Brüder müssen dazu herhalten, Coulets zu reimen, Szenen zu füllen und - Tantiemen einzubringen. Die daheim Gebliebenen füllen sich mit Tod und Schmerz der Brüder die Taschen.

Aber es schämt sich keiner, auf diese Weise vom Kriege zu leben! Dutzende Romanschreiber - und Frauen, die eigentlich zarter empfinden sollten, sind darunter!<sup>14</sup> - haben sich schon in den Tagen der Mobilisierung hingesetzt und einen Roman begonnen, dessen Verlauf und Inhalt vom Tagesbericht der Zeitungen abhing. Vier Wochen nach der ersten Kriegserklärung erschien bereits der erste Kriegsroman! Von Kunst verklärt - ach Gott! - konnte man so das Erlebnis des gestrigen Tages noch einmal genießen. Auf

---

<sup>14</sup> siehe von Hans-Otto Binder: *'Zum Opfern bereit. Kriegsliteratur von Frauen'* (<http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de/Rainbow/documents/Kriegserfahrungen/binder.pdf>) (Anm. M.L)

solche Weise wurden die gemeinsten Instinkte des Publikums zu wecken gesucht. Was man früher Jahrmarktsbesuchern zumutete: Bänkelsängerballaden über den letzten Mord, den letzten Hauseinsturz, das mutete man jetzt selbst Gebildeten zu. Nun, die haben nicht protestiert. Man besuchte wochenlang in Berlin eine Revue über die letzten Ereignisse<sup>15</sup> und ließ sich vom Schlachtentod eines Offiziers auf der Bühne bis zu Tränen rühren! Man ging und geht ins Kabarett, zu Unterhaltungstees, wo jetzt statt frivoler Gedichte patriotische rezitiert werden, wo man mit Klavierbegleitung die Leiden der Soldaten besingt und Witze aus dem Felde erzählt, vor denen sich Kommiss und Strohwitwen biegen - zur selben Stunde, wo draußen Schmerz und Tod mähen...

Gewiß soll keinem versagt sein, gerade jetzt sich einmal vor den Schauern des Miterlebens zu retten und für einen Abend die blutige Gegenwart zu vergessen. Aber in großer Zeit sollte man sich an etwas Großes halten. Oder an Kleines, wenn es nur nichts mit Krieg zu tun hat. Aber es ist würdelos, aus Schlachten, Lazaretten, aus Niederlagen der Feinde, aus der Erhebung der eigenen Soldaten Couplets zu schlagen. Und würdelos, sich daran zu ergötzen. Welche Utopie, daß große Zeit auch Großes zeitigt und Kleines vertilgt. Im Gegenteil: die Schwachen werden ganz gebrochen (Literaten schlachten sich aus dem Fleisch der Völker ihre Romantantiemen heraus!), die Unbedeutenden verflachen ganz (Tausende haben ihre Lust, eine Aktualität zu genießen, die mit dramatischem Geschwindigkeitsrekord auf die Bühnen geschafft wurde!). Hätte das alles nicht Zeit? Gibt es denn Besseres und Ergreifenderes als die Berichte der Kämpfer selbst? Gibt es denn Größeres als das, was wirklich geschieht? Welche Erfindung kann dagegen aufkommen! Jetzt ist die Möglichkeit geboten, sich an Taten, Erlebnissen zu berauschen - und man dichtet und dramatisiert und episiert - und die Menge findet Geschmack daran! Wer einmal von dieser Wirklichkeit ausruhen will - und das sei keinem Behaglichen verwehrt! -, dem soll man Dinge bieten, die weitab vom Kriege liegen, die aus Frieden stammen und Frieden sind. Aber wer vom Kriege wissen will, der soll sich an die Wirklichkeit halten, nicht an die Paraphrase darüber. Das Motiv ist alles, ist allein original, alle Phantasien darüber müssen uns - heute! - leer klingen. Die Verarbeitung des Krieges muß der Zukunft vorbehalten bleiben!

---

<sup>15</sup> Kriegsoperetten in Berlin ab 1914: *'Der Kaiser rief'* (Residenztheater), *'Die Waffen her'* (Rose-Theater), *'Immer feste druff!'* (Theater am Nollendorfplatz), *'Woran wir denken - Bilder aus großer Zeit'* (Metropol). (Anm. MvL)

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Warum hat Goethe sich nicht über die Weltereignisse seines Lebens dichterisch geäußert! Man muß lange, lange über sie hinausreifen. Unsere Schriftsteller haben keine Zeit dazu. Ist unser Geschlecht literarisch so verdorben, daß es nicht begreifen kann, daß Erleben wichtiger ist als Kunst und Nachahmung ein Krüppel vor der Wirklichkeit? Beides ist uns heute geboten, Wirklichkeit und Erleben! Jedes Handwerk ist heut wichtiger und nützlicher als Kunst. Pferde striegeln ist bedeutender als Verse bauen, Auto lenken großartiger als musizieren. Man will sich rechtfertigen und spricht davon, daß man daheim diesen Boden der Kunst bestellen muß, damit ihn die Heimkehrenden wieder frisch grünend finden, daß man...

Aber halt! Denn da sind wir eben glücklich wieder bei der Phrase angelangt.

REISE IN DEUTSCHLAND <sup>16</sup>

Da wo aus den deutschen Ebenen die Hügel und Berge steigen, wo der Schnee liegen bleibt, weglose Wälder in Reif erstarren, dort jauchzt die Winterlust. Kein Echo der Schlachten stäubt den Schnee von den Zweigen, kein Schrei zerschossener Pferde erschreckt die Sternennacht. Es ist, wie es immer war. Im Harz, in Thüringen, im Riesengebirge schlitteln die Stadtkinder, und die Eltern rodeln ernsthafter auf kurvenreichen Bahnen. Nur wer genauer hinsieht, vermißt ein paar Männer. Sonst ist es das alte Bild. Die Stimmung ist nicht gedrückt. Daß man abends nicht mehr tanzt, ist längst verscherzt. Tango - was für ein fernes Wort! Statt dessen liegt man um zehn Uhr im Bett, an der liebevollen Seite einer sanft glucksenden Wärmflasche. Im Traum erst erhebt der Krieg. Erst die Zeitungen morgens mahnen an Zeitbegebnisse, von denen man sich durch Meere und Jahrzehnte getrennt glaubte. In diesen Winterorten hält sich die Sorge sonst nicht auf.

Aber man begegnet ihr, wenn man den Schlitten verläßt, in den Zug steigt und aus dem Gebirge in die Ebene hinabfährt, einer östlichen Grenze zu, in die schlesischen Provinzen. Dieses Land ist überstrahlt von der Glorie Friedrichs des Großen. Seine blutige und harte Geschichte gibt ihm noch heute eine Stimmung düsterer Art. In Oberschlesien, wo aus tausend Schloten ewige Wolken sich fort- und hinabwälzen, ist die ernste, schwermütige, männliche Seele der Provinz von unmittelbarstem Eindruck.

---

<sup>16</sup> in: *'Der Wert des Lebens. Gedanken und Erlebnisse im Kriege'* (Konstanz 1916, S. 96-104)

Im sinkenden Abend fährt man aus Breslau hinaus. Und schnell, sehr schnell beginnt ein Traum, eine Vision, eine Bezauberung düsterer Art. Diese Winterlandschaft, diese nackte Natur mit spärlichem Schnee, Rabenvölkern, mit meilenweiten Einsamkeiten, dünnen oder undurchdringlichen Wäldern hat russische Stimmung. Das Gesicht an die Scheibe des Zuges gedrückt, sieht man hinein wie in russisches Land. Trüber, tiefer Himmel, und im Westen nur ein Riß in den Wolken, ein kümmerliches Gold und Silber in tiefer Höhe, ein Abglanz der Sonne auf fernem Feld. Dunkle Katen, frierende Gehölze, ein schwarzer Teich und Ebene, Ebene. Russische Steppe, Tor zu Sibirien, schauervolle Einsamkeit. Ein schneidender Wind jagt vom Horizont her. Kein Laut, kein Echo, aber doch ahnt man einen stummen Krieg hinter diesem Bild der Welt.

Und es wird Nacht, aber kaum ein Licht steht in den ungemessenen Weiten draußen. Bis eine kleine Station vorbeizieht, ein dunkles Haus, Menschenschatten, anschlagende Glocken, zischender Dampf. Und diese Erscheinung einer Siedelung ist noch trauriger als die menschenleere Einsamkeit sonst. Denn plötzlich denkt man: Menschen! Menschen! und Blut! Wunden! Schmerzen! Schlachtgeheul, Tiergeschrei und Männerseufzer. Aus der dunklen Nacht schießt rot und feurig Bild auf Bild, Schrecken und Not.

Und im warmen Zuge die Reisenden leben, plaudern, speisen. Immer noch sind Männer da, junge, starke. Es scheint, daß der Krieg in unsern Volksbestand durchaus keine Lücke reißen kann. Im Speisewagen sind alle Tische besetzt. Militärärzte erzählen ihre Erlebnisse. Ein Offizier, den Arm in der Binde, sitzt still vor seinem ungekosteten Bier und starrt durch das Fenster ins Schwarze. Eine Erinnerung - wie furchtbar muß sie sein! - scheint ihn zu bannen.

Auf einmal gleitet, seltsames Gespenst, draußen etwas hell vorbei. Rote Kreuze leuchten auf weißem Grunde. Ein Lazarettzug, unendlich lang. Hinter unverhüllten Fenstern Betten mit Kranken, und man sieht die unfaßbaren Erscheinungen blasser Gesichter, weißer Gestalten. Der Operationswagen gleitet vorüber, und zwischen verschobenen Vorhängen sieht man etwas Furchtbares aufglänzen. Was geschieht da? Fällt dort unersetzlich ein Glied in diesem Augenblick? Auf dem Wege zur Heimat

opfert wer ein Stück seines Leibes? Stirbt da einer, indes ein anderer aus der Narkose ins Leben zurückkehrt?

Näher und näher rückt der Krieg. Der Zug hält, er ist fast leer, und nun schlägt unten im Dorf eine Uhr Mitternacht. Eine halbe Stunde, und die Grenze ist da. Und es ist Feindesboden, und von Czenstochau und Lodz und Kutno her sickert das Blut bis hierher und düngt die Erde für die Friedenszukunft.

Aber noch vor der Grenze liegt Gleiwitz, eine kleine Stadt im oberschlesischen Industriebezirk.<sup>17</sup> Die Russen hatten einmal nahe gestanden, und die Gefahr der Kosaken hatte den Städten ringsum gedroht. Man hatte damals die Kinder in Sicherheit gebracht, die Schulen waren nach Süd- und Mitteldeutschland verlegt worden, und viele andere waren mit Kisten und Koffern aufgebrochen aus der heimischen Provinz.

Aber Hindenburg war ja da. Er hatte die Russen fortgefegt, und man war heimgekehrt, die Kleinen und die großen. Weihnachten konnte man zu Haus feiern, in Ruhe und Sicherheit, hoffnungsvoll und dankbar Gott und den Vollstreckern seiner Absichten.

Und in dieser Stadt wird die russische Illusion vollkommen. Wie ich den Bahnhof verlasse und auf den kleinen Platz trete, stehen zwei Männer da und flüstern polnisch. Zwei Wagen halten unter kahlen Bäumen, und die jungen Kutscher tragen helle russische Mäntel und Mützen, Beutestücke von nahen Schlachtfeldern. Ihr Deutsch ist hart und schwer. Schellen läuten fern und leise vorüber. Der Schnee glänzt, die Laternen sind trübe, als speiste sie schmutziges Öl.

O ihr stillen Straßen, o süße Hoffnungslosigkeit dunkler Höfe, Schauern der Sträucher in Flußanlagen, zärtliches Wiegen hängender Laternen mitten in leeren Gassen. Welche melancholische Verzauberung in der schlafenden Stadt, und schmerzlose Wehmut, wenn man dem Echo des eigenen Trittes lauscht, dem Verhalten der Pferdehufe. Einsamkeit wird Gnade, Alleingefühl wird ohne Bitterkeit, und wonnig erschauernd ist das Glück, genießen zu können, was andern unbekannt ist: die Verlorenheit in Fremde und die Träume übers Reale hinaus.

---

<sup>17</sup> Gleiwitz ist der Geburtsort Kurt Münzers, in dem er bis zum 10. Lebensjahr zuhause war. (Anm. MvL)

Auch das Gasthaus schläft. ABER ein Bursche läßt sich wachläuten und kommt, ein Kind fast, ein verschlafener blonder Junge. Er spricht den teuren heimischen Dialekt, und mir geht das Herz auf in einer verlorenen Liebe, die jäh zurückfindet. Ich bin in einem warmen stillen Zimmer, ein Licht brennt und bescheint eine schmerzliche Madonna. Ich öffne das Fenster. Es ist nicht mehr kalt. Die Nacht wird lau, morgen ist das Jahr zu Ende, und es wittert nach Frühling. Oder ist das alles nur in mir?

Totenstille Straße. Zwei Schaufenster unten sind hell, eines mit Zigarren, eines mit Kaffee und Tee und Schokoladen. Laternen schaukeln, und niedere, niedere Dächer glänzen geruhsam und friedlich über Schläfern. Ich sehe Straße auf und ab. Eine Brücke ist da, eisern, häßlich, aber jetzt verklärt von Laterne und Stern und meiner Liebe. Drei junge Männer kommen daher, trennen sich. Ihre Worte klingen unverstanden herauf, ihre Tritte sterben hin, und plötzlich rauscht etwas, plätschert, gluckst. Ein Brunnen, ein Fluß? Ein Gedicht, ein Lied ist es in der Nacht, wie süße Melodie, himmelhoch über der dunklen Begleitung des Krieges. In den Gedanken den Rhythmus der Schlacht, im Herzen die Kanzone der Heimat: das gibt träumevollen Schlaf und süß-wehes Erwachen.

Der andere Tag ist Silvestertag. Es ist großer Markt in der Stadt, und die Hausfrauen kommen und gehen und feilschen mit polnischen Händlerinnen um Gänse und Puten. Bauernwagen rasseln schrecklich über das Pflaster. Junge Dienstmädchen schwatzen an allen Ecken, und die Landbevölkerung stürmt die Läden. Aus den Kneipen strömt Schnapsdunst, und baumstarke Männer gehen ein und aus, strotzend von Lebensgefühl und Daseinslust. Wo ist der Krieg? Hier hat man noch vor zwei Wochen die Russen gefürchtet, die Kinder geflüchtet und seine Sachen gepackt. War dieses tätige, laute, geschäftige Leben je gestört? Man vergißt alles, was draußen ist. Die Schloten rauchen ja, in den Fabriken und Hütten wird gearbeitet. Und nur wenn man die Stadt verläßt und in den Feldern steht, da wo die russische Steppe zu beginnen scheint, die weiße Ebene, die zu den Schlachten führt, da wird man sich der Zeit bewußt und der Völkernot eingedenk.

Der letzte Tag des Kriegsjahres ist kurz. Ich kutschiere ins Land hinaus. Aus den Wiesen steigt Nebel. Blutrot steht die Sonne und riesengroß hinter den grauen Fluren. Das Auge erträgt die Lichtlose. Sie sinkt manchmal, und Bäume, Häuser werden Silhouetten. Ein Landstädtlein wächst aus der

Ebene, es baut sich mit Turm und Kirchdach auf einem Hügel auf, und in der schweremutsvollen Symphonie der Landschaft quillt es wie ein Lied empor, eine sehnsüchtige Phrase, ein süßes Motiv. Die kahle Allee steigt hügelan, kleine, winzige Häuser sind da, Metzger, Schuster zünden Lampen an, und die engen Läden erhellen sich wie ein Transparent. Da ist der "Ring". So heißen die Marktplätze der schlesischen Städte. Sie liegen immer in der Mitte der Stadtanlage, von ihnen aus sind die Straßen orientiert. Sie sind das Zentrum der städtischen Industrie, haben Raum für den Wochenmarkt, die Polizeiwache, für das Hotel. In ihrer Mitte steht immer, von allen Seiten frei, das Rathaus, ein Bau, der immer irgendeine Schönheit hat, ein altes gotisches Motiv, einen Barockgiebel, einen schönen Altan. Und auf dem Ring steht ferner ein Brunnen, wo ein Heiliger das Wasserbecken hütet, oder eine Mariensäule, deren Lämpchen der ewig scheinende Stern aller Tage und Nächte ist.

Durch das nächtliche Land rollt mein Wagen. In allen Dörfern strömen die Leute zur Kirche. Seit Jahrzehnten sind die Gebete nicht mehr so heiß gewesen wie heute, und das verstockteste kalte Herz schlägt jetzt inbrünstig und heiß. Aber freudenarm war immer diese Provinz der Arbeit in Hütten und Bergwerken. Kein Weihnachtsbaum glänzt hinter den kleinen Fenstern auf.

In dieser selben Nacht hatte ich ein Erlebnis. Ich sah die Reservearmee Deutschlands, nur eines ihrer Korps, und schon das war in seiner Kraft erschütternd. Die Glas- und Eisenhütten des Landes, die Kohlenbergwerke, die Fabriken entließen ihre Arbeiter für den Feiertag. Eisenbahnzüge, die durch das Land kreuzten, brachten die Leute heim. Und aus den Stationen, durch die Alleen, in Städte und Dörfer hinein wälzte sich in der Silvesternacht der Strom der Männer. Tausende und Tausende kamen sie, schwarz, schwer, stark, fest, das unverbrauchte Heer Deutschlands, die wartende Armee, die frischen Regimenter. Junge Männer, zum Dreinschlagen geboren, furchtlos geworden im Schoß der Erde, mutig geworden im Kampf mit dem glühenden Eisen. Knaben mit Männerfäusten. Männer mit Knabenfrische. Die Armee des Friedens zog zum Festefeiern heim. Ein Ruf - und es ist eine Kriegersarmee, unzählbar, unbesieglich.

Es war wie ein großartiges Traumerlebnis: das Land im Schlaf, die Kirchen hell, Gesänge die sich an Mauern schlugen, hindurchdrangen, über leere

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Felder hallten, und auf den dunklen Wegen das schwarze Heer der Arbeitenden, die den Krieg rüsten, die Heimat nähren, den Frieden mitbegründen.

Und als alle verschlungen waren von Kirchen, Hütten und Häusern, gab es wieder die Illusion der Steppe, der menschenleeren Einsamkeit. Die ganze Welt sah aus wie ein aufgeräumtes Schlachtfeld. Und ich ein verlorener Posten im Grenzenlosen.

Um Mitternacht öffnete sich wieder Breslau dem Reisenden. Ein beißender Wind strich durch die Straßen, die leer waren. Diesmal war Neujahrsnacht. Einkehr, Sammlung und stilles Gebet. Rund, gelb, glänzend stand der Mond über den alten Kirchen, und die Domsinsel, ohne Laut und Mensch, war ein Traum, durch den mein Pferd selbst wie ein Traumgespenst galoppierte. An den alten Mauern plätscherte der Strom. Die Oder trug Mondsilber und Sternenglanz. Du unverletzte Heimat, du heiliger Friede!

WENN MÄNNER REISEN <sup>18</sup>

Ja, das alles wäre nie geschehen, hätte nicht der Herr Gemahl nach kaum zweijähriger Ehe seine rätselhaften, häufigen und ausgedehnten Reisen unternommen. Wie er sagte: in seiner Eigenschaft als Aufsichtsrat verschiedener Gesellschaften. Der Stolz und die Gewißheit großer Reize erlaubten der Gemahlin nicht, die Ursache anderswo zu suchen, etwa im Überdruck der still-gleichmütigen Ehe. Sie nahm diese Reisen mit Geduld und Fassung und ohne Neugierde hin.

Traurig war nur, daß Frau Olgas beste Freundin, die Vertraute ihres Lebens, seit Monaten gleichfalls unterwegs war: auf einer Orientreise, mit ihrem Manne und dessen stattlichstem Freunde. Aber nun, im Anfange eines holden Mais, kehrte sie zurück, und schon am nächsten Tage stürzte Frau Olga zu ihr. Sie hatte Unaussprechliches zu erzählen. Auch Frau Lisa schien das Herz voll zu haben, aber Frau Olga hatte den Mund schon allzu voll. Sie mußte beichten, sonst geschah etwas. Und sie setzte sich anmutig in dem gelben Boudoir nieder, sah lächelnd und zärtlich in den Spiegel vis-à-vis - und da ist ihre Geschichte:

Wenn ich, Herzensfreundin, mein Abenteuer Fremden berichten wollte, müßte ich vielleicht einen psychologischen Exkurs vorangehen lassen, um alles verständlich zu machen. Aber du kennst mich ja. Du weißt, in wie grenzenloser Verwöhnung ich bei meinem Vater aufwuchs, wie jeder

---

<sup>18</sup> in: *'Das entfesselte Jenseits'* (Dresden 1922; S. 73-81)

Wunsch, kaum gedacht, schon erfüllt war, wie ich von Anbetern umgeben und von Luxus eingeschläfert war. Nur solche Mädchen geraten in eine furchtbare Verderbnis ihrer Seele. Gelüste und Exzentrizitäten befallen uns aufs heftigste, der ewige Müßiggang, die weichliche Eleganz, die Mühelosigkeit der Lebensführung verdirbt uns schrecklich. Nun, du kennst ja dasselbe, du weißt, eine wie krankhafte Sehnsucht uns faule und müde Geschöpfe heimsucht.

Ich hatte keine Lust zu heiraten. Die Introduktionen der Liebe waren mir ja wohlbekannt. Der Rest reizte mich nicht. Aber dann heiratetet ihr alle vor mir weg, ich sah mich allein übrigbleiben, und da machte ich kurzen Prozeß: ich wählte von nmeinen Anbetern nicht den symathischsten, sondern den ältesten, reichsten und bequemsten. Ich heiratete meinen Max.

Du kennst unsere freundliche Ehe. Sie brachte weder Glück noch Unglück. Im Grunde war alles sich gleich geblieben, denn wir verkehrten ja in denselben Kreisen weiter. Ach, Liebe, welcher Überdruß befiel mich oft, welches Grauen vor diesen ewig gleichen Menschen, Gesellschaften, Gesprächen, welcher Ekel vor Flirt, Ball und Theater! Ich wurde hysterisch, du weißt. Du siehst, ich bin eine mitleidslose Beobachterin meiner selbst.

Da begann Max seine Reisen. Ach, es ist mir ganz gleichgültig, wozu und wohin. Ich atmete nur auf, denn ich war ja allein. Auf einmal begann ich die Einsamkeit zu lieben, freute mich an unserer stillen Wohnung, den Ausfahrten allein, hatte ungestörte Nächte. Und dann warst du ja da. Aber dann fuhrst du fort - und nun beginnt es eigentlich erst...

Ich hatte gar keine Lust zu reisen. Ich war schlaff, müde, des ganzen Lebens überdrüssig. Ich schloß mich von allen Bekannten ab, ich ertrug diese Masken nicht, ich sehnte mich nach einem neuen Zustand. Ein Bürgermädchen sein, eine einfache Kaufmannsfrau, eine Gouvernante, ein Ladenfräulein - ach, welches Glück! Ich war ganz verzweifelt vor Sehnsucht nach einer Verwandlung meines Menschen. Dabei wurde ich fast schwermütig. Abends ließ ich meine Wohnung dunkel, wanderte durch die finsternen Räume und saß am Fenster und sah auf die Straße. Und das war die Ursache von...

Nun, höre! Du weißt, wie aus unserer stillen feinen Straße in den letzten Jahren eine lebhaftige Geschäfts- und Verkehrsstraße geworden ist. Der ganze

Westen der Stadt hält hier seinen Korso, hat hier seine Teestuben, Kinos und Kaufhäuser. Und mit alledem zog auch das Vergnügen in die Straße ein. Nachts promenierten da in Scharen jene Damen, die unsere Herren weniger gern grüßen als küssen. Du weißt schon...

Unsere Seite, wo wir wohnen, ist still geblieben, aber gegenüber spielt sich auf dem breiten Bürgersteig das ganze Liebesleben ab. Da saß ich nun Nacht für Nacht am Fenster und sah zu, wie die hübschen, schicken und lächelnden Mädchen von allen Seiten herbeiströmten, von den große Plätzen rechts und links, aus den dunklen Seitenstraßen, hier und da aus einem Torweg der Straße selbst. Sie gingen gesittet auf und nieder, nickten sich zu, gingen auch wohl zu zweien wie liebe Freundinnen, sahen den Männern fest ins Gesicht, lächelten, schienen auch gelegentlich etwas zu rufen.

Sie sahen gar nicht schlimm aus, waren gar nicht geschmacklos angezogen, gut gepudert, gut beschuht, waren geduldig und freundlich. Ich sah, wie Herren sie ansprachen, wie man sich ruhig trennte oder zusammen fortging oder ein Auto bestieg. Ich sage dir, ich war ganz erregt, ich saß da an meinem dunklen Fenster viel glücklicher als in einer Loge. Es war ja auch Theater hier, aber lebendiges; das war alles echt und wahr. Es gab keine falschen Zwischenakte, wo die Liebenden, statt sich zu hören, sich in der Garderobe eilig umziehen und frisch schminken. Nein, hier wurde nichts ausgelassen; das Leben war vollständig und lückenlos.

Und hier begann ich, jene Frauen der Straße zu beneiden. Nicht um ihre immer wechselnden Abenteuer, um die unaufhörlich neue Liebe, sondern einfach um ihre Freiheit. Sie hatten nach niemandem zu fragen, nach keinem Vater, keinem Manne, keiner Gesellschaft, sie waren frei wie wilde Tiere, wie Vögel, sie konnten gehen, wann und wohin es ihnen beliebte, sprechen, mit wem sie wollten; sie gehörten niemandem, sie konnten sich freiwillig verschenken und nahmen sich immer wieder zurück. Ach, ich hatte Sehnsucht, auch so eine zu sein, so ein feines Mädchen von der Gasse - nicht der Männer wegen, ich wiederhole es. Aber mich gelüstete nach dieser schrankenlosen Freiheit...

Ich will es nicht länger erklären. Eines Tages, vor vier Wochen etwa, geschah es, daß ich mitten in der Nacht meinen Fensterplatz verließ und mich dunkel und einfach zum Ausgehen ankleidete. Die Mädchen und

Diener schliefen. Ich schlüpfte aus der Wohnung, schloß die Haustür auf und stand auf der Straße...

Ach, es war die lindeste Vorfrühlingsnacht. Die Straßenbäume sprossen schon, die Sterne lagen matt und wollüstig im weichen Dunkel; es war schon still, und drüben auf der andern Seite gingen die Nachtwandler wie Schatten aneinander vorüber. Ich wagte mich nicht auf jene Seite hinüber, langsam spazierte ich auf und ab, voll von einem beklommenen Glück, von angstvoller Freude; ich sah dem stillen Treiben zu, ergötzte mich an der späten Stunde, fühlte mich gesund und frei.

Aber ich war doch sehr ängstlich. Denn als ich einen vielleicht ganz harmlosen Herrn auf mich zukommen sah, erschrak ich furchtbar, drehte mich um, lief davon und ins Haus hinein. Ganz atemlos kam ich oben an, aber ich jubelte im Herzen. Und in der nächsten Nacht ging ich wieder hinab...

Es zog mich etwas. Sobald es dunkel wurde, die Läden sich schlossen, der große Verkehr abebbte, und nur noch promenierte, wer ein Vergnügen suchte, befiel es mich. Eine alte, eingeborene Gewohnheit schien mich hinabzutreiben. Oft war es mir, als hätte sich eine frühere Existenz meiner bemächtigt, als wäre ich einmal schon ein Straßenmädchen gewesen, dessen Seele jetzt wieder zu mir zurückgekehrt war. Es duldete mich nachts nicht mehr zu Hause. Ich mußte auf die herrliche, kühle, freie Straße hinab, dort auf und nieder gehen, die Männer anschauen, ohne sie doch zu begehren. Glaube mir, ich tat es nicht der Männer, der Liebe wegen; ich hatte gar kein Verlangen danach. Nur draußen sein, frei, in der Nacht, keinem gehörig.

Es war gewiß unvorsichtig von mir. Wie leicht hätte ich Bekannte treffen können! Aber daran dachte ich nicht, ich war ja ganz besessen von der Leidenschaft, nachts umherzustreichen. Oh, wie verstand ich diese Frauen, wie fühlte ich ihnen nach! Ich liebte sie wie arme, dumpf befangene Schwestern. Und in der vierten oder fünften Nacht verließ ich meine stille Straßenseite und ging zu ihnen hinüber, wo sie auf die Männer warteten.

Da war nun manches anders. In der Nähe waren diese armen Mädchen doch verlobt, stumpf, unschön, oft gemein. Sie starrten mir unverschämt ins Gesicht, riefen mir etwas zu, haßten die neue Konkurrentin, denn dafür hielten sie mich wohl. Sie schienen alle gegen mich verbündet. Ich spürte

diese Feindseligkeit und wollte gerade in eine Seitenstraße abbiegen, da sprach mich ein Herr an...

Ich sah sofort, daß er aus meinen Kreisen nicht kam, ich brauchte also nicht zu fürchten, ihm in der Gesellschaft zu begegnen. Er war weder Assessor, noch Leutnant, noch Künstler, sondern vielleicht ein lieber kleiner Kommiss, Bankbeamter oder Konfektionär. Er war reizend, gewiß nicht älter als ich, hübsch und gut gewachsen, nicht schlecht angezogen, um ein wenig zu elegant. Er gefiel mir, ich hatte plötzlich gar keine Angst, er kam mir vor wie ein Spielkamerad, wie ein Brüderchen, mit dem ich eine kleine Komödie verabredet habe. Es war mir, als wüßte er, daß ich eine anständige Frau bin, und als ginge er gut gelaunt auf mein Spiel ein. Denk dir, er war blond, mit blauen Augen, und hatte schwarze Wimpern... Ach ja!

Aber wie er mich ansprach, erschrak ich furchtbar. Er sagte ohne alle Umstände "du" zu mir und nahm kurzerhand meinen Arm, den er gleich ordentlich drückte und betastete. Ich konnte mich nicht losmachen.

"Was fällt Ihnen ein", sagte ich. "So war es nicht gemeint. Wofür halten Sie mich?"

Ja, ich fiel ganz aus meiner Rolle. Aber er ließ sich nicht beirren und bestand darauf, mich zu begleiten. Ich sträubte mich, und da sagte er wütend: "Also schön, dort geht ein Kriminal, ich kenne ihn. Ich rufe ihn, und du kommst unter die Sitte."

Das verstand ich nicht, vielleicht hatte er es anders gesagt, aber die furchtbaren Worte "*Kriminal*" und das rätselhafte "*Sitte*" erschreckte mich zu Tode. Ich merkte, es gab kein Entrinnen. Dieser reizende kleine Kommiss war unerbittlich. Ich mußte ihn wohl höllisch reizen - und das schmeichelte mir natürlich ein wenig. Er sah mich fast haßerfüllt vor Liebe an. Er zitterte beinahe. Da sagte ich fast schluchzend und ganz hilflos: "Sie werden es bitter bereuen. Ich bin nicht so eine, Sie machen mich für das ganze Leben unglücklich. Mein Mann - "

Aber er lachte und rief: "Du bist ja eine ganz Raffinierte. Also, wo wohnst du?"

Ich schwöre dir, es blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Ich glaubte, er hätte einen Auflauf, einen Skandal provoziert, Polizei wäre gekommen - es ist nicht auszudenken. Also lief ich, an seinem Arm, nach Haus zurück. Wie er die vornehme Fassade sah, stutzte er, aber als er erst oben in unsere Diele trat, ich das Licht aufdrehte und er die Flucht unserer schönen Salons sah, wurde er wirklich betreten, sah mich ganz verwirrt an und schien die Wahrheit zu begreifen. Ach, der kleine süße Kommissar, erst so keck und schneidig, jetzt wurde er ganz verlegen, verwirrt, denn er sah wohl, daß er in einem tadellosen, ihm sonst nicht zugänglichen Hause war und vor sich eine echte Dame der guten Gesellschaft hatte. Nein, wie er mich rührte! Ich mußte mitleidig lachen und streichelte ihn, bat ihn, Platz zu nehmen - er war auf einmal ein lieber, kleiner linkischer Junge. Am liebsten hätte er sich gedrückt - aber inzwischen hatte ich mich ein wenig in ihn verliebt... die schwarzen Wimpern über den blauen Augen, weißt du -

Wir waren allein in der großen stillen Wohnung, ich holte Wein und Konfekt. Und schließlich taute er wieder auf, wurde keck wie vorher, fragte mich, ob ich die Zofe und die Herrschaft verweist sei. Ich sagte natürlich ja, und so war es eben nur die Zofe, die er umarmte. Er ging erst in aller Frühe, als unten das Haustor schon offen war. Und dann, denke dir, Herz, wie das Mädchen morgens unsere Flurtür öffnet, hängt ein großer Rosenstrauß daran. Der war von ihm - du mußt wissen, als er ging, hatte er sein Portemonnaie gezogen. Aber ich hatte so aufgeschrien, daß er es schleunigst wieder fortsteckte.

Damit schwieg Frau Olga und lehnte sich erschöpft ins Sofa. Frau Lisa sagt, höchst angeregt: "Ja, Liebste, es ist ganz reizend. Ein entzückendes Abenteuer. Man könnte fast Lust bekommen - "

"Ach, schweig, schweig. Es ist furchtbar."

"Ja, wie denn? Kam er wieder, hattest du Unannehmlichkeiten?"

"Nein, nein, das wäre so schlimm nicht gewesen. Aber - aber - weißt du, jetzt hat's mich gepackt. Alle Abend, alle Abend geh ich jetzt hinunter..."

DAS ALLEINSTEHENDE FRÄULEIN <sup>19</sup>

Am letzten schönen Herbsttage saß die Kommerzienrätin aus der Tiergartenstraße 67 mit ihren fünf besten Freundinnen bei Kaffee respektive Schokolade im Zoologischen Garten. Durch die entlaubte sonnige Allee gingen so viele auffällige und bekannte Personen, daß die Tassen kalt wurden und die Lorgnetten ohne Aufhören klapperten.

Plötzlich grüßte von der Allee her eine magere, nicht mehr junge Dame, der ein Mädchen ein buntbebändertes Kind nachtrug. Die Kommerzienrätin bewegte gerade noch die Nasenspitze und sah sonst steif über die Grüßende hinweg.

”Wer ist das?” rief die Baumeisterin, die Migräne bekommen hatte, weil ihr neuer Winterhut durch das allgemeine Stillschweigen der Freundinnen für ewige Zeiten gerichtet war.

”Das,” flüsterte die Kommerzienrätin, ”das ist die Frau Doktor Feilchenbaum, die Frau unseres Anwalts, aus der Behrenstraße. - - ” Sie verstummte so unmittelbar, daß keine Dame an einem interessanten Ereignis zweifeln konnte. Die kleine Assessorin, die erst seit zwei Monaten in Berlin war, rief glühend: ”Sie hat einen Liebhaber?”

---

<sup>19</sup> in: *Leidenschaft* (Berlin 1922; S. 162-173)

Die anderen Damen wollten lächeln, als die Kommerzienrätin sich indigniert in den Stuhl zurücklehnte; darauf taten sie desgleichen und schüttelten verweisend den Kopf. Die Kommerzienrätin sagte: "Oh, es interessiert nur die Internen der Familie Feilchenbaum. Frau Hedwig hat sich in die Familie hineingebohrt! Wenn Sie hören wollen: sie stammt nämlich aus... - " Alle Köpfe fuhren über dem Tisch zusammen. Die Verlagbuchhändlerin warf ihre Kaffeetasse um; niemand bemerkte es. Die Baumeisterin warf Schlangenblicke um sich, ob an den Nebentischen jemand lauschte.

"Jawohl," schloß endlich die zischelnde und flüsternde Kommerzienrätin, "so hat sie es dahin gebracht, daß ihres Mannes ehrenwerte Familie sie meidet wie die Pest. Haben Sie, meine Teuren, ihren Blick nicht gesehen, diesen Blick, der das Blut gefrieren läßt? Sie strömt Eiseskälte und Antipathie aus."

"Und dennoch", seufzte die Assessorin, "hat sie ein Kind."

"Was alle wundert", fuhr die Kommerzienrätin fort. "Denn -", niemand verstand diese Begründung: "denn eine Schwester ist Schauspielerin, eine andere lebt - man weiß nicht wie - in Paris!"

"Gott steh mir bei!" rief die Bankdirektorin Löwe.

"Natürlich", sagte die Kommerziehrätin und zog ihren Tuchmantel zusammen, "natürlich haben weder wir noch unsere Bekannten den Besuch des Paares erwidert. Wir schneiden sie selbstverständlich."

"Wahrhaftig?" rief die Geheime Sanitätsrätin.

"Wahrhaftig!" sagte ihre Freundin mit Nachdruck. "Diese Person hat eine Partie gemacht - " In diesem Augenblick rief die unbedachte junge Assessorin: "Oh! Wer ist diese Dame?"

Die Lorgnons flogen an die Augen, aber sofort entfiel der Kommerzienrätin das ihre und klirrte auf ihren Teller. Alle anderen Damen klappten nach.

”Meine Teure!” sagte die Kommerzienrätin, die ihr Taschentuch an die stattliche Nase führte und dahinter zu erröten vorgab, in zerschmetterndem Tone zu der völlig vernichteten Assessorin, ”von diesen Damen spricht man nicht!”

”Und dennoch - - ” seufzte die Baumeisteirn in ihre Schokolade hinein und warf zwischen den Straußenfedern auf dem Hute der Bankdirektorin hindurch dieser ‘Dame‘ einen sehnsüchtigen Blick nach.

Aber die Geheime Sanitätsrätin sagte mit unbeschreiblicher Würde und unantastbarem Anstand: ”Nein!! Diese ‘Damen‘ sieht man nicht, meine Liebe!!” -

Diese ‘Dame‘ war Lizzie Gauthier. Sie hatte vor einem Jahr Maud Barlow geheißen und als Kind Fanny Orlow. Aber so nannte sie sich erst wieder, als sie in Lumpen ging und an der Unzucht starb.

Sie war in die Welt gekommen nicht anders wie ein Samenkorn, das ein Wind von irgendwoher mitbringt und irgendwo fallen läßt. Sie wuchs in einem Ostseestranddorf auf bei einer alten Frau, der sie von zwei unbekanntenen Damen als Neugeborenes nebst dreitausend Mark übergeben worden war. In diesem Dorf entdeckte sie ein Maler, der - wie ein blonder heiterer Maler immer heißen muß - Hans hieß und sie mit sich in die Hauptstadt nahm. Damals zählte sie sechzehn Jahre und sah wie eine Zwanzigjährige aus. Ihr Körper war von einer verhaltenen, gleichsam schlummernden Fülle, und er erhielt sich diesen Reiz des Unaufgeblühten bis ins späte Alter hinein. Nie verlor sie diesen verführenden Reiz einer ungeweckten Leidenschaft, einer Üppigkeit im Moment des Entfaltens.

Der blonde Hans malte sie als Judith. Sie stand nackt, tief hineingelehnt in die nachgiebige Leinwand eines Zeltes, den Kopf zurückgeworfen; das damals blonde Haar schien sie hinabzuziehen. In der Rechten hielt sie an seinen langen Haaaren das abgeschlagene Haupt des Holofernes, dessen Blut ihren Leib bespritzt hatte. Der Ton der Leinwand, die Ambrafarbe ihres Körpers und das Blond der Haare bildeten eine erlesene Harmonie, und die Gourmets der Malerei wie die der Liebe kamen gleicherweise auf ihre Rechnung. Drei Tage, nachdem das Bild an der grünen Wand der Sezession gehangen hatte, war Fanny Orlow berühmt. Acht Tage später knieten die reichsten und elegantesten Kavaliere der Residenz zu ihren Füßen. Sie

lachte alle aus. Erst als ihr Maler nach einem halben Jahr die rote Gräfin Sophie porträtierte und über den Verlust eines Kutschers tröstete, erhörte Fanny den reichsten und schönsten ihrer Anbeter, den tollen Großfürsten Cyrill. Sie gingen auf Reisen, genossen die Welt. Verkleidet, unbekannt durchforschten sie die dunklen Uferstraßen der Themse; sie lagen in einer weißen Jacht wochenlang am Horizonte von Korfu und schwärmten in romantischer Liebe; sie bewohnten ein Zelt auf den Hügeln bei Mykenä und eine Villa bei Bellaggio. Nach zwei Jahren trat Fürst Cyrill die nunmehrige Maud Barlow an seinen Adjutanten Boris ab, der mit ihr ein Landhaus am Schwarzen Meer bezog.

Von dort soll, nach Gerüchten und Vermutungen, die junge Schönheit auf den Umwegen über ein Piratenschiff und durch einen türkischen Sultansharem nach Paris gekommen sein, von wo sie als brünette Lizzie Gauthier nach Wien und später nach Berlin zurückkehrte. Zu schweigen von ihren Abstechern nach Trouville, dem unbeträchtlichen Ostende, dem im Frühjahr sehr lohnenden Baden-Baden und im März sehr beachtenswerten Nizza. Als sie wieder in Berlin auftauchte, war sie im Anfang der Dreißiger, noch immer ohne eine Spur von Verwüstung oder Ermüdung in dem schönen schmalen weißen Gesicht. Damals, als sie gern bei Einbruch der Dämmerung durch den Zoologischen Garten wandelte, trug sie über einem bastseidenen Kleid einen weiten dunkelroten Tuchmantel. Wie eine Abendwolke, aus der ein letzter goldener Schein bricht, glitt sie dahin. Der Mantel blähte sich im Winde. Aber sie haßte Berlin, dessen Männer entweder reich und langweilig, oder schön und arm, immer von unvollkommener Eleganz waren. Sie blieb dennoch in dieser Stadt: denn der erste Traum jener blonen Malerliebe war in ihrem Herzen lebendig geblieben. Überhaupt verstand sie sich schlecht auf das Geschäft. Aus jenen Pariser Zeiten, wo eine zusammengerollte Tausendfranknote den Schlüssel ihres Schlafsalons gebildet hatte, waren ihr keine Ersparnisse für die Jahre des Elends geblieben. Sie konnte oft ein dunkles sehnsuchtsvolles Augenpaar einer vollen Börse vorziehen und dem seidenweichen, blonden, wehenden Bart eines gräflichen Zuhälters ihren letzten Ring opfern. Sie lebte also stets, um es anständig und gewohnheitsmäßig auszudrücken, von der Hand in den Mund.

Sie fand noch einige Male Liebhaber, die sie auf Monate oder Jahre mit sich nach Florenz und Neapel nahmen, auf ein entlegenes Waldgut, auf einen Ozeandampfer, in eine gut bürgerliche Wohnung im Westen, wo sie im Hause als "Gnädige Frau" angesprochen wurde. Dazwischen wurde sie auf den Wunsch ihrer Männer wieder einmal blond, einmal braun und zweimal rot in verschiedenen Nuancen. In Wahrheit war ihr Haar grau, als sie es in ihrem vierzigsten Jahre wieder schwarz färbte, eine Dachstube in Wilmersdorf bezog, dem Puder die fressende Schminke und Rot- und Schwarzstift zugesellte - was sie bislang nie nötig gehabt hatte -, und als sie froh sein mußte, wenn sie nach stundenlangem Streifzuge für zwanzig Mark das Geheimnis ihres Weibtums preisgeben konnte.

In jener Zeit der beginnenden Not, der drohenden Einsamkeit und der polizeilichen Überwachung - sie war seit einem halben Jahr als öffentliches Mädchen legalisiert, während sie bis dahin den Beruf einer Schauspielerin oder Gesellschafterin vorgeschützt hatte - ging sie in einer windigen Herbstnacht den stillen bäumerauschenden Kurfürstendamm hinab, um in den belebteren Straße an der Kirche im Zug der Ecken auf einen nachtblindem Freier zu warten. Sie trug ein enges schwarzes Kleid: noch war ihr Körper schön, die feinen Schultern verloren sich in runde volle Arme, und die schlankesten Beine trugen einen fast kühn gestrafften Leib. Sie ging langsam vor dem Winde, ihre bloßen Hände froren, das Kettchen des Pompadours schien in die Finger zu schneiden, und doch war das Beutelchen leicht und enthielt nicht mehr als irgend ein anderes Täschchen einer Venuspriesterin. In dieser menschenleeren Straße, wo niemand ihr begegnete, hielt sie den Kopf gesenkt. Sie war müde, abgehetzt und überdrüssig, sie spürte einen Hunger, der nicht aus dem Magen kam - damals kannte sie ihre Seele noch nicht! Sie fühlte Sehnsucht und Wünsche nach einer zärtlichen Hand, nach einer Hand, die keinem Manne gehörte, einer kleinen Freundin vielleicht, einem Kinde, das auf ihrem Schoße saß. Sie blieb stehen. Trockene Blätter schlugen ihr ins Gesicht. In den Gärten stöhnten die schwachen jungen Bäume. Der Mond gab ein grelles und kaltes Licht.

*'Umfallen und weg sein - '*, dachte die Dirne. *'Und nicht in eine andere Welt kommen und weiterleben. Tot sein und nie mehr etwas wissen! Ich - - da kommt einer! Lieber Himmel, laß ihn mich mitnehmen!'* Sie reckte sich, ging langsam weiter und wiegte sich in den Hüften.

Es war ein noch junger Herr. Ein großer brauner Hut beschattete ein blasses Gesicht. Sein langer weiter Mantel flatterte hinter ihm her. Mit erhobenem Kopf ging er durch den Wind. Als er die Frau erreichte, hielt ihn das stumme, sehnsuchtsvolle Flehen ihrer Augen auf.

”Aber du frierst ja, armes Ding”, sagte er langsam mit dunkler, gleichsam verschwommener Stimme. In diesem selben Moment erfaßte er die schöne Linie, die vom Halse der Frau über die schmale jugendliche Schulter die vollen Arme hinabließ. In seine dunklen Augen kam ein Ausdruck, als sähe er das Wesen der Welt hinter den Dingen, und ein Schein ging über sein Gesicht wie der Widerglanz einer himmlischen Vision. ”Willst du mit mir kommen?” sagte er schnell. ”Du sollst dich wärmen und sollst schlafen. Es ist nicht weit. Komm.”

Er ging so schnell, daß sie fast laufen mußte. Immer sah sie in sein schwermutsvolles und doch strahlendes Gesicht hinauf. Er erschien ihr schön und königlich. Sie wagte es, nach seiner Hand zu greifen, die groß und blaß war und keinen Schmuck trug. Er schien es nicht zu merken. Sie erreichten sein Haus, gingen durch einen rauschenden dunklen Garten und erstiegen fünf Treppen zu einem großen kühlen Atelier. Vor dem breiten Fenster hingen die dunklen Wolken, und wenn sie weitertrieben, blühte hinter ihnen die glänzende Saat der Sterne auf.

”Dort,” sagte der Herr, ”geh hinein und leg dich hin. Ich muß arbeiten.” Er zündete eine Spirituslampe an, setzte sich an einen Tisch und zeichnete die Vision, die die Schultern der Frau in ihm beschworen hatten.

Rauschend zog die Nacht weiter. ”Schläfst du?” rief er nach einer Stunde oder länger in den kleinen Nebenraum hinein. In der Tür erschien Lizzie Gauthier. Sie hatte nur den Hut abgenommen.

”Kommst du nicht?” sagte sie leise. ”Magst du mich nicht?”

Er verstand sie nicht, so zaghaft sprach sie. ”Geh”, sagte er freundlich. ”Schlaf ruhig. Ich bleibe hier.”

Sie senkte den Kopf und trat in die Kammer zurück, in die der Mond schien. Das Bett war gerichtet. Ein Strauß blauer Asters stand am Fenster. Aber sie kam noch einmal in das Atelier.

”Ich möchte fragen, wie du heißest.”

”Johannes. - Und du?”

Nach langem Schweigen sagte sie: ”Fanny...” Und in diesem Augenblick fielen die Jahre, die Not, die verschwendeten Leidenschaften von ihr ab, und sie hörte die Ostsee vor den Fenstern rauschen, in den tiefen Schlaf ihrer sechzehn Jahre hinein, hörte das Atmen der Katze und die Klänge der Harmonika aus dem nahen Krug. - -

Plötzlich vernahm der Zeichner aus seiner Kammer ein verhaltenes Stöhnen und Schluchzen. *‘Wer ist da?’* dachte er; so vertieft war er in die Arbeit gewesen. Er stand auf und ging hinüber.

Die Frau saß angezogen vor dem Bett am Boden, den Kopf so tief gebückt, daß er fast auf den hochgezogenen Knien lag. Sie weinte.

”Was ist dir nur?” rief er erschrocken. ”Du leidest?” Und er bückte sich und hob ihren Kopf hoch. Aber sie schlug die Hände vor das geschminkte Gesicht.

”Schwester,” sagte der seltsame Herr zärtlich, ”liebe Schwester, sieh, bin ich nicht dein Freund? Du bist müde. Komm, leg dich hin.” Er hob sie auf, und sie fühlte voll Seligkeit seine Stärke. ”Hans”, sagte sie leise.

”Ja, Hans”, sagte er freundlich. ”Nenn mich nur so. Ich höre es selten.” Er zog sie sorglich aus und deckte sie zärtlich zu.

”Oh!” rief sie. ”Ich bin dir nicht schön genug! Du verachtetest mich! Ich bin schmutzig, und du bist rein. Und ich liebe dich... Sieh mich nicht an! Ich schäme mich. O Gott, ich schäme mich...” Und sie weinte, das ganz stille und bebende Weinen des tiefsten Schmerzes. Er setzte sich zu ihr ans Bett und streichelte sie.

”Nein, liebes Wesen, ich verachte dich nicht. Warum? Deine Taten sind ja nichts anderes als ein Kleid. Man streift es ab.”

”Ich will rein sein!” rief sie. ”Rein, wie ich war. Ich will meine erste Liebe wiederhaben und dann sterben. Ich will heraus, ich will - ich will - - ”

”Siehst du,” sagte er, ”das, was du wünschst, ist deine wahre Wesenheit. Wenn dir auch jedermann die Bluse aufknöpfen darf, für ein paar Mark das Geheimnis deiner Liebe kennen lernen kann, du bist doch rein, wenn du die Sterne liebst und dem Lichte dankst. Wenn du bis zum Halse im Sumpf steckst, aber mit den Augen den Himmel suchst, so bist du des Himmels wert. Du bist rein, wenn du bis zum Scheitel in Schmutz und Elend versunken bist und nur in deinem Herzen noch ein Funken Sehnsucht ist. Lebe in Lumpen und stirb an der Unzucht - : hast du Scham und Tränen in dir, so bist du reicher als eine Königin und reiner als eine Jungfrau, denn das wahre Königtum und die echte Jungfräulichkeit tragen wir in der Seele und nicht am Leibe.”

Die Dirne saß aufrecht im Bett. ”Bist du gekommen, um uns zu erlösen?” sagte sie inbrünstig. ”Aber die anderen werfen uns zu den Tieren.”

”Ja”, sagte er leise. ”Sehnsucht ist eine unsichtbare Krone. Aber wenn ich dich ansehe, bist du eine Königin, und wenn ich dich küsse, bist du rein. Sei stolz und froh: dein Königtum liegt in einer anderen Welt.”

Am Morgen verließ sie den Herrn. In der Folge ging es ihr schlechter und schlechter. Es kam in der Tat so weit, daß sie in Lumpen ging und an der Unzucht starb. Und es hat nie wieder jemand entdeckt, daß sie die unsichtbare Krone der Sehnsucht trug und also eine heimliche Königin war.

Als man den Leichnam dieser in Wahrheit Jungfrau gebliebenen Dirne ins Schauhaus brachte, kreuzte der Wagen den Weg der nunmehrigen Geheimen Kommerzienrätin aus der Tiergartenstraße 67, die mit ihrem Sohn und dessen Freund zum Nachmittagskonzert in den Zoologischen Garten fuhr, wo sie die Frau Bankdirektorin Löwe mit ihren beiden Töchtern erwartete. Man plante so allerlei mit den jungen Leuten.

”Eine Armenleiche”, sagte der Sohn.

”In dieser Gegend!” rief die Kommerzienrätin empört. Aber da sie schon ganz bei den künftigen Verlobungen war und der Sache einen romantischen Schein geben wollte, fuhr sie fort: ”Ja, aber auch in diesem Leben wird es Liebe gegeben haben!”

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

”Liebe!” rief der Freund des Kommerzienratssohnes. Er hieß Moritz Cohn und war Bankprokurist. ”Was heißt Liebe? Liebe gibt es nicht!”

”Teuerster!” sagte die Kommerzienrätin, die im Laufe der Jahre gern auf gewisse Dinge zu sprechen kam. ”Natürlich, Sie kennen nur die sogenannte Liebe sogenannter ‘Damen‘. Da ist ja selbstverständlich keine edle Regung vorhanden. Aber Sie kennen die Töchter unserer Kreise noch nicht. Da finden Sie allein die wahre Keuschheit, die echte Liebe, die einzige Treue. *Da* sehen Sie das Diadem der Tugend auf jungfräulichen Stirnen leuchten. Aber sahen Sie es jemals schon bei einer - Dirne leuchten?? Verzeihung für das Wort, Herr Cohn!”

**BERLINER VORFRÜHLING** <sup>20</sup>

Er ist da, ehe die Bäume ausschlagen. Während noch im Gebirge die Rodelschlitten fliegen, draußen auf dem ebenen Lande gerade das Tauen beginnt, schwimmt Berlin schon im geschmolzenen Schnee, in Sonnenschein und Frühlingslust. Wie herrlich sind die Pfützen auf den Straßen! Sie spiegeln Licht und schmale Frauenschuhchen, sie spritzen sprühend auf unter Autorädern und Pferdehufen, sie versetzen das Himmelblau auf die Straße; zwischen zwei Himmeln wandelt man. Wie schön, wie glückspendend sind die Frühlingspfützen auf den Straßen!

Alle sozialen Probleme sind gelöst: das Glück ist leibhaftig über die Menschen gekommen. Die Armen, Verkommenen, Elenden scheinen zu lächeln, da Sonne ihr Gesicht verklärt - nach dem bitterlichen Frost, dem Nebel, der Winterdämmerung so vieler Monate. Die Straßenkehrer sind fix und froh geworden, rufen sich allerlei zu, womit sie sich zum Lachen bringen wollen. Die Damen lassen ihre Boas und Pelzschals anmutig über die Schultern gleiten, lassen Schmuck werden, was so lange nur Schutz war, sie heben ihre Röcke, und entzückt sieht man wieder den ersten Florstrumpf, durch den der Glanz des schlanken Beines bricht. Sie rennen

---

<sup>20</sup> in: *'Unter Weges'* (München 1921; S.125-132)

nicht mehr, die Fräulein, um sich warm zu laufen, sie schwanken nicht mehr auf Glatteis, sie trippeln wieder, zögernd, schlendernd, sie stehen sinnend am Straßenbord und überlegen, wie über die Pfütze hinüberkommen; sie machen einen reizenden kleinen Sprung - und die Pfütze spiegelt das Herrlichste von allem; der Himmel verdunkelt sich darüber.

Über Nacht hat eine Auferstehung stattgefunden. Statt vermummter, unförmiger Gestalten wieder schlanke, ranke Figuren, erhobene Köpfehen; die jungen Herren im leichten Ulster, die ersten Halbschuhe an den Füßen, den Schnurrbart nicht mehr bereift, das Stöckchen in der leicht bekleideten Hand. Die Straßenbahnführer sind wieder Menschen, es steht kein Ungeheuer in Pudelfellen und -mützen mehr am Steuer. Und drinnen im Wagen wird man nicht mehr als fühlloses Stück Gefrierfleisch behandelt, nicht mehr blickt man mit tödlichem Haß auf die Bevorzugten, die über der Heizung sitzen; wenn man auch die Beine hochhalten muß, um nicht im Morast stecken zu bleiben, den jeder neue Fahrgast mit hereinschleppt - die Sonne blitzt doch in die Scheiben, sie wärmt den Rücken, macht so menschenfreundlich - man ist wider Willen glücklich. Aber der leibhaftige Frühling, der blühende duftende Lenz, ist doch nur am Potsdamerplatz. Da stehen in langen Reihen, vom Bahnhof bis zur Wertheimhalle, wo der Bärenbrunnen wie ein Frühlingsbächlein plätschert, die Blumenfrauen von Berlin. Ruinen schöner Festungen, deren einstige Bestimmung die unaufhörliche Übergabe war, Reste einer glänzenden Vergangenheit, einst die Dekoration der Friedrichstraße, jetzt Girlande vom Bahnhof zu Wertheim, stehen diese Frauen da, auf ihrem Bauch schaukelnd einen langen Korb, aus dem der Frühling quillt. Sie, geboren zur Vergangenheit, sie, die Frauen ohne Zukunft, sind die Gevatterinnen des Kommenden. Sie sind alt, stumpf, trocken, die Ehrenjungfrauen des Frühlings, seine Bannerträgerinnen, seine Herolde. Sie verkünden seinen Reichtum, Duft und Glanz. Sie schwingen Mimosensträuße und Tulpenbündel, Veilchentuffs und Maiglöckchenstengel, Anemonen und Ranunkeln, römische Narzissen und neapolitanischen Zwiebelblüten. Eine tagtäglich erneute, nie welkende Girlande stehen sie da, Korb an Korb, Beet neben Beet, schwankend wie im Föhn, Duft verbreitend, Hoffnungen weckend, Glück spendend. Über ihnen schaukeln die noch nackten Äste der alten Kastanien und Rüstern, noch steigt der Saft in ihnen nicht hoch, noch ist Café Josty nicht umgrünt, die Normaluhr noch nicht umwallt von Flieder und Rotdorn, aber unter ihnen

blüht es schon wie in den Gärten von Cannes, an den Abhängen von Santa Margherita, auf den Hügeln von Florenz...

Und noch ein untrügliches Zeichen gibt es für den Anfang des Frühlings in Berlin: wenn in den *"Zelten"*<sup>21</sup> das erste Gartenkonzert exekutiert wird. Wenn nur die Sonne scheint - mag es draußen noch so naß und windig sein -, da konzertiert schon im Pavillon die schwarze Musikantenschar, und an den Tischen sitzt, gut verpackt, die Menge der Vorstadtdamen, jung und alt, bei Kaffee und Bier. Gefällige Gatten, Brüder, Bräutigams tauchen hier und da auf, und draußen vor dem Gitter, am Tiergarten entlang promenieren die, die Musik im Gehen zu genießen lieben. Das ist der erste Frühlingssonntag in Berlin! Mag nun noch einmal Schnee und Frost kommen: der Frühling ist da! Er blüht am Potsdamerplatz, er ist feierlich in den *"Zelten"* unter Musikklängen proklamiert worden. Schon nimmt der nächtliche Tiergarten die ersten Liebespaare auf, klingen von heimlichen Bänken zärtliche Seufzer. Schon verlassen die Möwen die Charlottenburger Schleuse, der Neue See ist aufgetaut, statt Schlitten werden Boote instand gesetzt. Wie lange noch, und um acht Uhr abends werden die Bahnen gestürmt und Grunewald und Treptow erstrebt; wie lange noch, und der erste Strohhut taucht in der Tauentzienstraße auf, die erste Berlinerin geht *"per Taille"* zu Wertheim, die Frau Kommerzienrat kehrt aus Nizza zurück und findet, daß Berlin in schönerem Frühling schwelgt!

Denn nicht überall ist der Frühling so herrlich wie in dieser Stadt. Überall sonst kommt er langsam, Tag für Tag eine Knospe mehr, eine Nuance heller, ganz vorsichtig, zögernd, verschämt. Aber in Berlin bricht er über Nacht herein, fällt mit Musik und Blütenüberschwang nieder, kommt ungeduldig, viel zu früh, halb erfroren, in Gefahr, sich noch einmal verstecken zu müssen. Nur in Berlin funkeln mit einem Schlage ungezählte Millionen Fensterscheiben, blühen Millionen Menschen auf, entstehen zahllose Lenzgedichte und Feuilletons. Berlin ist ja so jung, so schnell, so ungeduldig; es kann nie warten; unreif pflückt es die Früchte, nimmt den Frühling im Februar vorweg, kommt zu früh heraus mit seiner Premiere wie ein ungeschickter Direktor. Aber muß man diese ungeduldige Jugend nicht lieben? Ist diese junge, rasche, überschäumende, mutwillige Stadt nicht

---

<sup>21</sup> *'In den Zelten'* ist ein historischer Straßename am Rand des Tiergartens. Hier befanden sich seit dem 18. Jahrhundert Ausflugslokale in Zelten; Bettine v. Arnim hatte ihr berliner Haus in dieser Straße. Der Name ging im Jahr 2002 verloren durch die neuen Bebauung des Parlaments- und Regierungsgeländes.

**KURT MÜNZER    Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

schön, liebenswert, - würdig, besungen, verherrlicht zu werden? Und wenn erst wirklich die Kastanien am Landwehrkanal ihre grünen Finger mit den weißen Kerzen ins stille Wasser tauchen, die Schwäne im Mondschein um die Rousseau-Insel gleiten, im Bogenlampenschein die Leute auf der Terrasse von Josty sitzen und über die Zoo-Mauern die Arien Toskas und Musettes zu den Liebenden in den Tiergarten hinüberklingen, ist dann Berlin nicht selbst ein Gedicht von Jugend, Lenz und Liebe?



## DIE WAHL <sup>22</sup>

Die Amerikatournee hatte ihren Ruhm besiegelt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Irene Wald, erst fünfundzwanzigjährig, von sechs Intendanten, der doppelten Zahl Agenten, der Großen Oper in Paris, der Metropolitan und Monte Carlo um ein dauerndes Engagement bestürmt. Aber sie erklärte, sich vorläufig nirgends binden zu wollen. Gnädig absolvierte sie zwei Gastspiele an der Hofoper, sie sang die *Traviata* und acht Tage später die *Mimi*. Jede Woche ein Auftreten war das Höchste, was sie leisten konnte. Zudem hatte die Überfahrt ihrem Herzen geschadet.

Sie liebte Grün. In einem grünseidenen Gewand, das lang nachschleppte, ging sie im dritten Zimmer ihrer Hotelwohnung auf und ab. Im ersten saßen der Sekretär, Herr Bonsart, und die Tante Aglaja und hielten ihr alles fern: Verhandlungen, Besuche, Interviewer, Bettler und Anbeter. Tante Aglaja, fünfzigjährig und Jungfrau, war ihre einzige Verwandte und hatte sie auf allen Fahrten begleitet. Sie war gesund, resolut, unbesiegbar und von tiefgehender Menschenkenntnis. Ohne sie würde Irene Wald heut Choristin sein oder begraben in Kottbus, der Heimat des Geschlechts, auf dem katholischen Friedhof.

Irene trat ans Fenster. Ach, es war so still. Aus dem ersten Zimmer, wo gewiß Unruhe, Leben, ein bewegtes Hin und Her war, klang kein Laut herüber. Und der Straßenlärm, der da unten wogte, drang nur als leisestes,

---

<sup>22</sup> in: *'Leidenschaft'* (Berlin 1922, S. 174-194)

fast melodisches Summen durch die doppelten Fenster. Sie sah so sehnsüchtig hinab. Da ging eine dicke Dame in einem lächerlichen Pelz und führte einen Pudel an der Leine. Dann kam ein Leutnant. Selbst im Mantel war er schlank, geschmeidig, edel wie eine Toledaner Klinge. Dann zwei Studenten, in blauen Mützen, ein junges Mädel mit einer Tasche, ohne Hut, aber so schön, daß sie in einer goldenen Karosse hätte sitzen sollen; ein Dienstmann, ein Oberlehrer, der sich nicht verleugnen konnte, zwei Bürgerinnen, die auf einander einredeten, ein Pärchen Arm in Arm, und dazu Autos, Omnibusse, Droschken mit elenden Gäulen, ein Karren mit einem Hund und einem abgerissenen Kinde, das mitzog, ein riesiger Möbelwagen, der wie ein Haus schwankte.

Ach - sie hätte Bürgerin, Student, Pferd, Hund sein mögen. Aber frei, unten zu gehen, unter den anderen, mit anderen, sich selbst gehörend, imstande, sich zu verschenken.

Doch sie stand hier, und man schloß sie vom Leben ab. Sie erfuhr nichts, sah nichts, wußte nichts. Sie sang, studierte, probte, spielte. Ihre Garderobe war allen Besuchern verboten. Durch das Spalier Verliebter, Entzückter lief sie gut verhüllt nach der Vorstellung zum Wagen, Tante Aglaja war Vorhut, Nachhut, Bedeckung, kurz alles. Sie, Irene, war nichts als das, was sang, was bezauberte und Millionen erwarb. Über Erwerb und Kunst hinaus war sie weder Persönlichkeit noch überhaupt Menschenexistenz.

Denn sie war krank. Ihr Herz hatte einen peinlichen Erbfehler, es mußte gehütet und bewahrt werden. Schon ein Auftreten in der Woche war ihm fast zu viel. Jede Erregung setzt seinen Schlag in Unordnung, seinen Schlag überhaupt aufs Spiel. Aber schließlich war Irene so sehr routinierte und resolute Künstlerin, daß sie unbeteiligten Gemüts spielen und singen konnte. Sie war nichts weiter als phänomenales Stimmbändersystem. Sie sang ihre Heldinnen und wickelte ihre Tragödien ab, ohne das Herz daran zu beteiligen. Sonst wäre sie längst aufgerufen gewesen.

Aber alle anderen möglichen Aufregungen mußten ihr ferngehalten werden. An allen Unternehmungen war sie nur insofern beteiligt, als sie unterschrieb, was die Tante ihr zu solchem Zwecke vorlegte. Sonst folgte sie blindlings. Sie hörte nicht einmal, was alles sich um sie herum abspielte. Selten, daß man ihr einen Bericht gab über die hundert Vorfälle des Tages,

die sie angingen. Sie wußte wohl, sie stand im Mittelpunkt eines Lebenskreises, in den alle denkbaren Abenteuer, Sensationen und Leidenschaften geschlossen waren; sie mußte tausend Existenzen anziehen, Habgierige, Liebende, Sehnsuchtsvolle, Traurige, Verbrecher und Heilige. Sie wußte nichts davon. Sie lebte in einer ununterbrochenen Einsamkeit. Blumen erreichten sie, Geschenke, nicht mehr Briefe. Selten, daß man ihr einen, eröffnet, auf den Tisch legte. Tante Aglaja war die rührendste Vorsorge. Konnte man wissen, was für schreckliche und beunruhigende Dinge Unbekannte schrieben? So las sie Liebes- und Bettelbriefe, Gedichte, Hymnen, auch boshafte und neidische Episteln. Oh, sie wußte schon, was sie tat! Selbst die Kritiken erhielt Irene nur in Auswahl. Ja, es war schon so: sie wußte von ihrem eigenen Leben nichts. Andere verwalteten es, sichteten es, ließen es ihr in Tropfen spärlich zusickern. Reichte es, um ihren Durst zu stillen? Ach nein.

Sie stand am Fenster und sehnte sich. Und vorn saßen Tante Aglaja und Herr Bronsart und genossen ihr Leben. Sie sang für andere, lebte für andere. Was blieb ihr? Der Platz am verschlossenen Fenster und ein fernes Schauen auf die Glücklichen, Freien, Unbelasteten und Gesunden.

Sie ging durch das Schlafzimmer, an dem kolossalen Bett vorbei, in dem sie so verloren lag, wie ein Einsiedler in der Wüste, immer frierend und das Unmögliche und Unerlaubte wünschend. Sie ging durch den Salon, wo die vielen Blumen dufteten. Es war wie in einer Gruft. Lorbeer duftete so traurig und bedrückend. Wo war ihre Kammerfrau? "Edith!" Sie war nicht da. Aber sie brauchte sie nicht. Jetzt war es fünf Uhr. Um sieben mußte sie im Theater sein. Die *Mimi* - - da stand der Flügel. Sollte sie - nein, die Rolle saß, sie war ihrer Stimme sicher, und die verzweifelte Stimmung heut paßte nur. Sie setzte sich in einen Sessel an der Tür.

Ja, da im Vorzimmer war es lebendig. Wieviel Stimmen, und dazwischen immer der Befehlston, der kalte und überlegene, von Tante Aglaja oder die etwas verfettete Stimme des Sekretärs. Er war bildhübsch - erst sechszwanzig. Ob ihn Tante Aglaja... - dachte Irene. Ach, Unsinn, die alte Dame mit dem gefärbten Scheitel! Aber manchmal sah sie ihn so an... Irene lächelte über sich selbst.

Sie hörte Geld klingen, es war Goldklang. Ja, das Geld - was geschah damit? Wo, wie ward es angelegt? Sie lebte nicht verschwenderisch, nur bequem. Es mußte viel da sein... Vielleicht hielt ihr die Tante allzuviel fern! Es würde sie doch zerstreuen, selbst mitberaten, handeln, entscheiden zu können. Aber schließlich war sie so unwissend. Als man ihre Stimme entdeckte, war sie achtzehn gewesen, nie aus Kottbus hinausgekommen. Wenn der Vater Magistratssekretär ist... - Und dann die vier Jahr bei der Marchesi, der Richtspruch der Ärzte: keinerlei Erregung, das ruhigste Leben, jede seelische Erschütterung ist von Übel! Ein Glück, daß ihr Weg so glatt war, daß beruflich alles glückte und gelang.

Tante Aglaja war wohl doch so etwas wie ein Schutzengel. Sie hatte sofort ihr Jungfernstübchen verlassen und war mit der Mutterlosen gereist. Sie hatte in der sächsischen Lotterie vierzigtausend Mark gewonnen. Damit hatte sie sich eine Lebensrente gekauft und war - aus Dankbarkeit - nach Dresden gezogen, wo ihr Kollekteur wohnte. Sie hatte auch treulich immer weiter gespielt, ohne ähnlichen Erfolg. Nun ließ sie ihren Kanarienvogel, die Katze und den Lesezirkel im Stich und opferte sich für die Nichte.

Irene horchte auf. Eine Mädchenstimme sprach drinnen und fragte, wann die Künstlerin zu sprechen wäre. Aber Tante Aglaja scheuchte sie fort. Was mochte die gewollt haben? dachte die Sängerin. Was hätte sie erzählt oder erbeten?

Es wurde still. Nun dämmerte es schon. Es lag sich so gut im Sessel, von der Straße herauf summt es, Straßenbahnglocken klangen ganz fein und fern, drüben war eine prächtige Hausfassade. Fenster waren hell, Spitzengardinen wiesen ein zartes Muster, und dahinter verschwommen goldgerahmte Bilder an den Wänden. Auch ein Schatten glitt hin und her.

Auf einmal hörte sie nebenan eine Männerstimme, sehr tief, und doch mußte sie jung sein. Ein Knabe, dachte sie, der seine neue Stimme noch gar nicht beherrscht. Er verlangte, sie zu sprechen.

Tante Aglaja überließ diesen leichten Fall dem Sekretär. Herr Bronsart sagte: "Lassen Sie nur die Blumen hier. Besten Dank. Madame empfängt nicht, Madame singt heut abend, wir reisen morgen."

Die Jünglingsstimme sagte: "Bitte, wollen Sie Fräulein Wald fragen? Mein Name ist Henri Meister. Ich muß ihr die Blumen durchaus selbst geben. Gehen Sie, fragen Sie."

Irene lachte. Wie keck dieser Bursche dem gefürchteten Herrn Bronsart begegnete, wie einem Kammerdiener! Das war ein Kerl! Sie sprachen weiter da drinnen, jetzt durcheinander, und nun griff Tante Aglaja ein und konstatierte: "Bitte, Herr, unsere Zeit ist gemessen. Wollen Sie uns bitte nicht länger aufhalten!"

Der Herr sagte: "Es ist auch durchaus nicht meine Absicht, mit Ihnen zu konversieren. Lassen Sie sich in Ihren Geschäften nicht abhalten. Ich werde hier auf das Fräulein warten, denn sie allein kann mich abweisen. Dann werde ich gehen. Aber Sie haben mich ja nicht einmal bei ihr gemeldet. Bitte, verehrte Frau, warum so erregt?"

Wahrhaftig, Tante Aglaja hatte mit der Hand auf den Tisch geschlagen. Sie mußte rasend wütend sein. Was war das für ein köstlicher Bub! Und nun gab es richtigen Zank nebenan.

Irene stand auf. Ah, das war doch Leben, eine improvisierte Szene. Sie, sie kannte nur die vorgeschriebenen Situationen, die einstudierten Dialoge, die erdachten und hundertmal erprobten Auftritte. Einen Atemzug Leben... - Und sie öffnete die verbotene Tür.

Da stand zwischen ihren beiden Hütern ein ganz junger und schöner Mensch, feierlich angezogen und sehr viel Blumen in der Hand, Narzissen, Anemonen und Ranunkeln. Er starrte ihr gerade ins Gesicht, mit offenem Munde. Irene sagte lächelnd: "Bitte, mein stürmischer Herr, kommen Sie nur. Auf fünf Minuten."

Tante Aglaja konnte noch nichts sagen. Erst als die Tür hinter diesem ungeheuerlichen Menschen sich geschlossen hatte, fand sie die Kraft, sie wieder aufzureißen. Schon saß Irene am Fenster und der Besucher ihr gegenüber. Und Irene - es war unfäßlich, unerhört, noch nicht dagewesen! - Irene sagte: "Bitte, Tante, ich habe nicht Herein gerufen. Willst du die Tür schließen."

Die Tante sagte: "Der Arzt - "

”Natürlich”, antwortete Irene. ”Also bitte.” Dieser Ton war neu. Die Tante schloß die Tür, starrte Herrn Bronsart an und sagte nur: ”Emil, was sagen - Sie!”

Emil dachte nach. Das System war durchbrochen, eine Gitterstange geknickt. Wenn der Löwe die Freiheit witterte -

Die Tante dachte auch nach. Sie war die einzige Erbin. Es galt, Irene nicht nur von allen Menschen fernzuhalten, sondern in der Tat ihr Leben möglichst zu verlängern, denn jedes Auftreten brachte Tausende ein. Irene war wirklich krank. Ihr Herz... - deshalb mußte jetzt auch Tante Aglaja nachgeben. Um Gottes Willen keine Szene, keine Alteration! Heut Abend, in zwei Stunden *Bohème*. Irene mußte singen. Tante Aglaja knirschte mit den Zähnen -

Emil sagte - aber ehe er noch etwas sagen konnte, stellte die Tante gedämpft und zischend fest: ”Sie sind ein Hornvieh. Warum haben Sie ihn nicht hinausgeworfen? Sie sind der Mann, nicht ich. Allerdings - ”

Sie lachte leise auf. Sie strich sich den schwarzen Scheitel, der wunderbar glatt war, noch glatter und horchte.

Irene sah ihr Gegenüber an. Oh, wie lieblich! Aus dem kecken, resoluten Herrn war ein ganz schüchterner stummer Knabe geworden... Wie jung war er, wie gesund, wie glücklich. Er hielt seine Blumen auf dem Schoß und starrte die schöne Dame an. Es war ganz dunkel im Zimmer. Aber auf ihrer beider Gesichter spielte das Abendlicht der Straße, der Schein von der Laterne, und ein warmes trauliches Gefühl entstand zwischen ihnen.

Irene wußte, ungewandt, nicht, wie nun beginnen. Sie sagte: ”Die schönen Blumen! Sind sie für mich?”

Er reichte sie ihr hinüber, legte sie ihr in den Schoß und sagte mit seiner komisch tiefen Stimme: ”Wir haben alle zusammengelegt, und ich ward ausgewählt, sie Ihnen zu bringen. Ich bin auf dem Polytechnikum. Ich bin im Gesangverein. Wir waren vor acht Tagen alle zur *Traviata*, wir saßen oben auf der Galerie und hörten Sie. Es war so schön, daß wir vor Ihrem Fenster singen wollten. Aber die Polizei hier erlaubt so was nicht. Gestern

nacht zogen wir hierher. Wir sind vierzig Aktive, aber die Polizei zerstreute uns. Deshalb kam ich heut selbst. Ich sollte Ihnen das sagen - "

"Wie alt sind Sie?"

"Zwanzig, Fräulein." Er sagte es halb beschämt, halb stolz.

Sie sah ihn an. Oh, das war das Leben, die Jugend! Wie alt war sie! Uralt, vielwissend, freundlos. Was für Herrliches geschah doch! Vierzig Studenten verliebten sich in sie, zogen unter ihr Fenster - - Sie wurde tieftraurig. Eine namenlose Sehnsucht stieg in ihr hoch. Unvermittelt, wie zu sich, sagte sie: "Wie jung und schön sind Sie! Sind Sie alle vierzig so glückliche Männer? Was für ein Leben liegt vor Ihnen! Ich, ich lebe nicht. Ich bin krank. Ich muß mich schonen. Ich weiß gar nichts. Gewiß gibt es soviel, was mir Freude machen könnte. Ich möchte, ich wollte, ich könnte - ja, aber ich darf nicht. Ich glaube auch, ich kann nicht. Gewiß denken Sie alle: *'Irene Wald, die ist wie eine Königin! Sie weiß nicht, was Wunsch ist, sie kennt nur Erfüllung, sie hat Ruhm, Liebe -*' Ach, wissen Sie, ich habe Ruhm, ja. Aber ich bin in ihn eingemauert. Mein Leben ist Arbeit und Entsamung."

Sie schwieg. Der Jüngling vor ihr beugte den Kopf. Er flüsterte: "Ich kann nichts sagen - "

Die Sängerin fuhr fort. Sie sprach nur zu sich, aber es war so wunderbar, daß jemand da saß und es hörte. Sie lebte - denn sie war nicht allein. Leben ist: Gemeinschaft. Leben heißt: lieben. Dieser Knabe da liebte sie gewiß. Er betete sie wohl an. Wie er da saß, gebückt, regungslos! Auf seinem Wirbel sträubten sich die braunen Haare. Sie hätte diesen schmalen Kopf zwischen ihre Hände nehmen können. Aus ihren Gedanken heraus sagte sie: "Natürlich ist mir Liebe schon begegnet. Kollegen, Direktoren, Agenten, ein Chorist, der mich verzweifelt ansah. Aber Liebe - Liebe ist nicht Erotik, nicht Lust, nicht Liebelei, Amusement und Flirt. Ich glaube, Liebe ist der namenlose Schmerz. Dennoch möchte ich - möchte ich - - Ich bin aus Kottbus. Wie komisch das klingt! Da lebte ich, ein braves Bürgermädchen. Auf einmal sang ich. Die Marchesi sagte: *'Kind, du bist ein Bote Gottes. Man wird dich anbeten.'* Ja, wollte ich das? Auf einem Altar stehen, den Betern entrückt - Nein! Viel lieber unter ihnen sein, verloren in der Menge, Schulter an Schulter gedrückt mitbeten. Oder geliebt werden, richtig geliebt, Mensch von Mensch, ich - ich die Gebende, Hingegebene! Nein, das darf

nicht sein. Die Kunst entrückt ihre Priester der profanen Menge. Sie hebt uns ins Unberühbare. Wir sehen Blicke, erhobene Arme, aber unser Mund friert, das Herz schauert.”

Des Jünglings Kopf sank tiefer. Nun lag er in Irenens Schoß, auf den Blumen. Und dann brach der Schweigende in die Kniee und hob die Arme und legte sie sacht um die sitzende Frau. Und Irene erbebte...

Sie rührte sich nicht. Es rauschte ringsum, es sang in der Ferne in wunderbaren Chören, sie sah blasse, aber glückliche Landschaften, Himmel voll tiefer, aber nicht beängstigender Wolken. Was duftete so? Die Narzissen, des Jünglings Haar, sein schmaler Nacken, den sie schimmern sah?

O Wunder! Ein fremder Mensch war gekommen und war vertraut und geliebt. Sie wußte nicht, daß Durst aus jeder Quelle trinkt...

Im Nebenzimmer rührte sich etwas. Es war die Zofe. Irene sagt: ”Sie müssen nun gehen, Lieber. Stehen Sie auf.”

Er stand auf, das Haar verwirrt. Sie sah seine Augen glänzen. Wie schön war er! Er lächelte so rührend, so schamhaft, unschuldig wie ein Kind, das in ihm unverständlichen Worten gescholten wird. Sie gab ihm die Hand, und er wandte sich. Da wußte sie: Da geht das Leben, geht Jugend, Glück - - Sie hielt ihn auf.

”Kommen Sie wieder,” sagte sie flehend, ”morgen zur selben Stunde. Ich bin immer allein. Man wird Sie vorlassen.”

Er ging. Tante Aglaja kam gekränkt ins Zimmer. Ihr schwarzes Seidenkleid rauschte empört.

Irene sagte: ”Morgen kommt er wieder, laß ihn zu mir.”

Die Tante sagte sanft: ”Wir wollen morgen, mein Kind, weiter. Nach Oberhof. Du sollst Schneeluft - ”

”Wir bleiben hier, und ich empfangen den Herrn.” Irene erregte sich. ”Oder ich singe heute abend nicht. Du stellst zehntausend Mark aufs Spiel, wenn du mir widersprichst.”

Tante Aglaja dachte: *‘Eine Verwandlung! Was ist geschehen? So hat sie noch nie gesprochen. Welche Energie! Sie, sie befiehlt. Emil muß etwas finden. Nein, ich widerspreche nicht. Aber ich lasse einfach den Professor kommen. Er muß ihr verbieten - ‘*

Die Tante drehte das Licht an und sagte süß: "Einziges Kind, du bist ganz blaß. Willst du Champagner? Du mußt dich langsam zurechtmachen. Es ist halb sechs. Ach, ein anstrengender Tag. Herr Bronsart zählte neunundzwanzig Besucher. Ich sehne mich direkt nach Oberhof."

Aber ihre Sehnsucht fand heute kein Verständnis.

Am Abend sang Irene Wald so schön wie noch nie. Sie fühlte die Töne in sich wie etwas Lebendiges entstehen und wie Körperliches über ihre Lippen gleiten. Es war Empfängnis, Reifen, Gebären in einem, ein schmerzlos süßes Weib- und Mutterempfinden, Tausend Menschen hörten sie, erlebten sie und weinten. Aber am Ende, als sie dankte, mußten *Rudolf* und *Schaunard* sie stützen, sie war schwach, als hätte sie alle Kraft ausgegeben - an ein Wesen, das nun die Fremden mit sich forttrugen, das sie gebar, um es zu verlieren. Im Wagen schlief sie ein. Herr Bronsart, der stark war, trug sie im Hotel die Treppe hinauf. Tante Aglaja entkleidete sie und saß noch zwei Stunden an ihrem Bett. Dieses Leben ar ihr kostbarer als das eigene. Eines Tages würde sie, Tante Aglaja, Millionärin sein. Emil - nein, heiraten würde sie ihn nicht. Kaum ihr Gatte, würde er sie mißhandeln. Aber bei ihr bleiben könnte er immerhin. Oh, sie würde sich nicht überlisten lassen.

Wie immer, wenn sie gesungen hatte, blieb Irene am nächsten Tage liegen. Sie ruhte in dem quadratischen Bett in der blaßblauen Matinee, ganz verloren in den Spitzenkissen. Die grünseidene Decke warf einen bleichen Schein auf sie. In Wahrheit fieberte sie ein wenig. Der Thaterarzt hatte sie besucht, aber er wußte nichts weiter als: Brom, Veronal oder Vallidol. Doch Tante Aglaja hatte an den Professor Heilbringer telephonierte. Ein ausgesuchter Name!

Der Tag ging hin. Welch Leben mochte sich wieder im Nebenzimmer abspielen! Edith brachte die Kritiken, zeigte die Blumen, die aber nicht im Schlafzimmer bleiben durften.

”Wie spät?” fragte Irene jede Stunde. Endlich war es fünf. Und Edith mußte ins Vestibül und sollte den Studenten direkt zu ihr führen.

Er kam und legte ein winziges Veilchensträußchen auf ihr Bett. Wie rührend war es. Irene küßte es. Es war weich wie Katzenfell, es roch nach Erde, Wald, Quelle.

”Erzählen Sie mir, Henri.”

Er saß neben ihrem Bett. Er sah sie an mit den glänzenden Kinderaugen. Eine Lampe brannte unter rosa Schleier. Es war still und dämmrig. ”Ich weiß nichts”, sagte er. ”Ich kann Ihnen gar nichts sagen. Schicken Sie mich aber nicht fort.”

”Kind”, sagte sie leise. Sie legte ihre Hand auf seinen Schoß, und er bedeckte sie sacht mit seinen großen kühlen Händen. ”Das Vögelchen ist gefangen.”

”Ich bin müde heut, Henri. Jedesmal, wenn ich singe, kostet es mich ein Stück Leben. Ich singe mich langsam zu Tode.”

Wie zärtlich sah er sie an! Wie gut tat das. Das war Liebe, sang es, Liebe, Liebe...

Auch sie konnte nichts sagen. Es war so schön. Sie hatte teil am Leben. Alles würde anders werden. Sie träumt das Seligste. Es gab nichts, was unmöglich war. ”Du liebst mich”, sagte sie leise und setzte sich auf. Ihre Schultern enthüllten sich, Kleinmädchenschultern, wie Pfirsiche, schüchtern war ihre Brust, der Hals so unschuldig-schlank und keusch-stolz. ”Du darfst mich küssen”, sagte sie, die nur den Schein des Theaterkusses kannte.

In diesem Augenblick war sie fünfzehn Jahre, und ihr Herz erwachte. Es raste, es jagte, es hämmerte wie Sturmglocken. Sie sah die glänzenden Augen sich nähern, das junge strahlende Gesicht, den roten Mund.

Er küßte sie. Ungeschickt wie ein Kind, natürlich wie ein Kind, zaghaft, aber ohne Scham, wie sich Fünfjährige küssen. Der Student und die Sängerin waren diesseits aller Erfahrung und Begierde.

Sie hatte aber kaum das süße Bewußtsein dieses Kusses, als sie in eine Bewußtlosigkeit sank, die noch süßer war als dieses Wissen um den Sinn des

Lebens. Aus den Armen des entsetzten Studenten glitt schwer eine Ohnmächtige.

Er stürzte zur Klingel. Sie gellte Alarm.

Tante Aglaja schrie: "Er hat sie gemordet! Wasser, Äther, Essig! Verhaftet ihn! Sie hatte für zwei Jahre abgeschlossen, neunundneunzig Abende!" Tante Aglaja vergaß sich. "Emil, wirf ihn hinaus, er hat sie überfallen. Äther!"

Nach zwanzig Minuten lächelte Irene. Sie erwachte. "Henri", sagte sie leise.

Ein Herr saß neben ihr. Es war Professor Heilbringer. Er hielt ihre Hand und sagte freundlich: "Vorerst habe ich den Henri einmal nach Haus geschickt. Ich möchte auch gern mit Ihnen reden. Nun, kleines Mädchen, was gab es denn?"

Sie hatte Vertrauen zu dem alten Herrn. So oft sie in Deutschland war, hatte sie ihn konsultiert. Er war musikalisch, er hatte ihr einmal eine eigene Sonate vorgespielt. O ja, zu ihm konnte sie sprechen.

"Er", sagte sie, "er - " Ihr Herz aber schlug wieder so rasend auf, daß ihre Stimme einfach zerbrach.

Der Professor erneuerte den Eisbeutel. "Nun, nun," sagte er, "dann seien Sie still, Irene. Es hat Zeit. Kosten Sie mal diese neue Mischung." Er gab ihr einen Löffel Medizin.

Wie schön friedlich war es, wie rauschte das geliebte Leben über das Dach hinweg. Sie verstand es jetzt. Liebe, Liebe - und wie kühl es sie durchrann, welcher Friede kam über sie! Nun konnte sie sprechen. "Er hat mich nur geküßt -"

"Nur?" sagte der Professor und lächelte freundlich und schalkhaft und dachte: *'Nur - und schon zuviel!'* Er streichelte ihre Hand und begann ganz sanft: "Mein liebes Kind, Sie wissen ja alles. Ich - wir, die Kollegen, haben es Ihnen längst und immer gesagt: Sie sind Aufregungen nicht gewachsen. Ihr Herzchen ist schwach, es ist zu zart für die Angelegenheiten von uns robusten Männern. Schon die Bühne ist eigentlich ihm zuviel. Aber wenn Sie dem Herzen die Bühne zumuten, so müssen Sie ihm dafür das Leben

vorenthalten. Kleines Mädchen, Sie wissen ja, Sie haben zu wählen: Leben und Ruhm oder - ich will ganz kraß sein - oder Glück und Tod! Ich muß es Ihnen sagen: einer organischen Erschütterung ist Ihr Herz nicht gewachsen. Sehen Sie, schon ein Kuß wirft Sie um. Geschweige denn eine Umarmung! Liebes, liebes Kind, Sie dürfen nicht Frau werden. Sie müssen verzichten. Wir dürfen Sie nicht lieben lassen. Der Mann, der sie liebte, würde Sie aus seinen Armen als eine Tote fallen lassen. Ich sehe ja, Sie sind vernünftig, sie hören ruhig und verständig zu. Mit Ihnen kann man doch sprechen. Wenn Sie kalt und fühllos wären, würde ich sagen: schön, genießen Sie. Aber, Kindchen, Sie fühlen, Sie sind tief und empfindsam und geben sich hin. Ihr Herzchen würde einfach springen, wenn Sie ihm die ganze Erschütterung der Liebe zumuten wollten. Nicht wahr, Sie verstehen mich. Natürlich. Sie müssen also allem aus dem Weg gehen, was Ihr Gefühl beschäftigt, Sie dürfen sich keiner Erregung aussetzen. Entlassen Sie Ihren Henri, wenn Ihnen Leben und Kunst lieb sind. Ich muß wiederholen, Sie haben zu wählen: Leben und Ruhm oder Glück und Tod."

Irene antwortete: "Ich habe es gewußt und nur vergessen. Danke, Herr Professor. Es war unrecht von mir, ans Glück zu denken Es gibt Höheres, nicht wahr? Wenn man der Welt gehört, darf man sich dem einzelnen nicht schenken."

Ihr Ton war sehr bitter, aber der alte Herr tat, als verstünde er nicht. Er sagt vielmehr: "Nun also, mit solcher Weisheit werden wir uralt werden und noch Millionen beglücken. Das ist wirklich besser, als selber ein wenig glücklich zu sein."

Irene sagte: "Ich weiß nicht. Ein Gramm Glück ist doch wohl mehr Lebensempfindung als ganze Schiffsladungen von Glücklich-Machen. Kein begeistertes Parkett wärmt mein Herz, aber ein Blick - " Sie lächelte. "Lieber Herr Professor, ich habe Sie so lange aufgehalten. Ich danke Ihnen. wie sagten Sie? Leben und Ruhm oder Glück und Tod! Nun, ich will es mir überlegen. Ich glaube - "

"Ich glaube, Irene, Sie werden leben wollen. Glück -"

"Ja, ja, natürlich", sagte sie ungeduldig. "Glück, Glück ist für die Bürger da! Wir, wir sind zu Höherem geboren. Nie satt werden, nie zufrieden sein, immer suchen, warten, arbeiten, entsagen."

”Der Ruhm, Irene, der Ruhm ist gefräßig. Liebe, Leidenschaft ist ihm nur ein Bissen.”

”Schön, Herr Professor, ich will ihn nicht hungern lassen. Er soll dick und fett werden und anschwellen.”

Der Professor ging beruhigt. Wenn sie auch bitter war, sie war vernünftig, unsichtig und schließlich doch dem Theater verfallen. Sie würde leben wollen. Irgendein Henri war doch das Opfer der Welt, des Ruhms nicht wert! Immerhin - armes kleines Mädchen -

Tante Aglaja hielt den Professor fest. ”Ich werfe ihn also raus,” sagte sie eifrig, ”nicht wahr? Wenn er kommt, - einfach raus!”

”Fragen Sie sie, meine Liebe. Nur Ruhe, keine Aufregung! Fragen Sie sie.”

Die Tante fragte sanft und süß. Irene sagte: ”Morgen früh werde ich dir Bescheid sagen, Tante.”

Tante Aglaja hatte eine unruhige Nacht. Sie nahm Brom, dann schlief sie. Um zehn Uhr morgns schlich sie zu Irene.

Irene lag mit offenen Augen in dem großen Bett. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sie hatte gegrübelt und geliebt. Ihr Herz schrie nach Liebe. Und Liebe war Tod. Ihr Blut verlangte nach Sturm und sollte erstarren im Sturm. Wenn einer denkt, sich sehnt, wartet, fürchtet, ist die Stunde ein Jahr. In dieser Nacht waren für Irene viele Jahre verstrichen. Ihr war, als hätte sie ein ganzes Leben hinter sich. Sie kehrte zurück, zurück aus einer ganzen Existenz des Kampfes. Sie war entschlossen. Ihre Augen waren ganz dunkel. Sie überdachte alles noch einmal: *Wenn er kommt, der Bub, ist's um mich geschehen. Ich zieh ihn an mich, muß ihn küssen, den reinen, frischen, schwellenden Mund. Denn er ist die Jugend, ist das Leben, ist das, was ich nicht bin, hat das, was ich nicht habe. Ich wäre imstande, es mit dem Leben zu bezahlen. Glück und Tod. Also darf ich ihn nicht wiedersehen. Denn - die Kunst! Elendes Amt, gemeiner Beruf! Ach ja, die Kunst. Unwahr macht sie uns, schwach und falsch, verzerrt unsere Empfindungen, schwächt unsere Gefühle, entfremdet uns dem Natürlichen, dem Einfachen und Gesunden. Schon ihre Fragestellung! Schon der Konflikt, den sie bedeutet! Wie absurd! Leben oder Kunst. Und bei mir kompliziert es*

*sich. Der Tod kommt dazu. Vegetieren und berühmt sein oder aufleben und hinsterven... Bah - Leben, Glück! Wie verächtlich! Was fiel mir nur ein! Toskas Arien aufgeben, Mimis berauschte Szenen, die Effekte Violettas - es ist doch ein Rausch! - Aber er, Henri - er wird glauben, ich habe mit ihm gespielt. Er wird mich erachten, verstoßen - o Henri. Ich liebe ihn ja - o Jugend du, du Strahlendes, du Leben, du Schimmerndes, Gesundes - geh! Lebwohl! Lebwohl! Henri, darf ich dir das antun? in deinen Armen sterben? Wie schaurig, so mit dem Tode zusammenzuleben... - ah!*

Sie stand müde auf. In ihrem langen Hemd schlüpfte sie an den Schreibtisch und begann zu schreiben.

Tante Aglaja fragte zärtlich: "Was schreibst du da, Herzchen?" Irene zerriß den ersten Bogen. "Schreibst du ihm ab, mein Liebling? Nicht wahr, wir lassen ihn nicht mehr vor?" Der zweite Bogen flog zur Erde. "Heut mittag können wir reisen, Irenchen. Bist du kräftig genug, ja? Oberhof - "

Irene schrieb: *Henri, ich darf Sie nicht wiedersehen. Verstehen Sie es. Ich kann Ihnen nichts sagen, Es klingt wie Theater. Henri, ein herrliches Leben liegt vor Ihnen, das Glück, die Liebe. Ich bin allem entrückt. Ich vergesse Sie nicht. So gibt es Augenblicke unserer Kindheit, die uns immer wie ein Traumglück begleiten, fern, unerreichbar. So Sie mich. Adieu, Henri, und bitte, stehen Sie nie mehr vor mir. Ich - Leben Sie wohl. Irene, die Ihre.*

Sie zerriß den Bogen. Sie nahm einen neuen. Sie schrieb: *Ich muß abreisen. Ich finde keine Zeit mehr, Sie zu sehen. Leben Sie wohl. Irene.*

Tante Aglaja sagte: "Edith packt schon. Sie kann hierbleiben und das Gepäck nachbringen. Auch Herr Bronsart muß noch zwei Tage bleiben. Wir sind heut abend in Oberhof."

Irene sagte: "Nein, weiter weg. Schweiz, Südtirol."

"Oh", rief die Tante. Welch Glück! Man hatte gesiegt. Der Student war verworfen. "Sankt Moritz, Gardone!"

"Ganz was Stilles, Tante. Wir werden ein Dorf suchen."

Sie zog einen Ring vom Finger, einen Smaragd, um den sich eine Platinschlange wand. Sie ließ ihn in den Umschlag gleiten und siegelte den Brief.

Tante Aglaja war klug. Sie sagte nichts, kein Wort, obschon ihr die Zunge brannte.

”Wenn der Herr kommt, bitte, Tante, gib ihm den Brief. Er darf nicht zu mir. - Edith!” Sie stand auf, sie war stark und unsäglich schwach.

Mittags reisten sie. Als sie in das Auto stiegen, kam ein Brief. Irene fühlte: ihr Ring war darin. Wie bewußtlos fuhr sie zum Bahnhof, stieg in den Zug. Tante Aglaja verhandelte durchs Fenster mit dem Sekretär. Irene riß den Brief auf: ihr Ring und kein Wort, kein einziges, armseliges, liebendes. Er verstand nicht. Er verachtete sie, verstieß sie, verwarf sie...

Der Zug setzte sich in Bewegung. Tante Aglaja sagte zärtlich: ”Ich telegraphiere, Emil. Auf Wiedersehen, Emil!”

MARIA EINSIEDELN <sup>23</sup>

Ein Organismus wie der Katholizismus kommt nicht mit einem Herzen aus. In dieser unendlichen Gemeinschaft muß es mehrere Zentren geben, in denen sich des Lebens Energie sammelt, ordnet, rhythmisiert, um dann belebend auszuströmen. In Rom pulst nicht allein das katholische Herz, es schlägt ebenso in Jerusalem, in Lourdes. Man hört seinen verführerischen leidenschaftlichen Schlag in Mariazell, das leuchtend in seiner grünen Steiermärker Mulde liegt, und stärker noch in Maria Einsiedeln, im schweizer Urkanton, auf heiligem Boden.

Der Pilger von heute, der wallfahrt, um eine Stimmung zu finden, um Kunstwerke zu genießen, um romantischen Einfällen nachzugehen, wird, wenn er Schwärmer ist, die Bahn verschmähen. Sie trägt heute den Reisenden vom Ufer des Zürichsees, von Wädenswil, wo ein grünverwachsenes Schloß das weiße Städtlein überragt, schnell auf die Höhe. Der See, der hellste der Schweiz, bleibt wie ein Göttertrunk lichtblau in seiner weichen grünen Schale unten zurück. Ihr Rand ist mit Email eingelegt: die weißen Dörfer am Ufer sind wie Ornamente ins Grün inkrustiert. Man fährt durch Hügellandschaft bergan, im Süden, plötzlich, springen Berge auf, nacktes Gebirge bäumt sich, starrendes Gestein und weißglühende Schneefeder. Vrenelisgärtli - der Garten der vermessenen

---

<sup>23</sup> in: *'Unter Weges'* (München 1921, S. 205-229)

Maid, die im Eis und Stein des Glärnisch Blumen zu pflanzen sich erdreisten wollte - hebt sich strahlend über die Gipfel, deren Zug erschütternd groß an der Hochebene entlang reitet. Denn man ist auf einer Hochebene angelangt, eine grüne Fläche breitet sich sanft hin, trägt Hügel und Wälder und ein Dorf. Zwei Türme steigen über braune Dächer, ein kolossaler Gebäudekomplex beherrscht den Ort. Nahe stehen, zwei starre unerschütterliche Wächter, die beiden Felshäupter der Mythen, nackter Stein, gigantisch drohend, starr aufgereckte Riesen.

Aber der Schwärmer, der Wandler in der Vergangenheit, wird die Bahn mißachten. Er wird von Schwyz her zum Gnadenort pilgern, bei den Mythen vorbei, oder vom Zürichsee hinaufsteigen, durch Wald und Wiesen, auf den Etzel hinauf, wo der heilige Meinrad, Einsiedelns Gründer, zuerst seine Klause gebaut hatte, und von wo man dann zuerst den Wallfahrtsort auf grünem Plane liegen sieht, das leuchtende Kloster, in dem der Glaube sich feurig sammelt, um glühend auszustrahlen. Vom Etzel steigt man hinab in wildere Landschaft, die die Sihl durchrauscht. Die Teufelsbrücke führt über die Schlucht, und dicht dabei steht das graue Haus, in dem Paracelsus geboren wurde. Bei dieses Namens Klang kommt das Geheimnis, der Schauer, die Magie in die Landschaft; sie wird unwirklich und traumhaft. Noch Tote werfen ihren Schatten. Es fröstelt durch den Sonnenschein, Paracelsus geht um.

Und dann kommt Einsiedeln, tröstlich, heiter, hell selbst unter grauen Himmeln. Für den Ungläubigsten hat es eine Gnade bereit: es ist Friede. In dieses Hochtal, aus dem Kirche und Kloster ewig wachsen, seit tausend Jahren heiliger Boden, dringt kein Kriegslärm, kein Menschenzank. Nur Natur und Religion walten hier. Stürme brausen und Orgeln rauschen, Regen fließt, Lieder klingen. Noch der Ahnungslose spürt hier Heiligkeit und Unnahbarkeit. Diese Ruhe ist nicht zu stören. Engel, heißt es, haben einst die Kirche geweiht; sie haben das Land ringsum geweiht, die ganze grüne Ebene. Das Wehen ihrer Flügel ist unvergänglich.

Man schreitet eine krumme schmale Gasse hinauf, sie bringt auf einen gewaltigen Platz, der sanft ansteigt, die Treppen und noch einmal Treppen zu der breiten Rampe führen, auf der das Kloster steht. In seiner Mitte eingesprengt erhebt sich die große Kirche. Zwischen den starren, kahlen, ernsten Klosterwänden erscheint der barocke Reichtum ihrer Formen

wunderbar. Ihre Mauern sind beweglich und unruhig, springen vor, ziehen sich zurück wie pulsierendes Leben. In großem Schweigen. Nur ein Brunnen rauscht laut, der Muttergottesbrunnen, in dem unter goldener Krone zwischen marmornem Gebälk die goldene Jungfrau steht. Aus vierzehn Röhren springt das reinste Wasser, das die Pilger labt. Es hat nicht Wunderkraft, aber man trinkt es nicht ohne Scheu.

Die Kirchentür ist offen und auf dem bunten Dunkel darin gleißt wie eine Verheißung rätselhaft goldener Schimmer. Es ist die Glorie, in der das wundertätige Marienbild steht. Im ersten Kuppelraum erhebt sich die Gnadenkapelle aus dunklem Stein. In ihr, dem Eintritt zugewandt, leuchtet Maria. Brände haben um das Bild gelodert, sie haben es geschwärzt, aber nicht verzehrt. Mit buntem Antlitz blickt die Madonna auf die Beter. Das Kind auf ihrem linken Arm ist schwarz, die edelsteinernen Kronen ruhen auf angesengten Stirnen. Aber Glaube und Hoffnung dringen durch Entstellung und Feuer. Zwischen Gold, Lilien und Wachs thront die Heilige. Dreißig Gewänder, brokaten, gestickt, steingeziert, sind ihr gestiftet. Und an allen Festtagen wechselt sie ihre Kleidung. Die alte kostbare Schnitzerei ihrer Gestalt verschwindet unter Gold und Seide, und die Kerzenflammen spiegeln sich in geschnittenen Steinen und der schwarzen Politur ihres sanften Ovals.

An dieses Heiligtum schließt sich die Kirche. Drei hohe Kuppelräume fügen sich aneinander mit aller berückenden Verwirrung barocker Konstruktion. Pfeiler steigen unruhig auf, spalten sich in Bögen und Streben, wölben sich, recken sich, runden sich, verlieren sich unter Wolken, Balustraden, Blumen, die gemalt und stuckatiert aus der Kuppel über alle Ränder drängen. Menschenzüge winden sich da oben durch phantatische Trugräume, aus der steinernen Architektur wächst eine gemalte. Eine goldene Laterne durchbricht eine Kuppel und läßt goldenes Licht niederströmen. Napoleons berühmter Kronleuchter hängt unbewegt in diesem Tumult der Farben und Formen, still und streng im ewig Bewegten. Das ist des Barocks Sinn, die Ruhe aufzuheben. Die Architektur ist Bewegung, Fluß, Unbestand geworden. Die Formen, nicht mehr starr, schwellen und sinken, fließen, stürzen, steigen. Aus der wurzelnden Gelassenheit und Unverrückbarkeit der Renaissance ist das Chaos neu entstanden. Linien schließen sich nicht, Wölbungen werden gesprengt, Giebel lösen sich in unendliche Schnörkel. Nirgends kann das Auge ruhen, die Form ist nicht Masse, sondern Flut. Die

Räume schieben sich durcheinander, alle Wände sind aufgelöst. Die Ruhe, der Friede, das ewig in sich Geltende soll sich im Heiligtum allein sammeln, in der schwarzen Madonna in goldener Glorie. Sie allein steht unverrückt und in sich beschlossen im ewig sich Verwandelnden.

Das erscheint als des Barockstils tiefstinnigste Bedeutung: das ewig Giltige großartig aus der Vergänglichkeit zu heben. Er verwirrt das Gemüt, betört den Sinn, beunruhigt das Blut und weist die Seele auf das einzig in sich Ruhende. Im Chaos enthält er den unveränderlichen Kern: die Madonna. Er ist Sturm, Leidenschaft, Maßlosigkeit - und in der Mitte die ewige Insel des Friedens.

Der Barock wirkt so als Ganzes, daß es in Einzelheiten Schönheit, Größe, Kunst verschmähen darf. Diese wunderbar verwirrende und funkelnd betäubende Kirche enthält im einzelnen kaum etwas von Wert. Die Altäre mit ihren Bildern, die Kanzeln, die Orgeln, die Fresken, alles wundervoll im Zusammenhang, ist für sich bedeutungslos, oft wertlos. Der Gesamtklang berauscht, der einzelne Ton ist leer, schnöde, ohne Reiz.

Hinter dem dritten Kuppelraum, hinter dieser weichschimmernden Vorkirche, aus deren Mauern das Stuckornament wie Schaum quillt, wie Pilz wuchert, an der es wie Moos klebt, öffnet sich ein Geheimnis: ein dreibogiges Gitter, kunstvoll geschmiedet, schließt den Chor ab, ein langes dämmerndes Gewölbe, in dem die schimmernde Assunta aufschwebt, indes die Kerzenflammen wie Sterne unter ihr zurückbleiben. In diesem geheimnisvollen Raum werden die Hochämter gehalten. Hinter dem Gitter, an dem die schwankenden Reihen der Beter knien, wandeln goldne Gewänder auf und nieder, brokatne Mäntel neigen sich, blähen sich, Weihrauchwolken steigen auf, quellen durch das Gitter, und die Kirche füllt sich mit dem süßen schweren Opferdunst. Die Litanei erklingt von einer jungen starken Stimme, das Glöckchen läutet - und in der großen unendlichen Stille, die plötzlich die Kirche erdrückend, beklemmend füllt, geschieht das heiligste Wunder, die Verwandlung. Ein Rauschen von den erhobenen Händen, die das Kreuz auf Brust und Stirn schlagen, Stille und wieder Glöckchenklang und neues Rauschen der sich Erhebenden und Aufblickenden. In Wolken sitzt der Fürst auf seinem goldenen Stuhl, die Chorknaben schwenken ihre Weihrauchkessel vor ihm. Die Orgel setzt ein und der Chor der Laienbrüder. Nichts Irdisch-menschliches mehr hat diese

anschwellende Musik von tönenden Winden, Knaben- und Männerstimmen. Es gibt einen Moment des Aufrauschens und Brausens, der das Herz mit Schrecken und Schauer füllt, ein Moment ekstatischen Vergehens in diesem leidenschaftlichen Ausbruch, der die Verzückung der Heiligen den Unheiligsten ahnen läßt.

So braust am Nachmittag das *Salve Regina* aus. Dann wird es still. Nur noch stille Messen werden in den Seitenkapellen zelebriert. Aber jetzt beginnen die Frommen, die Pilger ihre Wünsche vorzutragen. Indessen der Abend eindringt und die blassen Kerzenflammen zu leuchten anfangen, steigt das Murmeln der Betenden auf. Wie ferner Wind beginnt es, ein Säuseln, ein Wehen, ein Rauschen, es schwillt an, und lautere Seufzer ringen sich los. Es flüstert und raunt, es rauscht auf Altarstufen, um Pfeiler. Überall liegen dunkle Gestalten, man stößt an Kniende, Gebeugte, Liegende. Wieviel Weh ist in der Welt, wieviel Kummervolle suchen Erhörung! In schlichtesten Herzen welche Not, in dumpfen Hirnen welche Sehnsucht! Frauen und Männer, die Glück suchen, denn alles, was nicht Not ist, ist Glück. Ein Schlachtfeld ist die Kirche. Lebende, aber Verzweifelte bedecken den Boden. Welches Feld ist furchtbarer, das der Erlösten, das der Flehenden? Aber auch hier sind Glückliche darunter, Dankende und Jauchzende. Ihre Krücken, ihre Stöcke, die die heilende Madonna von ihnen nahm, daß sie frei wandeln konnten, hängen an den Pfeilern. Die Sagen der Geheilten und wunderbar Genesenden gehen im ganzen Lande um. Silberne Herzen, der Madonna gestiftet, bekränzen ihre Kapelle, und Votivtafeln, von Bauern und Herzögen, bedecken die Wände. Schluchzen geht drch die abendliche Kirche und Jauchzen, Tränen fließen über den steinernen Boden. Die Pracht der Räume verliert sich in Dunkelheit, und ewige Lichter schwanken vor den Altären. Oben auf der Empore, der Madonna gegenüber, knien zwei Brüder, immer wieder abgelöst, zur ewigen Anbetung der Unbefleckten. Sie leuchtet in ihrer marmornen Kapelle, die Linien zu ihren Füßen glänzen, das Geheimnis ihres Schweigens ist Güte, Liebe und Hilfe. Die ewige Melodie des Gebetes durchklingt die Kirche. Sie zieht sich hinaus ins Dorf und Land. Betritt man den weiten Kirchplatz, so setzt der Muttergottesbrunnen vierzehnstimmig die ewige Anbetung fort. Alles schweigt ringsum. In weitem Abstand hütet das Dorf sein Heiligtum. Mit zitternden Lichtern öffnen sich die Gassen, und in den hundert giebligen Häusern schlafen die Pilger, bis morgens beim Sonnenaufgang die Glocken rufen. Sie klingen tief und hoch, silberne Stimmen schwingen sich über dunkle, ernste, mahnende

hoch, Engelchöre über Mönchsgesängen, Vogellieder über dumpfen, sehnsuchtsvollen Tier- und Menschenlauten, Kreatur und Cherubim. Durch Tag und Nacht, durch Jahre und Jahrtausende geht so ungebrochen die Anbetung des Wunders.

Die Pilgerzüge folgen sich ohne Ende. Alte Weiblein und Greise, junge Menschen, die nur ihre Religion über ihre dumpfe Kreaturexistenz erhebt, wandern in langen Zügen heran, psalmodierend, unter flatternden, schwer hängenden oder prächtig ausgespannten Fahnen, mit Kerzen und Rosenkränzen, Weihgeschenke in der Hand. Ihre dunklen Züge winden sich über die Pässe herauf, durch die Wiesen des Hochtals. Sie sinken nieder, wenn die Türme der Wallfahrt zum erstenmal aufglänzen. Dort sammelt sich der Glaube in ein Herz, er füllt sich mit ewigem Leben.

Abends gehen die Lichterprozessionen durch Wiese und Wald, ein Sternenreigen, der seine Kreise vor dem Heiligtum zieht, ein Tanz der Gestirne vor Maria. Und an heißen Sommertagen prozessionieren sie murmelnd um den Kirchplatz, die Mönche ganz in Schwarz gehüllt, den Kopf in der Kapuze verborgen, und zwischen den Benediktinern schwankt, von weißblauen Knaben getragen, eine hohe hölzerne Madonna mit dem Kinde. Sie schwebt über den Betenden und Büßenden mit segnender Hand, die Rosenkränze und Amulette trägt, sie wiegt sich sacht und sanft über gebeugten Nacken und kehrt mit demselben süßen rosenroten Lächeln in ihren Tempel zurück.

Des Heiligtums Gründer, Meinrad, hat sein Haupt hier gelassen. Es ruht, vor tausend Jahren von Mördern gespalten, unter Gold und Edelstein unter der wundertätigen Jungfrau. An hohen Festtagen wird es der verehrenden Menge gezeigt. Seine Legende ist lebendig bis heute. Seine treuen Raben, die seinen Tod nach Zürich meldeten und seine Mörder finden halfen, sind noch heut das Wahrzeichen der Kirche. Sie flattern über dem Chor und schweigen beredt. Nichts hat hier Stimme als die Inbrunst des Herzens in reinen und geweihten Worten.

Auch der Reisende und Tourist, den Schaulust in dieses Hochland führt, muß den Hauch des Geweihten spüren. Ringsum liegen Kapellen und stehen

Heiligensäulen, und in einer grünen Au leuchtet ein Frauenkloster.<sup>24</sup> Die hundert Gasthäuser tragen fromm die Namen der Heiligen, unter deren Schutz man köstlich speist und fastet. Man schläft in alten getäfelten Zimmern, ein Kruzifix über dem Bett. Vor den Fenstern stehen die Kirchtürme und läuten voll hinein. Der Ungläubigste muß das Wunder erkennen, daß ein Ort so ungezählte Scharen Menschen zur Hoffnung und Anbetung führen kann. Der Anblick der Beter und Büßer ist der Wallfahrt erstes Wunder. Aber im Schatten dieser Kirche wird auch der Ketzer - wenn nicht fromm, so andachtsvoll gestimmt. Und glücklich, wer sich vergessen und einen süßen Tag und eine gute Nacht überwältigt, gläubig und kindlich sein kann.

---

<sup>24</sup> In dem seit 1130 bestehenden Benediktinerinnenkloster Fahr lebte Schwester Maria Hedwig OSB (die Schriftstellerin Silja Walter) bis zu ihrem Tod (mit 91 Jahren) am 31. Januar 2011. (*Anm. MvL*)

DAS REQUIEM <sup>25</sup>

**A**n einem Maitage, der zum fröhlichen Leben lud, kam Frau Gertrud Marti vom Begräbnis ihres Mannes, des Stadtmusikanten, zurück. Sie hatte keinerlei verwandtschaftlichen Anhang und wurde von einigen Nachbarinnen begleitet, die sie teilnahmsvoll stützten, neugierig nach ihren Zukunftsplänen ausfragten und dabei untereinander ein nicht unvergnügliches Anstoßen und Blicketauschen unterhielten.

So gelangten die Frauen in ihrem schwarzen Häuflein bis zum Hause der Frau Marti, aber da geschah das Unerwartete, daß diese wider Herkommen und Sitte ihre fünf Gevatterinnen verabschiedete. Mit ungewohnter Festigkeit, aber mit zitternder Stimme erklärte sie, durchaus allein sein zu wollen, und entließ mit kurzem schnödem Dank die Freundlichen. Aber eine von ihnen, die behäbige und kurzatmige Frau Huber, erinnerte sie daran, daß sie ja ihre kleine Klara oben bei ihrer Freundin in Verwahrung gegeben habe. Der kleine Heinrich Marti war nämlich in Anbetracht seiner ahnungslosen sechs Jahre daheim gelassen worden, statt des Vaters Beerdigung beizuwohnen, und da alle Frauen der Gegend der Leiche das Geleit gegeben hatten, war der Frau Huber nichts übrig geblieben, als ihre Zweijährige dem Sechsjährigen in Obhut zu lassen. Der kleine Heinrich hatte sich aber schon des öftern als bedachtsamer und fürsorglicher Kinderwart erwiesen und war noch unerfahren genug, solche Kindshut als Ehre, und verspielt genug, sie als Vergnügen aufzufassen.

---

<sup>25</sup> in: *'Labyrinth des Herzens'* (Stuttgart/Berlin/Leipzig 1922; S. 45-104)

Während nun vier schwarze feierliche und entrüstete Damen vor dem Vorstadthäuschen auf der sonnigen Straße stehen blieben und sich zur Einleitung einer stürmischen Unterhaltung bedeutsame Blicke zuwarfen, stieg die junge Witwe mit ihrer korpulenten Freundin die zwei Stiegen empor. Sie hatte die beiden Kinder in der kleinen Wohnung eingeschlossen, und wie sie nun in der Tasche, noch immer halb abwesend und vom Schmerz verstört, nach dem Schlüssel suchte, ward sie plötzlich von der Freundin am Arm gepackt. Aber da hörte sie es auch schon selbst.

Aus der Wohnung erklang, gedämpft hinter den Türen, eine leise Musik. Eine Violine wurde da sanft und weich gestrichen, und ohne Zweifel war es die Geige des Verstorbenen und soeben Begrabenen. Es war eine Melodie, die er in den Tagen, wo er in schnell zerstörender, aber freundlicher Krankheit darniederlag, noch oft im Bette gespielt hatte, ein Andante aus einer Mozartschen Sonate. Nur klang es heute so, als führte eine zaghafte Hand den Bogen und drückten ängstliche Finger die Saiten.

Die beiden Frauen vor der Tür starrten sich entgeistert an: das war ein fürchterlicher Spuk, der da die Geige des Toten erklingen ließ. War er wiedergekehrt, um das Stücklein zu Ende zu spielen, in dem ein ungerechter Wille ihn unterbrochen hatte? Oder tönte sie von selbst wieder und müßte immer weiter tönen, da die Melodie auf ihr nicht vollendet worden war? So wie jene umgehen, die aus unfertigen Arbeiten und halben Werken gerissen werden?

Aus Frau Martis Händen fiel der Schlüsselbund zu Boden. Aber Frau Huber hatte den Mut der fetten Frauen, die ihr Phlegma durch Resoluteität wettmachen. Sie bückte sich, wenn auch schwerfällig, so doch entschieden nach dem Schlüssel, öffnete leise, vorsichtig, langsam die Tür, ergriff die eiskalte Hand der Freundin und zog sie, die am ganzen Leibe zitterte, nach sich. Schon klang im kleinen Flur die Geige lauter. Durch die offene Tür sahen sie in die kleine Küche, die leer war und voll Sonne aus allen Töpfen und Tellern funkelte. Und in diesem hellen klaren Tageslicht war das gespenstische Spiel um so grauenvoller. Aber dann stieß plötzlich Frau Huber die Stubentüre auf; die flog mit lautem Krach an die Wand, polterte gegen einen Stuhl, der dort stand, und im selben Augenblick verstummte wie mit leisem Wehklang die Geige.

Mitten in der Stube saß auf der Erde zwischen Kissen und Tüchern das kleine Mädchen, hoch aufgerichtet, die starren Augen verzückt auf ein Bild gerichtet, das die beiden Mütter erst sahen, als sie über die Schwelle getreten waren. Am Fenster stand, ganz in Sonne getaucht, daß die gestäubten Härchen seines schmalen Kopfes ihn mit goldenen Strahlen säumten, der kleine Heinrich. Er hielt noch immer, in großem Schreck erstarrt, die Geige des Vaters mühsam ans Kinn gedrückt, und über ihr schwebte der Bogen. Aber nun begann die Rechte langsam zu zittern, der Bogen sank auf die leise aufseufzende Geige, die senkte sich, schlug aufrauschend an den Boden, und dann begann der Knabe zu weinen. Er weinte mit offenen Augen, sah die Mutter zitternd an, ließ aber die Geige nicht los und flüsterte inbrünstig: "Nimm sie mir nicht fort - "

Die Mutter lehnte sich an die Nachbarin, das Blut strömte ihr ins Gesicht, als erlebe sie eine unendliche Freude. Die Knie trugen sie nicht mehr, und die Freundin hielt sie in ihren Armen fest. Der weinende Knabe sagte noch immer flehend: "Nimm sie mir nicht fort." Aber die Mutter vermochte nicht zu sprechen. Das Wunder, daß ihr Kind, das nie eine Geige in der Hand gehabt, unverhofft das Werk des Vaters fortsetzte, lähmte sie, wie plötzliches Glück es tut. Aber da streckte die kleine Klara die braunen Ärmchen nach ihrem großen Freunde aus und jauchzte laut auf, als sähe und höre sie zum ersten Male die liebe Gotteswelt.

**E**s stellte sich heraus, daß der kleine Heinrich seit langer Zeit sich an des Vaters Geige versucht hatte. Er hatte es in aller Heimlichkeit getan, denn er glaubte, ein Unrecht, ein Verbrechen an dem klingenden, singenden Ding zu begehen. Wenn er allein daheim war und sich ungestört und unbelauscht wußte, hatte er seine Finger an den scharfen Saiten versucht. Tapfer überwand er die ungefüge Größe des Instruments, er handhabte es wie ein Cello, er reckte seine Ärmchen, um es ordnungsgemäß wie der Vater ans Kinn zu halten. Da er über seine Jahre groß und lang aufgeschossen war, so glückte ihm mühselig die ersehnte Haltung. Dann suchte er die Töne zu den Melodien, die er vom Vater gehört und unverlierbar sich eingepägt hatte. In aller Verborgenheit, als täte er Sündiges, lernte er spielen. Ein früher Heuchler, verschwieg er bedachtsam sein heimliches Kinderglück. Ahnungslos war der Vater in die Grube gefahren. Frau Marti weinte die ersten

bitteren und ihr Herz befreienden Tränen, als sie begriff, wie sehr das Wissen um des Sohnes Können dem Vater das Sterben erleichtert hätte.

Denn Herr Marti war nicht gern und nicht ohne Sorgen von den Seinen geschieden. Sein wirtschaftliches Auskommen war immer ein kümmerliches gewesen. Als erster Geiger der Stadtmusik bezog er ein Gehalt, das ihm Stube und Küche und Unterhalt für seine Familie ermöglichte. Aber von den Freuden des Lebens, die außerhalb des eigenen Heims liegen, hatte er nichts gekostet.

Mit fünfundzwanzig Jahren hatte er die Gertrud Bäumli aus einem Dorf am See sich geholt. Dort hatte sie im Wirtshaus serviert, ein feines sauberes Mädchen von reinen Sitten und schönen Gedanken. Er hatte damals des öftern dort gespielt, und sie hatte ihm in den Pausen das Freibier gebracht. Beide waren sie Waisen, und als sie sich zusammentaten, war es ein berauschendes Glück für sie. Heimatsgefühle, die sie kaum je gekannt, überwältigten sie, ihre Zusammengehörigkeit, ihre Vereinigung, ihre rückhaltlose Hingabe aneinander ließ ihre Seelen in unerhörter Wonne ineinander verströmen. Der Knabe erstand ihnen aus einem jauchzenden Lebensgefühl, sein Ursprung war eine Seligkeit, von der nicht zu begreifen ist, wie sie in einer Stube und Küche, in Hausarbeit und Beruf Platz haben konnte. Bisweilen überkam es die beiden Liebenden auch, als müßten sie aufbrechen, ohne alle Last und Beschwerde Haus und Stadt verlassen, um ihr Glück, für das die ganze Welt gerade groß genug war, über offene Wege ins Grenzenlose, Unendliche zu führen. Aber sieben Jahre lang beschieden sie sich in der Bürgerlichkeit, die stärker war als ihr zigeunerisch Verlangen.

Die kleine Stadt am See war der Rahmen einer unendlichen Liebe. Und Liebe machte Stube und Küche zur grenzenlosen Welt und Liebe dieses enge Leben zur Poesie. Es war die Poesie der Einsamkeit und Genügsamkeit, aber das ist die einzige, die der Wirklichkeit standhält. Ihre Sonne ging den Glücklichen sieben Jahre lang nicht unter. Da starb der Mann, und die Welt wurde dunkel.

Aber eine Nebensonne war ja für die Witwe da: der Sohn. In einer Stunde, als sie am Leben hatte verzweifeln wollen, war ihr Blick vom Sarge des noch immer Geliebten fort auf ihn gefallen, der mit einem Kranze aus Primeln

spielte. Da wußte sie, daß sie eingesetzt war, eine zweite, vielleicht noch größere, gewiß aber schmerzlichere Liebe zu erfüllen. Bisher ihrem Kinde nur eine gute Mutter, soweit die unverminderte Leidenschaft für den Mann es erlaubte, sammelten sich plötzlich ihre Lebens- und Gefühlsenergien in ihrem Mutterempfinden. Die Gattin wurde mit dem Mann begraben, und übrig blieb, genährt von allen Lebenskräften, die Mutter. - Und als sie nun gar entdeckte, daß in dem Sohn die Musik des Vaters fortlebte, daß eine Wiederkehr der Vergangenheit in anderer Form möglich war, wußte sie, was ihre Pflicht und ihr neues Glück war.

Sie hatte kein Verständnis für Musik, aber sieben Jahre Zusammenlebens mit einem Manne, dem die Musik Aufgabe, Inhalt, Inbrunst seines Daseins gewesen war, hatten sie Achtung, Ehrfurcht, Dankbarkeit vor der Musik gelehrt. Der Stadtmusikant war kein großer Künstler, seine Schulung war nie gut, seine Technik nie vollendet genug gewesen, um ihn die Musik ausdrücken zu lassen, in der seine Seele immer dahinströmte. Nicht mehr als ein braver und verlässlicher Geiger auf seinem billigen Instrument, hatte er sich beschieden. Große Künstlerträume hatte er nie gehegt; er war ein Bürger in der Kunst gewesen, nur einer aus dem Volk der Künstler, aus dessen Schar jeweilen der Meister hervorgeht. Sein Städtlein hatte nie eine besondere Liebe zur Musik betätigt, obschon andere und kleinere Orte des Landes oft diese Kunst mit einer Hingabe und Opferwilligkeit pflegten, die ihre Mittel übersteigt. Aber die schöne kleine Stadt am See ging ihren Tages- und Lebensverrichtungen genügsam nach und verlangte nicht, an einigen Abenden oder Festtagen großartige Aufführungen und künstlerische Darbietungen zu veranstalten. Jenseits am nördlichen Ende des Sees, wo der grüne Strom breit und ungestüm ihn verläßt, baute sich zwischen lieblichen Bergrücken, auf und ab und weit ins ebene Land hinein die große Stadt auf, die Hauptstadt des Landes, in einer Stunde mit der Bahn zu erreichen. Und wer also im Städtchen einigen Appetit auf künstlerische Kost verspürte, machte den kurzen Weg hinüber. Aber es gab nur wenige Leute da, die solche sehnsuchtsvollen und ungewöhnlichen Anwandlungen hatten.

Als der Stadtmusikant diese Erde verließ, hatte es keines Testamentes erst bedurft. Er hinterließ den Seinen den schuldenfreien Hausrat, einen Sparpfennig, der das zweite Tausend Franken noch nicht erreicht hatte, und eine sehr kümmerliche Pension, die der Witwe erst ausgezahlt wurde, als der vom Gericht bestellte Vormund in der entschiedenen Person des

Steinmetzen Huber energisch dafür eintrat. Denn die Pensionsangelegenheiten waren gerade erst in der Regelung durch die Behörden begriffen, was ja bei städtischen Angelegenheiten nicht so leicht, einfach und schnell, wie die klaren Tatsachen es zu erlauben scheinen, abzugehen pflegt.

Aber Frau Gertrud wußte sich selbst Rat und Hilfe. Sie erließ ein Inserat im Stadtblättchen, wonach sie ihre Dienste zur Reinigung von Bureaus und zum Servieren bei Festlichkeiten anbot, machte einige bescheidene Besuche bei den Herrschaften des Städtleins und hatte dank ihrem kummervollen Gesicht, ihrer guten Haltung und ihrem bescheidenen Anstand einige Stellen erhalten. Die Stadt selbst engagierte sie, das Sitzungszimmer der Herren Räte im Rathaus in Ordnung und Sauberkeit zu halten, einige Hotels zogen sie bei Hochzeiten oder Vereinsfesten zum Servieren hinzu, und so ergab sich ein Verdienst, mit dem die Witwe ihren Unterhalt sorgenlos bestreiten und für die Erziehung des Sohnes ein Übriges tun konnte. Er ward auf die Schule getan und gleichzeitig in die Lehre zum Dirigenten der Stadtmusik, der in Anbetracht der Lage und des offenkundigen Talents seines Schülers mit einem geringen Honorar zufrieden sich erklärte. Aber die Mutter hätte für diesen Zweck die größte Summe aufzubringen sich verpflichtet. Heinrich erhielt eine kleine, ihm angemessene Geige, mußte das selbst Eingelernte vergessen und von vorn mit den unumgänglichen trostlosen Übungen zur Kunst beginnen. Frau Gertrud saß in freien Stunden da und lauschte den armseligen Tönen. Für sie war es wahrhaft himmlische Musik. Ihr Mann schwebte im Himmelsblau, und es war seine Musik, die auf ihre Erde hinabklang.

Nun war die Mutter gesonnen, in ruhigem Erwarten dem schmerzlichen Glück ihres zweiten Lebens, wie sie ihre Existenz nach dem Tode ihres Mannes nannte, sich hinzugeben und der gemächlichen Entwicklung ihres Knaben in stiller wehmütiger Freude zuzusehen.

Aber da war ihre Freundin, die Vreneli Huber. In den vielen Stunden des Ausruhens und Verschnaufens, wozu ihr Leibesumfang die Fünfundzwanzigjährige oft zwang, hatte ihre Phantasie sich üppig an Erinnerungen und Zeitungsnotizen genährt und wuchs der Guten oft über den Kopf. Sie war in der großen Stadt drüben Köchin gewesen, hatte an einem Sonntag im 'Raben' von Meilen mit dem Steinmetzen Huber getanzt,

war sogleich von heftiger Liebe zu ihm erfaßt worden, die er nachsichtig annahm und erwiderte, und hatte ihn mit tausend Freuden geheiratet, als ein ungeborenes Kind nach legitimer Geburt verlangte. In der Stadt hatte sie von ihrem Küchenfenster manchen tiefen und reichen Blick ins Leben getan, hatte in den Herrschaftszimmern manches Wunderbare von der Welt erlauscht und verarbeitete nun diese denkwürdigen Erfahrungen in selbständiger Weise.

So war es ihr alsbald eine ausgemachte Sache, daß der kleine Heinrich nichts anderes als ein Wunderkind war. Und demzufolge war sie höchst unzufrieden mit der Art, in der der Musiklehrer seine Ausbildung vornahm. Diese Fingerübungen und Etüden behagten ihr wenig. Viel schöner waren die selbständigen fertigen Stücklein gewesen, die Heinrich sich allein nach Gehör und Gefühl einstudiert hatte. Ehe es der Junge auf die neue Weise zum Konzertieren brachte, war er längst über das Wunderkind hinausgewachsen! In zehn Jahren war es zu spät, ihn in Samtwämslein und Spitzenkragen und Schallenschuhen aufs Podium zu stellen. Sp spannte die Gute an irdischen Glückträumen, und es gelang ihr, die Freundin Gertrud mit hineinzuspinnen.

An vielen Sommernachmittagen saßen sie dann in der Stube der Marti am Fenster. Frau Gertrud stickte feine Wäsche, was auch einer ihrer Nebenverdienste war, und Frau Vreneli erzählte ihr Märchen und Hoffnungen, erzürnte sich bisweilen, daß ihr ganzer ungefügiger Bau erzitterte, zitierte imaginäre Entzückungslaute des Publikums und ungeschriebene Kritiken über das Wunderkind. Indessen stand Heinrich am Fenster und übte seine langweiligen Etüden, freudlos, aber unermüdlich. Und die kleine Klara, fein, zart, zerbrechlich, saß im Sofaek und lauschte, als wären es die süßesten Lieder.

Es war unergründlich, wie diese korpulente Frau zu solchem Kinde gekommen war; die Natur hatte wieder eine schalkhafte Verwechslung getrieben. Ins dritte Jahr gehend, begann das kleine Mädchen eben erst ein paar Worte zu stammeln. "Eini", sagte sie ungeschickt, "Eini." Sie rief ihren Freund Heinrich früher als die Eltern, sie hing an ihm wie ein Hündchen, das er großgezogen. Denn wirklich ward sie ihm auch oft anvertraut. Frau Huber ging als Kochfrau in große Häuser und im Sommer zur Aushilfe in die Hotels, ihr Mann war auf dem Arbeitsplatz; und da wußte man das Kind

nirgends besser aufgehoben als bei Heinrich. Der trug und wartete es, saß mit ihm am See auf einer Bank, oben auf der Schloßterrasse oder auf den Wiesen vor der Stadt. Eine unbewußte Liebe erfüllte den Knaben. Es war ihm gleich, wenn ihn die neuen Schulkameraden, die an ihm vorübergingen, während er das kleine Mädchen auf seinem Schoß wiegte, mit grausamen Hohnworten anriefen. "Kindsmagd" riefen sie und "Mädchenknecht". Aber er ließ sich's nicht verdrießen, die kleine, ahnungslos Geliebte zu betreuen, ihr Blumen zu pflücken, vor unverhofften Unwettern sie mit dem eigenen Leibe zu decken und sie in seine Jacke gehüllt trocken heimzutragen, indes der Hagel seine nackten Arme traf.

Diese Liebe vom Knaben zum Mädchen gab der Frau Vreneli neue Träume ein. Henrich, berühmt und groß geworden, würde ihre Klara heimführen, die inzwischen zu einem feinen, wohlerzogenen Mädchen herangewachsen war. Sie sollte ein Klavier erhalten und den dazugehörigen Unterricht, um hinter dem musikalischen Gatten nicht allzuweit zurückzustehen. Und ehe die Dämmerung einbrach, war die gute Frau bereits bei den Hochzeiten ihrer Kindeskinde angelangt, die sie in die ersten Familien des Landes hineinheiraten ließ. Und es geschah, daß inzwischen der Steinmetz Huber heimgekehrt war und die Stube leer, den Küchenherd kalt gefunden hatte. Aber wohl wissend, wo seine liebe Frau zu finden war, ging er die zehn Schritte weiter und stieß vor der Tür des Marti-Hauses einen gellenden Pfiff zwischen den Fingern aus, der wie die Tube des jüngsten Gerichts in Frau Vrenelis Zukunftswelt hineinscholl. Alle Luftschlösser purzelten über den Haufen, Ehen wurden gelöst, Hochzeiten unliebsam unterbrochen, Ruhm, Glück, Gold verflatterte, die Märchenerzählerin raffte sich auf, schob sich verängstigt zur Tür hinaus, indes Frau Gertrud ein zaghaftes Lächerln probierte, und Heinrich trug Klärchen der Mutter nach, setzte sie dem Vater auf den Arm, und die Familie zog ab, dem vernachlässigten Herde zu, indes das kleine Mädchen über die Schulter des Vaters lugte und mit flehenden Blicken nach dem zurückbleibenden Freunde sah.

Eines Tages, es war wieder Frühling geworden und Heinrich entwuchs zusehends der Samtgewandung eines musizierenden Wunderknaben, hatte Frau Vreneli gesiegt. Sie machte sich mit der Freundin, beide in feierlichem Schwarz, mit einem befransten Tuch um die Schultern, auf zu dem Musiklehrer, um mit ihm eindringliche Rücksprache zu nehmen wegen des um seine Karriere betrogenen Wunderkinde. Wohlwollend empfangen,

gerieten sie in Verlegenheit, schwiegen, um dann gleichzeitig eine wohlüberlegte Rede zu beginnen. Der Musikdirektor beschwichtigte diesen Sturm und erteilte der wohl am meisten interessierten Mutter das Wort. Darauf begann diese allein zaghaft und trug unter den ermunternden Blick und Seitenstößen der Nachbarin ihr Anliegen vor, daß Heinrich wohl doch nicht nach der geeigneten Methode unterrichtet zu werden scheine, daß seine Fortschritte unmerkliche seien und seine Anlagen verkümmerten. Hätte er auf eigene Faust weitergelernt, so sei nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß er vielleicht heute schon in der Hauptstadt hätte auf dem Konzertpodium stehen können.

Aber hier brauste der freundliche alte Herr auf. Er stieß ein furchtbares Gelächter aus, vor dem selbst das unerschrockene Vreneli erblaßte, und donnerte dann die beiden Frauen an, daß sie sich ihren Jungen fürderhin zu Hause behalten sollten. Einen tüchtigen Geiger gäbe er doch niemals ab, und nicht einmal die Verlässlichkeit des Vaters besitze er; aber von ungewöhnlichem Talent sei da gar keine Rede. Nur seinem alten lieben Marti im Tode zu Gefallen, unterrichte er den Buben, aber mehr als einen Orchestergeiger gäbe es da nie.

Hier schrie Frau Vreneli laut auf, und hatte sie bisher aus Respekt gestanden, so mußte sie sich nun schnell setzen; aber die Mutter war nur bleich und stumm geworden, und ihr Blick verriet solche Hilflosigkeit und Verzweiflung, daß der Musikdirektor weniger unwirsch erklärte, sie solle den Jungen immerhin weiter zur Unterrichtsstunde schicken; wenn überhaupt etwas Bedeutendes in ihm schlummere, so sei es ein kompositorisches Talent. Das glaube er, einigen Anzeichen nicht sicher, aber doch ahnungsweise entnehmen zu dürfen. Und mit diesem Trost, der für sie, die die Gegenwart glänzend haben wollten, keiner war, mußten die Frauen heimkehren.

Aber sie ließen den Knaben ihre Enttäuschung nicht entgelten. Vielmehr drückten sie ihn innig an ihre Brust und beweinten über ihm sein unverständenes Genie. Sie schickten sich in die ungerechte Fügung, denn sie sahen keine Mittel und hatten keine Hoffnung, ihm auf den Weg zur Erfüllung ihrer Träume und seiner Bestimmung zu helfen.

Als Heinrich Marti mit wachsendem Verstande einsah, daß unermüdliches Üben nottat zur Erreichung des Zieles, begann er mit mehr Freude als bisher seine Etüden zu spielen. Er hatte aber keine ehrgeizigen Träume, selbst als er, reifend und wissender werdend, vom Leben erfuhr, Bücher las und die Welt sich aufzubauen begann. Er fühlte keine Kraft in seinen Armen und den Sieg nicht in seinem Spiel. Doch wurde er ein tüchtiger Geiger, der mit zehn Jahren eine Beethovensche Sonate besser erfüllte als ausführte. Sein Verständnis überflügelte sein Können. Während seine Versuche an Brahms stümperhaft erklangen, war sein Herz aufgewühlt von der Musik, und aus unvollkommenen Passagen und Kadenzen empfand er den letzten geheimen Sinn der Tonfolgen.

In der Schule kam er recht und schlecht vorwärts, und die Lehrer, wenn sie ihn auch nicht schätzten oder liebten, ließen ihn doch gelten. Seinen musikalischen Studien zollten sie Achtung, ermunterten ihn dazu, soweit es die Rücksicht auf die eigenen Lehrgegenstände erlaubte, und etliche Male durfte er auch bei Schulfeiern mit einem bescheidenen Solo mitwirken. Dann saßen die Freundinnen Gertrud und Vreneli andächtig in den ersten Reihen, weinten beide einträchtiglich und wußten nicht, warum, ob aus Stolz an dem Jungen, oder weil ihre Träume von frühem Ruhm so unvollkommen sich verwirklicht hatten. Neben ihnen saß die kleine Klara. Sie blieb zart und fein und betete ihren großen Freund an.

Er hatte nie Freude gefunden an dem Treiben der Kameraden, an ihren Jugendspielen und Streifereien. Ein Diener der Musik, war er zum Träumen verurteilt, verurteilt, auf anderen Sternen zu leben und seinen Planeten als Fremdling zu bewohnen. Er liebte es, die kleine Freundin an der Hand, einen stillen Weg zu gehen, am Seeufer entlang, bis der Pfad sich ins Gestrüpp verlor, den Berg hinauf, in den Wald hinein, bis wohin die Spiele der Knaben ihre Kreise nicht zogen. Dann setzten sie sich zusammen ins Gras, und Heinrich brauchte dem kleinen Mädchen nicht zu sagen: *‘Sei still und stör mich nicht.’* Ungemahnt verharrte sie in Stummheit und Regungslosigkeit, obschon sie sonst gern ein wenig die Tolle und Ungebärdige spielte und ein Stimmchen zu üben pflegte, das einen süßen Silberklang hatte. Aber ihren Freund sah sie immer nur geheimnisvoll schweigend an, als könnte sie das wunderbare Wesen in ihm belauschen.

Denn in ihm lebte das Unsagbare. Die Welt, die Dinge des Alls, die Geister des Raums wurden ihm Musik. Die sanfte Linie des Bergzugs am anderen Ufer war eine ewig wiederkehrende, in wechselndem Lichte modulierende Melodie, eine traurige Romanze, die dramatisch gelöst wurde vom Hochgebirge, wenn es sich im Süden entschleierte. Die Schneehäupter, die da aus den Wolken tauchten, um sich im Jungbrunnen des Himmelsblaus zu baden, die Gletscher, die in der Sonne erglühten, keusch sich sträubend gegen die Liebe des Wärmenden, der blendende Firn, der noch am Abend Rosen blühen ließ, indes die Täler schon im blauen Schläfe lagen, sie alle waren Motive einer Sinfonie, die der Knabe in sich erlauschte.

Er trank Musik aus allen Dingen, er hörte Rhythmen, Melodien, Akkorde aus Wind und Regen, dem Rauschen im Wald, dem Fall der Quelle und dem Atem des Sees. Seine Sinne verschmolzen im Ohr, Anschauen ward ihm Gehör, Gehör Empfinden, und Empfinden Musik. Seine Liebe zur Mutter, seine Hingabe an das Kind neben ihm war Musik. Ein anderer Midas, wurde ihm Musik, was er berührte. Meist eine Musik, die, allem Ausdruck durch ihre Inbrunst entrückt, nur in ihm klingen konnte, bisweilen schon aber eine, deren leichtere Sätze sich seinem Gefühl entringen konnten, zum Tönen außer ihm. Und diese spielte er auf seiner Violine. Und wie er einst seine heimlichen ersten Spielversuche als Unrecht empfunden und versteckt geübt hatte, so wagte er es auch jetzt nur, die Musik aus sich in die Geige und weiter in den Raum strömen zu lassen, wenn er allein war. Er nahm die Geige mit sich in die Einsamkeit. Das Kind, das neben ihm saß und ihm lauschte, als fühlte es tief dieses wunderbare Erleben nach, gehörte zu seiner Einsamkeit. Es störte ihn nicht, es war ein Teil seiner Existenz, den er unbewußt brauchte und liebte wie ein Glied, ein Organ seines Leibes. War es fern, so fehlte dem Instrument in ihm eine Saite oder der Wohlklang.

Bisweilen auch schrieb er etwas von diesen Tönen auf, die, ihm selbst rätselhaft, ursachlos in ihm auflebten und sich geordnet zueinander fügten. Verborgten in einem Kasten, wuchs ein Stoß beschriebenen Notenpapiers, und selbst der Lehrer erfuhr nichts von solchen Vorgängen. Dann und wann einmal fragte oder ermunterte er den Schüler, eigene musikalische Gedanken aufzunotieren. Aber in merkwürdiger Scham schwieg der Knabe. Er erhielt seine Kontrapunkt- und Harmonielehre, arbeitete die gegebenen Aufgaben anständig und tüchtig aus, das freie Schaffen, das darüber hinaus lag, blieb sein seligsüßes Geheimnis.

So wandelte sich die Zeit in ihren Erscheinungen ab. Gebannt in seine kleine Stadt, in den immer neuen Rahmen der Natur und in sein eigenes Erleben, das Erleben seines Reifens, wuchs der Knabe heran. Das Werden und Entfalten des Mädchens, das er liebte, erlebte er wie sich selbst.

Diese Zusammengehörigkeit war ohne Grenzen. Und dabei spürte er nicht, wie Klara langsam ihm entwuchs, wie das Geschlecht sie von ihm schied. Noch vor der Jungfrau fühlte sie sich ihm als Fremde, Andere und Überlegene. Während sie ihm noch ein Teil seiner Existenz war, war er ihr bereits nur noch mehr Dienender, Beschützer oder Beschützter, wie es sich fügte, war es für sie eine Freundschaft mit jenem Bruch, der alle Verhältnisse zwischen Mann und Frau, selbst die Liebe, illusorisch und problematisch macht. Damals war sie erst zwölf Jahre alt, hielt sich von Heinrich fern und vermied alle Gemeinschaft mit ihm. Er verstand sie, wie er meinte. Menschen seiner Art, diese Träumer und Weltfremdlinge, haben dennoch ein tieferes Wissen um das Leben und die Geheimnisse unseres Wesens. Mit dem gesteigerten Gefühl empfangen sie die Gabe, ahnend den Sinn menschlicher Beziehungen und seelischer Vorgänge zu erfassen. Was andere erfahren und erlernen müssen, begreifen sie gefühlsmäßig, denn in dem tiefen Schoß, aus dem sie ihre Kunst schöpfen, liegt zugleich das schmerzliche Wissen um die Geheimnisse der Natur und des Herzens. Also begriff Heinrich, daß Klara sich aus dem Kinde zur Jungfrau verwandelte und die Scham der Verwandlung sich zwischen sie drängen mußte. Dem Mann sind seine Krisen unbewußter. Und er hielt sich ihr fern, gewiß, sie eines Tages nur in größerer Nähe wiederzufinden. Er ahnte nicht, in welcher unmittelbaren.

Denn das geschah, womit man niemals rechnet.

Frau Gertrud Marti servierte an einem kalten, stürmischen Novembertag bei einer Hochzeit. Erhitzt von der Arbeit, trat sie für einen Augenblick vor die Tür des Festhauses in den stechenden Wind, sich abzukühlen. Am nächsten Tage fiel das Fieber über sie, schüttelte sie fünf Tage lang, um sie dann ohne Atem und Herzschlag friedlich liegen zu lassen. Bewußtlos war sie verschieden, ohne Abschied zu nehmen, vielleicht ohne es zu ahnen. Hatte sie denken können, so wird der Gedanke an das Wiedersehen mit ihrem nie vergessenen Toten sie getröstet haben über den Kummer wegen ihrer irdischen Hinterlassenschaft. Ihr Sohn war geschlagen und verstört, die

Musik seines Inneren verstummte, und also war es eine Einsamkeit, die er fühlte, wie ein anderer um ihn sie nicht ermessen konnte. Er schauerte in einer absoluten Leere.

Sein Vormund, der Steimetz Huber, ordnete die irdischen Angelegenheiten nach bestem Ermessen und Beraten mit seiner Frau. Der Hausrat ward verkauft und der Erlös zu den Ersparnissen der Witwe getan. Auf Heinrichs Namen wurde von der städtischen Sparkasse ein Buch über fünftausend Franken ausgeschrieben. Und nun stand der Jüngling eigentlich mit seiner Geige und seinen Kleidern auf der Gasse, aber da trat seine zweite Mutter, die Frau Vreneli, in Aktion. Sie zog ihn zu sich in ihre warme mollige Wohnung, er bekam eine Mansarde, heimelig eingerichtet, einen Platz an ihrem Tisch, eine Stimme in ihrem Hause. Neue, liebevolle Eltern streichelten ihm mütterlich übers Haar, klopfen ihm väterlich die Schultern. Aber die unverhoffte Schwester betrachtete ihn scheu von fern, da er ihr so nahegerückt, wie einen unliebsamen Fremden.

**F**ürs erste galt es, auf Heinrichs Fortkommen bedacht zu sein. Die Schule war absolviert, aber der Beruf ja auch schon von jeher festgelegt. Der Musikdirektor entließ nach zehnjährigem Unterricht seinen Schüler ziemlich hoffnungslos. Die Kompositionen, die Heinrich ihm vorgelegt hatte, hatten seinen Beifall nicht gefunden; bei Brahms hörte für ihn die Musik auf. Was jenseits kam, war Lärm und Mißgetön, und Heinrich zeigte eine unheilvolle Neigung zu dem, was der unter dem Wort "modern" verachtete, so sehr er auch bemüht gewesen war, den Geschmack seines Schülers im Klassischen festzuhalten. Und ebensowenig war Heinrich ein Geiger geworden, den man in die große Welt auf die Konzertpodien hätte schicken können. Wohl war er imstande, jeden Part, den man ihm auf das Notenpult legte, glatt und sauber und ausdrucksvoll herunterzuspielen; aber seinem Spiel fehlte der Funke, das Namenlose, was es zur Kunst macht; die Seele, ganz darinnen, sprach doch nicht aus ihm.

Heinrich war sich all dessen wohl bewußt und lächelte. Er begrub keine Künstlerträume, seine Sehnsucht stand nach Größerem. Er nahm gern und ohne Zaudern eine Stelle im städtischen Orchester an, als sie ihm geboten wurde. Da saß er nun auf dem Platze seines Vaters, hatte ein bescheidenes

Anfangsgehalt, mit dem er sein genügsames Leben bestreiten konnte, und arbeitete in aller Stille an einer Sinfonie. Ein einziges Mal war er mit seinem Lehrer in der Hauptstadt gewesen, und dort hatten sie eines der großen Abonnementskonzerte besucht. Eine Beethovensche Sinfonie, eine von Brahms und eine Mozartsche Ouvertüre bildeten das Programm neben einigen Gesangsnummern, die eine berühmte Sängerin vortrug. Aus diesem Konzert, wo er zum ersten Mal die studierten Partituren lebendig werden und die rauschende Fülle eines meisterliche Orchesters hörte, brachte er unendliche Träume mit heim. Nun saß der kleine Stadtmusikant in seiner Mansarde und schrieb Orchestersätze.

Aber alles das geschah in einer Art Benommenheit, wie im Traum, denn der Schmerz um die verlorene Mutter hüllte ihn lange ein. Versunken in ihn, trug er es auch leichter, mitanzusehen, wie Klara sich von ihm entfernte. Wohl kehrte sie zu ihm zurück, wie er einmal gehofft, aber anders als er gemeint. Sie näherte sich ihm wieder äußerlich, wurde wieder unbefangen, ja zutraulich, behandelte ihn als guten Kameraden, aber Liebe war nicht dabei. Klara belächelte sich im stillen. Mit dem Kinderland hatte sie auch ihre Märchenwelt verlassen, sie sah den Freund nicht mehr in der Verklärung, darin er dem Kinderauge erschienen war. Ihr Sinn ging aufs Ferne... Die Romantik erwachte, die Sehnsucht, und alles Nahe war unversehens banal. Heinrich Marti war ein schmaler, blasser Musikant, linkisch, verlegen, unbeholfen. Aber draußen, draußen waren die Schönen, Feinen und Zärtlichen.

Einmal überredete Heinrich sie noch, mit ihm in den Wald zu gehen. Er wollte ihr ein Lied vorspielen, das er gefunden. Er erniedrigte sich und bettelte, bis sie mitging. Es war Mittsommerabend, und die Sonne vergoldete den Tannenwald. Am Rande bleiben sie stehen, unten lag der See in weicher Bläue, und viele weiße Segel wiegten sich wollüstig in ihm. Das Hochgebirge funkelte aus Abendwolken heraus, die ganze Welt war in satte Farben getaucht und erschien so warm, so tief, so inbrünstig lebend. Das Mädchen lehnte sich an eine Birke, die in ihrem weißen Kleid aus dem dunklen Tann geschlüpft war und sich am Abhang dehnte und sonnte. Und Heinrich spielte. Er hatte ein Gedicht irgendwo gelesen, das war ihm nicht aus dem Sinn gekommen. Nun sagte er leise die Worte dazu, indem er die sehr traurige Melodie spielte:

*”Du entfernst dich von mir, du Stunde,  
Wunden schlägt mir dein Flügelschlag.  
Allein: was soll ich mit meinem Munde?  
Mit meiner Nacht? mit meinem Tag?”*

Klara hörte nicht. Sie sah auf den Weg hinab, wo zwei Reiter aus dem Gehölz trabten und dann rasch, kühn weitersprengten, daß Pferdeschnaufen, Hufeklrirren und das Knarren des Sattelzeugs durch die stille Luft heraufklangen. Aber als Heinrich still wurde, sah sie ihn verloren an und sagte: ”Ist das alles?”

Er nahm die Geige auf. Unendlich süß war die Melodie und traurig die Worte:

*”Ich habe keine Geliebte, kein Haus,  
Keine Stelle, auf der ich lebe.  
Alle Dinge, an die ich mich gebe,  
Werden reich und geben mich aus.”*

Und weil er sich vor der Stille nach diesem Liede fürchtete, vor dem unhörbaren Weinen in sich, spielte er es noch einmal von Anfang an.

Aber ehe er noch den Schluß erreichte, sah er Klaras Blick auf sich gerichtet. Er glaubte, ein Mitleid, ein Lieben, Zärtlichkeit, Treue darin zu finden, und ließ die Geige fallen. Er fiel vor dem Mädchen hin, das noch kurze Kleider trug und ihn plötzlich entsetzt anstarrte. Er mußte es sagen, es drückte ihm das Herz ab, aus unendlicher Liebesscham heraus stammelte er: ”Ich liebe dich.. Ich gehöre dir..” Und er legte die Hände auf ihre Schuhe, wie der Heide seinem Götzen ehrfürchtig an die Füße rührt. Die Dreizehnjährige, in diesem Augenblicke Frau, sagte: ”Du bist mein Freund, Heinrich.”

Er wußte ja und begriff, ehe er hörte. Er zog sich zurück, nahm die Hände von dem heiligen Piedestal, flüsterte noch einmal, und es war wie das hoffnungslose Aufplattern eines geschossenen Vogels: ”Ich liebe dich, ich gehöre dir.” Und Klara wiederholte freundlich, mitleidig, aber ungerührt und ein wenig angewidert: ”Ja, Heinrich, du bist mein Freund.” Dann tat sie die Geige in den Kasten und ging voran den Weg hinab.

Heinrich folgte ihr nicht. Er blieb in der Nacht im Walde, lag im nassen Gras, den Kopf auf dem Geigenkasten, und er hörte, wie es darin summt. Sein gefangenes Lied war es:

*”Ich habe keine Geliebte, kein Haus,  
Keine Stelle, auf der ich lebe.”*

Da wollte er aufschreien, aber er drückte sich die Hand auf den Mund. Plötzlich küßte er diese seine eigene Hand. Glühende und bunte Bilder schossen vor ihm auf, ein Wirbel zog ihn in beseligende Tiefe. Er entriß sich die Hand, die sich in blühende Lippen verwandelt hatte, die seine Küsse erwiderten, Mädchenlippen, Kinderlippen, rein, unberührt, ihm aufgespart. Er wußte von der Liebe nichts, als daß sie Sehnsucht war. Er schlug seinen Mund, der an dem unbekanntem Wunderbaren gesündigt hatte. Und indem er die Fäuste in seine Augen preßte, schwur er, dennoch diese Lippen für die einzige Geliebte reinzuhalten.

Und in dieser Nacht fand der Siebzehnjährige allzufrühe Altersweisheit.

Durch den Tann irrend, erlauschte er es von den Sternen, die es verschwiegen, den Wipfeln, die es flüsterten, dem Bach, der es rauschte. Unwissend, unerfahren, noch vor den Türen des Lebens, empfing er die bittere Erkenntnis derer, die erlebt haben. Tiefer als andere in den Urschoß des Seins zurückweisend, begriff er, erfahrungslos, die ewigen Wahrheiten.

”Glaubst du,” sprach er zu sich, ”es sei möglich, daß zwei Menschen sich finden, um glücklich zu sein? Zusammengehörigkeit ist da, um uns den Schmerz des Lebens empfinden zu lassen; Liebe, nicht um einander zu beseligen, im höchsten Fall, um über Anfechtungen zu siegen; Freundschaft ist da, um Proben zu bestehen, nicht um Frieden zu erwarten; Glaube, um Zweifel zu bekämpfen, nicht um Ruhe zu bringen. Alles, was ist, verneint. O Klara! Bist du ohne Herz, ohne Treue, ohne Gefühl? Aber du, du Mensch, wie darfst du dich, Heinrich Marti, vermessen, von einem anderen Menschen etwas zu wissen! Können Dinge, Taten, Empfindungen, die dir gemein und häßlich erscheinen, nicht aus dem tiefsten Grund der Schmerzen kommen? Muß der, der unglücklich macht, nicht am unglücklichsten sein? Und was liegt daran, geliebt zu werden? Selbst lieben, das ist Glück. Ist ein Gefühl davon abhängig, daß es erwidert wird? Wahrhaft gehört man nur sich selbst allein und gehört einem das, was aus dem eignen Herzen genährt wird.

Besitz ist Illusion, Treue eine Fiktion. Einzig möglich ist, sich selber treu zu sein. Gewiß bin ich nur dessen, was ich selbst empfinde. Doch wie, bin ich dessen wirklich auch gewiß? Bin ich faßbarer und beständiger als irgend ein anderes geschaffenes Ding, das aus Verwandlungen stammt und also selbst Verwandlung ist? Ist also Verwandlung das einzig Gewisse und Beständige? Widerspruch! Welt, bist du Widerspruch? Trostloses All! Nein, nein, der Geist ist ewig derselbe, nur ein mannigfaltiger. Meine Liebe ist ein Teil des Weltgeistes, sie ist unsterblich, ewig und immer die gleiche. Geh, Klara, entferne dich, ich brauche dich nicht für meine Liebe. Meine Liebe ist größer als jede Entfernung, stärker als jede Entfremdung; sie lacht des Besitzes, sie bedarf keines Halts, sie ruht in sich. Besitz gibt Angst und Zittern und Eifersucht. In der Freiheit vom Wahn festigt sich erst die Liebe. Ich liebe dich, Klara. Ewig.”

Er sah zu den Sternen auf. Aber es waren Wolken über den See gekommen, und undurchdringliche Nacht lag auf dem Tann. Nur draußen, fern über einsamen Bergzügen, glänzten Gestirne.

*‘Über mir ist’s dunkel,‘ dachte der Jüngling, ‘vielleicht ist es die Wolke, die über meinem Leben hängt. Denn weiter ab ist es hell von Sternen. Alle, die mir nahen, werden in ihren Schatten kommen. Hat dieser Schatten, Klara, dich gestreift? Hat sein erster klarer Hauch dich verscheucht? Dann bleibe, bleibe dem Einsamen fern, nie einsamer, als wenn er nicht allein ist. Hast du mich je begriffen? Aber ich dich? Ist Fremdheit das Gesetz der Welt? Ich weiß nichts, nichts und fühle dennoch alles, und es ist bitter. Man gibt sich hin, um weitergegeben zu werden. Aber bewahrt man sich nicht selbst und wird bereichert mit jeder Hingabe? Steigert jeder Verlust unseres Wesens an ein anderes nicht unser inneres Besitztum? Kommt nicht also das Ja auf die Welt, ersteht es nicht aus dem Verneinen? Verzicht wird zur Empfängnis, Verlust Gewinn, Entsagen wird Erfüllen. Und es siegt die Kunst. Die Kunst, die Kunst bejaht. Klara, Klara, ich liebe dich. Leb wohl. Ich danke dir.’*

Wie ein Verwandelter war der Jüngling, Mann geworden über Nacht, im Morgengrauen heimgekehrt. Zwar blieb er ernst. Der Mutter Tod, der trüben Liebsten Abkehr, und die kaum zu fassende Fülle seiner musizierenden Seele machten ihn schwer, dem offenen Leben feindlich und der Geselligkeit fremd. Aber eine stille, gelassene Heiterkeit wiegte ihn doch zuzeiten in ihren freundlichen Armen.

Dazu kam, daß er in einem vergnügten Hause lebte. Die Hubers waren frohe Leute, und Mann und Frau hatten die Sorglosigkeit allen Verrichtungen des Lebens vorangestellt. Was der Steinmetz und die Köchin an Verdienst heimbrachten, ward in Freuden verzehrt. Es gab immer einen reichlichen Tropfen und einen bekömmlichen Bissen auf dem Tisch, wovon denn auch die Eltern nicht nur satt, sondern fett wurden, nur das Töchterlein blieb bei aller nahrhaften Kost ein feines, schmales Mädchen, dessen Hals ein blaß-frisches Köpflein trug.

Sie war nicht schön, aber versprach es zu werden. Vom Vater hatte sie das braune Gelock und die Augen dazu, junge, helle, blitzende Augen, und einen gar weichen, lockenden Mund. Schon das Kind hatte fraulichen Reiz. Und die Eltern waren allemal stolz, wenn sie mit der Tochter durch die Stadt gingen oder Feiertags auf den Berg oder mit ihr hinüberfahren in die Hauptstadt. Denn sie sparten nichts zu Klaras Bildung. Sie ging nicht nur auf die höhere Töchterschule, sondern bekam auch sonst noch allerlei guten Unterricht bei einem alten Fräulein in den Sprachen. Und es ward einmal, wie längst geplant und versprochen, ein Klavier gekauft und eine Lehrerin dazu bestellt. Klara ließ es bei einem nicht gerade schönen Klimpern bewenden. Sie hatte keine Lust am Spiel, und das Üben verdroß sie. Unwillig nur begleitete sie ihren Freund zu seinen Sonaten, und ganz schnippisch konnte sie werden, wenn die Frau Vreneli ihr mahnend und bittend zusprach.

So lebte Heinrich fast drei Jahre im Hause der lustigen Geldausgeber, versah seinen Posten im Orchester brav und fleißig, erhielt die übliche kleine Gehaltserhöhung, als es wieder einmal Frühling wurde. Und dieser Frühling schien wieder bestimmt, in des Musikanten Schicksal einzugreifen, wie er denn selbst ein Lenzkind war, ans Licht gedrängt, als eine lustige Märzsonne die Welt beschien und das erste Grün und Primelbunt die Wiesen bedeckte.

Es war April, und er war so wetterwendisch und frech, wie man ihn nur liebt. Da fand in einem Patrizierhause ein großes Festessen statt, und die dicke, dicke Frau Vreneli kochte. Sie stand gerade am Herd und hielt eine große Pfanne mit schönen goldenen Poulets - das Mädchen zündete eben die Lampen an und Frau Vreneli sagte ihr ein vergnügtes Wort -, da wurde die Tür aufgerissen, und Klara stürzte herein, totenbleich, zitternd, und rief:

”Mutter! Mutter!” Frau Vreneli hatte kaum Zeit zu erschrecken, da sagte die Tochter schon: ”Der Vater ist gestürzt.”

Die Mutter fragte nichts und sagte nichts, sie fiel nur hin, riß die Pfanne mit sich, daß die goldenen Poulets wie lebendig durch die Küche sprangen, und stand nicht mehr auf. Sie war tot. Und am nächsten Tage starb der Steinmetz, der von einem Gerüst unglücklich gefallen war und sich den Schädel gebrochen hatte. Die beiden unversehens so still gewordenen Leute wurden zusammen begraben, und ihr Kind stand auf der Straße. Denn was übrig geblieben war, waren ein paar Schulden. Selbst das Klavier war noch nicht abbezahlt und der Lieferant ließ es noch am Tage des Begräbnisses geräuschvoll und bedachtsam abholen. Klara saß in den kalten Stuben herum, in einer steinernen Ruhe, und als sie endlich zu sprechen begann, war es keine Klage um die verlorenen Lieben, nur die verzweifelte, angstvolle Frage: ”Was wird aus mir?”

Heinrich wußte keinen anderen Rat, als daß er für sie arbeiten wollte. Sie sollte die Prinzessin aus der Mansarde sein, bis er sie reicher machen könnte. Klara griff nach ihm, sie brauchte ihn. Sie lehnte sich an ihn, streichelte seinen schmalen Kopf, sagte flehend: ”Hilf mir, du bist mein Freund, hilf mir.”

Aber der bestellte Vormund wußte besseren Rat. Mit dem Verkauf der Möbel und des Hausgerätes wurden die Schulden bezahlt, und Klara kam in das Haus eines Kaufmanns, wo sie nicht mehr und nichts Besseres war als eine Kindsmagd. Aber die Fünfzehnjährige wurde von dem strengen Herrn nicht viel gefragt. Es hieß zwar, sie solle wie ein eigen Kind gehalten werden, in Wahrheit hatte sie zwei kleine Knaben zu betreuen, mußte der Magd helfen, die Stuben zu putzen, die Teller zu waschen, die Einkäufe zu erledigen. Ohne Hut, mit Schürze und Umschlagetuch ward sie auf die Straße geschickt, und sie ging einen unverdienten Marterweg. Denn sie begegnete ihren Schulfreundinnen, die sie gleichgültig übersahen oder hohnvoll und von oben herab gnädig grüßten; die jungen Herren aus den oberen Klassen, bis jetzt ihre Galane, erröteten, wenn sie sie sahen. Sie war eine Magd und haßte Heinrich Marti, weil er sie nicht befreite.

Er war in der ersten Zeit gekommen, sie zu besuchen, bis man ihm eines Tages deutlich erklärt hatte, er dürfe die Klara nicht in ihrer Arbeit stören.

Da ging er nun allabendlich unter das Küchenfenster, wo er wußte, daß Klara stand, bis in die Nacht, und Geschwirr wusch und trocknete, zusammen mit der anderen Magd, die ein gutes Ding vom Lande war, aber oft am warmen Herde einschief und die andere alles allein besorgen ließ. Unter diesem Fenster stand Heinrich, bis es dunkel wurde und dafür ein Mansardenfensterlein sich erhellte. Dort schlief die Geliebte in einem engen Gelaß mit der anderen zusammen, aber sie litt nicht so viel und schmerzlich, wie Heinrich litt.

Das Haus stand am See, und oft lief er an den Strand, an den Hafen, lechzte nach dem Grund des Wassers, nach einem Ende der Qual dort unten im Kalten. Die guten oder bösen Nächte über dem See empfingen gleichmütig seine wütende Verzweiflung. Die Tage lang sann er und fand nichts. Er schlich zu allen Stunden um das Haus.

In der letzten Zeit war er oft in die Hauptstadt hinübergefahren, um dort Opern und Konzerte zu hören, aber jetzt sammelte er jeden Rappen, jeden Franken ängstlich, als müßte er ein Lösegeld für die Gefangene zusammenbringen. Für sie zu betteln, wäre ein Glück gewesen. Oft sah er sie tagelang nicht. Dann traf er sie, wenn sie bleich vor Scham, scheu wie ein gehetztes Tier, barhaupt über den Markt zum Metzger lief. Er hielt sie an, die Stimme versagte ihm, er hätte sich hinwerfen mögen vor ihr, sie auffangen, davontragen, in gemeinsamen Tod, wenn sie sollte. Aber sie sah ihn zornig an, stieß ihn fort und sprang in den Laden hinein. Schon begannen die Leute von ihnen zu reden, da geschah das Wunderbare.

Als Heinrich sich an einem späten Abend im Juni, der von den Rosen aller Gärten duftete, zu dem Hause schlich, in dem alles dunkel bis auf das Küchenfenster war, hinter dem die Geliebte noch Teller wusch, hörte er plötzlich von dort her ein Lied, ein altes, trauriges Volkslied, das eine unirdisch schöne, silberne, himmlisch klare Stimme sang. Er blieb wie verzaubert stehen, denn noch nie hatte er so feine, helle Glockentöne vernommen, in denen eine betrübte Seele zitterte. Er wagte nicht, seinen Ohren zu glauben. Aber es war wirklich jenes helle Küchenfenster, aus dem die Stimme sich hinausschwang, um sich in Rosenduft zu wiegen. Sie verstummte, und Heinrich tat ein paar bebende Schritte vorwärts.

”Klara,” rief er hinauf, ”Klara!” Ihre Teller klapperten, aber er wiederholte den Ruf, bis sie am Fenster erschien. ”Klara,” sagte er angstvoll, ”bist du es, die gesungen hat, du?”

Zum ersten Mal seit langer Zeit lachte sie. ”Ja”, flüsterte sie hinab. ”Natürlich ich.”

Ihm war’s, als tanzten plötzlich alle Sterne über ihnen beiden.

”Komm herunter”, rief er und ballte die Fäuste, um sprechen zu können. ”Komm herunter, sofort.” Aber sie konnte nicht, es war so viel Arbeit da zu tun. Er bestand darauf und sagte; ”Klara, ich befreie dich.” Da stieß sie einen Schrei aus. Sie verschwand vom Fenster, unten in der Tür kreischte der Schlüssel, und schon stand sie auf der Gasse und zitterte, lehnte sich an die Mauer und sagte fiebernd: ”Sprich, Heinrich, Heinrich.”

”Klara,” sagte er feierlich, ”du hast die Stimme eines Engels. Ich habe nie solch eine gehört, und ich hörte drüben in der Stadt berühmte Sängerinnen. Komm, komm, singe noch einmal etwas.” Er zog sie mit sich fort, am Hafen vorbei auf die Brücke, die über den See führte. Der Nachtzug rasselte und rattete vorbei, und beider junger Menschen Sehnsucht ward von ihm mitgerissen in die unendliche Welt. Denn ohne zu ahnen, was alles das bedeutete, war es Klara doch, als fielen plötzlich alle Schranken und Vorhänge. Es blendete sie und überwältigte sie. Das offene Leben hauchte sie an, glühend und eisig. Und so, bis ins Tiefste erbebend und erwartend, sang sie noch einmal ein Lied, und es war wirklich wie eines Engels Stimme, die da über den stummen See hinklang und zu den Bergen hinüberschwebte, die süße, klare Stimme dieser Nacht der Rosenblüte, als hätte das Geheimnis der Schöpfung seine Sprache gefunden.

Der Musiker erwachte in Heinrich Marti. Auf der offenen Brücke prüfte er das junge Mädchen, maß den Umfang der Stimme, ihre Stärke, ihr Volumen. Er war berauscht, Tränen stürzten ihm aus den Augen.

”Morgen,” sagte er, ”morgen, Klara, mit dem ersten Zuge fahren wir in die Stadt hinüber. Sei bereit. Ich bringe dich zum Kapellmeister des Theaters. Er soll dich prüfen. Er wird bestätigen, was ich dir sage: du wirst unsere größte Sängerin! Kind, Kind, warum hast du nie gesungen? Warum hast du’s mich nie hören lassen? Die Magdschaft wäre dir erspart geblieben. Geh, geh, schlafe, und morgen früh um sechs Uhr hole ich dich.”

Sie glaubte nicht, nein, sie glaubte nicht. Es war nicht möglich. Aber sie war zu allem bereit. Einmal dem Hause entflohen, würde sie nie wieder dahin zurückkehren - und sollte sie sich in jene furchtbaren Abenteuer stürzen, die sie ahnte oder in Büchern gefunden hatte. Aber jetzt sofort wollte sie ihren Hut holen und bei Heinrich bleiben, keine Nacht mehr in der Mägdekammer schlafen. Sie lief zurück ins Haus und kehrte nach einer halben Stunde zurück, umgekleidet, mit dem schwarzen Trauerfähnchen, das sie erbarmungswürdig zart und zerbrechlich machte, in einem großen schwarzen Hut, bleich und kalt. Die ganze liebe Nacht gingen sie ohne Ermüden die breite Landstraße auf und ab, Hand in Hand, und Heinrich dichtete am Leben. Und dazwischen bat er: "Sing einen Ton, einen einzigen." Und Klara ließ einen himmlischen Schatz dahinströmen in silberner Flut, die Nacht wurde ein einziges Klingen und Singen, die ganze Welt war Musik in einer unirdischen Stimme.

Als die Sonne über die Berge stieg und der See plötzlich zum Licht erwachte, Funken sprühte und blitzte, standen die beiden Flüchtlinge auf der Bahn. Sie bestiegen den Zug und fuhren davon, gerade als man in dem Kaufmannshause Klaras Verschwinden bemerkte. Die verschlafene Magd hatte nichts gehört oder gesehen. In der Küche hatte das Licht die ganze Nacht gebrannt, und das Geschirr stand ungewaschen auf dem Brett. Aber ein Bürger, der auf geheimen Wegen gewandelt war, hatte das Paar gesehen, doch konnte er nichts verraten, um sich nicht selber bloßzustellen. Die Polizei wurde benachrichtigt, und am Nachmittage endlich war man mit den Recherchen so weit, daß die Bahnbeamten aussagten, das Liebespaar, wie es ihnen schien, sei mit dem ersten Zug nach der Hauptstadt gefahren. Aber ehe man sich noch mit den dortigen Behörden in Verbindung setzen konnte, erschien Heinrich Marti. Er entstieg dem Abendzuge, allein, und sein Gesicht war so verklärt, daß die Bürger an seinem Verstande zweifelten.

**A**m anderen Tage war dann Heinrich so lange von Behörden zu Behörden gelaufen, von Klaras Vormund zu ihrem Dienstherrn, bis die Angelegenheit den Weg ging, auf den er sie selbst gebracht. Und als er endlich Klaras Glück und Zukunft so gesichert hatte, setzte er sich in seiner Mansarde an das offene Fenster, sah die schöne Welt vor sich im

Abendglanz, zu seiner Freude hingebreitet und doch so fern, unendlich weit und nicht erlebbar, und weinte bitterlich.

Er hatte in der Stadt den alten Kapellmeister aus wohlverdientem Schlafe geklopft, den er nach einer Meistersingeraufführung bis in den lichten Tag pflegte. Unwirsch war der alte Musiker in seinem Schlafrock ins Sprechzimmer gepoltet, um die frühen Störenfriede hinauszuerwerfen. Aber er traf auf unerwartete Energien. "Singe", rief Heinrich, als der Alte nichts hören und wissen wollte. Und Klara faltete die Hände und sang: "Es wollt' ein Mägdlein früh aufstehn - "

Da erstarrte der Alte, packte die Arme des Mädels, zog sie in seine Musikstube, schlug den Deckel des Flügels jäh zurück, die Saiten dröhnten unter seinen kleinen, festen Fingern, und über ihr brausend hinauf schwang sich jubelnd Klaras Gesang. Ihr volles Herz, voll von Seligkeit, Begeisterung, Entzücken, jauchzte in den Tönen. "O wie bricht aus den Zweigen das maifrische Grün!"

Der alte Herr, ungewaschen, mit stuppigem Haar, strahlte wie ein Sieger. Er schlug auf die Tasten, daß die große Stube woll war. Aber Klaras Stimme siegte leicht: "Mein Herz kann sich freuen, und es blüht mir auch darin." Dann wurde der Alte ernst und prüfte Ton für Ton, Kraft und Umfang des seltenen Soprans. Heinrich lauschte in einer Ecke, und jeder Ton verherrlichte seinen Glauben. Zuletzt stand der Kapellmeister feierlich auf, verbeugte sich vor dem errötenden Mädchen und sagte ergriffen: "Ich grüße deine Zukunft, Kind."

Und dann ward das Praktische besprochen. Die Regelung daheim beim Vormund erbot sich Heinrich zu übernehmen. Nur erbat er von dem Kapellmeister ein Gutachten über Klaras Stimme, um es daheim vorzuweisen. Aber dann gab es die schwierige Frage, wovon Klaras Unterhalt bestritten werden sollte. Der entzückte alte Musiker wollte zwar die Ausbildung nur der Stimme zuliebe und ohne andere Entschädigung durchführen; auch versprach er, dem jungen Mädchen ein städtisches Stipendium oder die Unterstützung aufrichtiger Kunstfreunde zu erwerben. Doch bis dahin bedurfte sie einiger Mittel. Da sagte Heinrich errötend: "Das ist meine Sorge. Klara ist meine Schwester, und mein Besitz gehört ihr. Ich

habe fünftausend Franken und kann die Hälfte meines Verdienstes entbehren.”

Als sie gingen, küßte der alte Herr beide, und als er den jungen Mann umarmte, sagte er: ”Ihre Schwester - ?” Und da Klara vorausgegangen war, fuhr er fort: ”Wenn Sie sie lieben, so ist das heut ein Abschied. Sie gehört der Kunst. Sie müssen sie hingeben.” Da sagte Heinrich: ”Ich habe nicht an mich gedacht”, und schämte sich sogleich, so großartige Worte gesagt zu haben.

Dann gingen sie, und es ward für Klara ein Zimmer gemietet, eine hübsche Stube, im Seefeld draußen, nahe der Wohnung ihres Lehrers, mit dem Blick auf den See und die Stadt, bei freundlichen Leuten, die die junge Gesangsschülerin auch beköstigen sollten. Und dann aßen sie Mittag in einer kleinen Wirtschaft, stumm, und sahen sich nur über ihren Tellern strahlend in die Augen. Und am Nachmittage gingen sie durch die große Stadt, durch belebte Straßen mit herrlichen Auslagen. Alles schien für Klara bereitet, der köstliche Schmuck, die feinen Stoffe, der Luxus und die vielfältige Kunst des modernen Lebens. Nur die Menschen wallten so gleichgültig vorüber, ahnungslos, daß sie in ein paar Jahren diesem Mädchen zujubeln würden, daß unter ihnen eine Auserwählte schritt. Sie sprachen nicht mehr viel, bis sie wieder auf dem Bahnhof standen. Da war ein großes Gewühl Ankommender und Abfahrender. Klara sagte: ”Ich danke dir, Heinrich. Du hast mich befreit, und ich schulde dir mein Leben.” Er antwortete stammelnd: ”Nichts, nichts schuldest du mir, du bist frei von aller Dankbarkeit, denn ich bin es, der dir zu danken hat. Du gibst ja meinem Leben den Sinn.” Er stieg auf das Trittbrett, und da küßte Klara seine Hand. Er entriß sie ihr so heftig, daß sie taumelte, und im selben Augenblick setzte sich der Zug in Bewegng. Heinrich empfand es wie einen Riß, der durch sein Leben ging. Aber sie, sie war glücklich. Und das verklärte ihn.

Am nächsten Tage schickte er an Klara das erste Geld. Er erhob von seinem Sparkassenbuch so viel, als erlaubt war, ließ es auf Klaras Namen überschreiben und sandte ihr das Büchlein. Er lebte von Milch, Brot und Kartoffeln, um ihr jeden gesparten Franken zu schicken. Sie dankte jedesmal mit freundlichen Worten und wußte nur Glückliches zu berichten. Sie gab sich ihren Studien mit Leidenschaft hin, schien aber auch einen

heiteren Verkehr mit jungen Leuten zu pflegen, die sie im Hause ihres Lehrers kennengelernt. Heinrich fuhr nicht hinüber, er wartete vergeblich, von ihr darum gebeten zu werden. Nachts lag er wach und dachte mit glühenden Wünschen an sie. Er glaubte auch sie nicht schlafend in dem Fieber des neuen Zustandes. Aber sie schlief fest und tief in der wunderbaren Erfüllung nie geahnter Träume. Er war es ja, der liebte, und also war er der Leidende. Und das All schien ihm nicht groß genug, um seinen Kummer zu bergen.

Als Heinrich an einem Herbstsonntage in der Frühe an sein Fenster trat, sah er am hohen blauen Himmel schöne große Wolken, sommerlich üppig und weich, im Südwind gegen Norden ziehen, alle der großen Stadt zu, unaufhaltsam, und ohne Ende. Und dieser Lockung widerstand er nicht. Er ging zum nächsten Zuge und fuhr hinüber. Dann schritt er durch die feierlichen Straßen, denn alle Läden waren zu und verkündeten Ruhe und Familienleben. Sonntägliche Menschen, in Gesicht und Gewandung aufs beste geputzt, gingen bedächtig durch die warme Sonne, den Berg hinauf, der bunt über die Stadt ragte, oder dem See entgegen, der in den letzten Sommerfarben schwelgte.

Als Heinrich in die Gasse einbog, wo Klara wohnte, sah er plötzlich ein Trüpplein junger fröhlicher Menschen vor sich. Zwei junge Herren und ein übermütiges Dämlein ganz in Himmelblau sprangen da vor ihm her, erreichten Klaras Haus, und während die Kavaliere stöckeschwingend und zigarettenrauchend im Vorgärtlein warteten, eilte die Schöne ins Haus. Abwartend blieb Heinrich hinter einem Baume stehen, denn er meinte, der Besuch könne wohl der Geliebten gelten. Und wirklich sah auch schon aus ihrem Fenster der Kopf der Freundin heraus, die einen lustigen Anruf hinuntersandte, und zugleich tauchte ein anderer neben ihr auf. Es war Klara. Sie hatte ihr Haar neuartig aufgesteckt, so daß Heinrich sie kaum erkannte. Das war kein kleines Mädchen mehr. Ein ernsthaftes, aber strahlendes Frauengesicht glänzte schön und still zwischen lockigen Scheiteln.

Noch stand er herzklopfend und atemlos da, als hätte er einen schwierigen Berg hinter sich, da traten die Freundinnen auf die Straße. Alsbald nahm jede den Arm des ihr gehörigen Galans, und so zogen die beiden Paar davon. Langsam folgte Heinrich. Sein Herz tat ihm so weh wie noch nie. Blinde

Eifersucht, Ahnen und Fürchten schien ihm nun besser als dieses sichere Wissen. Ganz und gar fühlte er sich verstoßen und namenlos einsam. Seine tröstliche Philosophie, daß Liebe mit sich selbst auskäme und des Besitzes spottete, ward umgeblasen. Er ging den Marterweg der Liebe, indem er der Geliebten folgte, die lachend an eines anderen Arm hing. Nie, nie gedachte sie seiner, als gerade, wenn sie sein Geld empfang, schon nicht mehr, wenn sie es ausgab. Das begriff Heinrich ganz wohl, aber er tadelte sie darum nicht. Denn Liebe ist da, um alles zu begreifen, alles zu verzeihen und selbst das Verbrechen an ihr noch zu lieben.

Die Pärchen erreichten den See, einen Schiffsländeplatz und stiegen, wie schon längst vereinbart schien, in ein schönes, schlankes Boot. Klara ergriff das Steuer, die Freundin ließ sich vorn nieder, und dazwischen saßen die Herren, warfen ihre Röcke den Damen in den Schoß und bereiteten sich mit leuchtenden Hemdärmeln vor, ihre Schönen mit größtem Kraftaufwand in die duftige Bläue hinauszurudern.

Als Heinrich am Kai stand, war das heitere Boot schon weit fort, und die Stimmen trugen nicht mehr zu ihm hinüber. Er sagte leise den einzig geliebten Namen. Aber immer ferner und ferner sah er Klara entschwinden, ihr schwarzes Kleid war so traurig in all dem Blau, aber an ihrem Hut wehte ein grauer Schleier wie ein Fähnlein des Übermutes. Erst jetzt bedachte Heinrich, daß er in überquellendem Gefühl die Geliebte nicht recht betrachtet hatte, nur ihr Wesen, ihre Nähe hatte er getrunken. Aber jetzt fiel ihm ein, daß sie ihm üppiger erschienen war, als schwelte Glück die Glieder. Da hatte er sie plötzlich verloren. Wo war ihr Boot? Aber es gab da ein lustiges Getümmel von Nachen, Seglern und kleinen Dampfern. Unversehens war sie ihm verschwunden.

Bis Mittag wartete er, aber das Boot kehrte nicht zurück. Sie mochten wohl an irgend einem fernen Platz gelandet sein, dort zu speisen, dann vielleicht zu tanzen oder doch nah beieinander im Grünen zu liegen. Da ging er fort, irrte durch die Stadt und dachte erst spät daran, Klaras Lehrer aufzusuchen und nach ihren Fortschritten zu befragen. Das tat er dann, aber er traf den alten Herrn mit seiner jungen Frau gerade zum Ausgehen gerüstet. So hört er nur, daß alles aufs beste ginge und die junge Stimme sich immer überraschender entfalte. In zwei Jahren würde man die Sängerin hinausstellen können. "Aber", schloß der begeisterte Alte, "das wissen Sie ja

alles längst. Sie waren doch am letzten Sonntag mit Klara zusammen, wie diese mir berichtete. Denn ich frage oft nach Ihnen, mein Lieber.”

”Ja, ja”, sagte Heinrich und errötete, ”sie hat es mir gesagt.” Der andere sah ihn an und dachte sich allerlei. Zum Schluß drückte er dem jungen Mann so stark die Hand, daß der doch gerührt lächeln mußte, denn er begriff, daß er durchschaut worden war. Dann war er froh, wieder allein zu sein. Und statt heimzufahren, machte er sich zu Fuß auf den Heimweg.

Die Straße führte um den See herum, immer hart am Ufer, durch Dörfer, Weingärten, Gehölze, Felder, Gärtnereien, Fabriken und Werfte. Sie schlang sich um Buchten, führte hügelan, ein wenig ins Land, und lief dann hurtig zum See zurück. Sie war vier Meilen lang, aber viel zu kurz für einen Unglücklichen. Indes der sie beschritt, gingen die Sterne auf, der Mond, die Welt schief ein, Lichter erglommen, die Menschen verschwanden und Hundestimmen erschollen. Der Friede kam über die Erde, aber sein Herz verschloß sich ihm. Vier Meilen lang standen die Steine der Qual doppelt gereiht, Heinrich passierte alle Schmerzen der Liebenden, und daheim, im Morgengrauen, wartete das Schlimmste: seine Stube. Vier Wände umspannten seinen Jammer, für den die Welt zu eng war. Da schlug er an die Mauern und prallte zurück, vermehrte sich ungeheuerlich, würgte und erstickte.

Aber in dieser selben Stube lagen auf dem Deckel des gemieteten Klaviers große Stöße beschriebenen Notenpapiers. Am nächsten Tage - als müßte er tätig sein, um leben zu können, müßte etwas Aufregendes unternehmen, um über die tiefste Erregung hinwegzukommen - suchte Heinrich zwei Sonaten für Violine und Klavier hervor, die er besonders liebte. Er verpackte sie und sandte sie an einen großen Musikverlag draußen im Reich.

Und dann wartete er. Es war sein erster Versuch, hinauszutreten aus seiner Verborgenheit. Er wartete nicht ungeduldig, eher lächelnd über sich, eigentlich ohne Hoffnung. Er konnte niemandem davon sprechen. Sein alter Lehrer war fortgezogen, im Orchester hatte er keinen Freund gefunden und war nicht beliebt, weil man ihn für hochmütig und eingebildet hielt. So war er ohne Menschen. Und nicht einmal die Hunde der Stadt liebten ihn, vielmehr bellten sie ihn an, wenn er tief versunken aus den Gassen ins Freie schritt.

Nach einigen Wochen erhielt er seine Noten zurück und einen Brief dazu. Den Brief verbannte er ungelesen, denn er wollte sich die Beschämung einer trockenen oder phrasenhaft verbrämten Ablehnung ersparen. Aber in dem Brief hatte ihm der Verlag geschrieben, daß man gern bereit sei, fürs erste allerdings ohne Honorar zahlen zu können, seine beiden schönen und eigenartigen Sonaten zu drucken. Bei eventuellen späteren Abschlüssen würde man auch materiell ihm entgegenkommen können. Nur bitte man ihn noch, in der ersten Sonate das schwermütig-leidenschaftliche Andante ein wenig prägnanter und kürzer zu fassen und im Presto der zweiten Sonate die Abwandlungen des kriegerischen Motivs etwas weniger kühn und disharmonisch zu gestalten. Und das Schreiben schloß mit einem freudigen Gruß an den jungen Meister.

Aber diesen Brief hat Heinrich Marti nie gesehen...

Vielmehr empfand er eine Leere und Verlassenheit seiner Existenz, daß ihm graute und ein kaltes Entsetzen sein Blut erschauern ließ. Denn er sah um sich, und das Nichts starrte ihn an, hohläugig und grinsend. Und er war um so einsamer, da er liebte. Die Fühllosen sind nicht einsam. Er aber sah für sein Leben keinen Zweck mehr. Denn um sein Überflüssigsein zu bestätigen, war zugleich mit diesem ungelesenen Briefe ein anderer angekommen, den er zitternd erbrach. Klara schrieb. Sie dankte wie gewohnt für die letzte Geldsendung und erzählte, daß ihr nun endlich ein Stipendium erwirkt sei, das sie für zwei Jahre aller Sorgen enthöbe; Heinrich möge nun seine Sendungen einstellen und sich selbst etwas Gutes gönnen; sie werde nie aufhören, ihm zu danken. Das war alles in den freundlichsten warmen Worten gesagt, aber Heinrich spürte, wie sie aufgeatmet hatte und nur noch pflichtschuldige Dankbarkeit ihr Herz belastete. Und zum Schlusse schrieb sie, ob Heinrich sie nicht einmal besuchen und ihre neue Stimme hören wolle.

Darauf antwortete er, daß ihm nunmehr eine große Freude geraubt sei, indem er nicht mehr mit ihr teilen dürfe; aber nur er habe ihr zu danken. Er quälte sich noch ein paar Worte ab und schloß. Aus diesem Briefe konnte sie wohl entnehmen, daß er sie nicht mehr liebte. Aber so wollte er es. Nichts, nichts sollte sie belasten, auch nicht der Gedanke an eine unerwiderte

Liebe. Und auf ihre Einladung ging er gar nicht ein, obschon sein Herz vor Sehnsucht verbrannte, ihre süße Stimme noch einmal zu hören.

Wozu lebte er noch? Nur noch, um zu erfahren, da sie ihr Ziel erreicht, daß die Menschen sie anbeteten und sie glücklich war in ihrem Triumph. Einen anderen Sinn hatte sein Dasein nicht mehr. Er schrieb in einer Nacht jenes Lied auf, das er ihr im Walde vorgespielt, damals, als er hatte sagen müssen: *‘Ich liebe dich‘*. Nun erst schrieb er es auf. *‘Ich habe keine Geliebte, kein Haus, keine Stelle, auf der ich lebe.’* Und dann tat er’s zu dem Übrigen, das, so lebensvoll, tot bleiben sollte, Sonaten, Lieder, Sinfonien, Quartette, Ouvertüren und Oratorien. Er fror, er fror. Er achtete der Welt nicht mehr und begann, sich völlig zu verlieren.

**E**in Jahr lang schrieb Klara noch von Zeit zu Zeit einen kurzen Bericht über ihr Ergehen und ihre Fortschritte, dann verstummte sie ganz. Aber am Ende des zweiten Jahres kam ein jubelnder Brief von ihr aus einer großen Stadt draußen im Reich. Sie hatte an einer ersten Bühne Probe gesungen und hatte sofort einen glänzenden Vertrag für mehrere Jahre vorgelegt erhalten. Sie hatte unterschrieben und stand also über Nacht mitten im Ruhm, Glanz und Glück.

Als Heinrich Marti dies las, ging ein helles Licht über sein alt gewordenes, müdes Antlitz. Er fiel in einen Stuhl, so hinfällig und gebrochen, als könnte er sich nicht mehr erheben.

In diesen zwei Jahren hatte er sich furchtbar verwandelt. Nur noch Liebe, Sehnsucht, Anbetung - hatte er die Welt vergessen, das Dasein mißachtet, sich von Brot und Milch ernährt, seinen Leib vernachlässigt. Sein Haar war ihm lang gewachsen, ein dünner, blonder Bart umlockte sein hageres, häßliches Gesicht, in dem nur in den Augen ein seltsames Licht brannte: eine irre, weltfremde Liebe. Sie, die Liebe, die Halt und Glanz seines Lebens sein sollte, hatte sein Dasein untergraben. Er verfiel, er sank, sein Liebeswahn untergrub ihm den Boden. Die Leute auf der Straße lachten und höhnten ihm nach, und er hörte es nicht. Er hörte nur noch in sich hinein, auf eine Musik, die Liebe war, auf eine Liebe, die drinnen sang.

Aber neue Freunde hatte er gewonnen: die herrenlosen Hunde der Landstaßen. Eines Tages jammerten ihn diese Gschöpfe, die kein Haus und keinen Herrn hatten und heimatlos und verstoßen waren wie er. Auch sie trugen in sich eine nutzlose Treue und ungebrauchte Liebe. Und er bückte sich nach den Scheuen und Bissigen und streichelte sie weinend. Seitdem brachte er ihnen täglich Futter auf die Landstraße, lockte sie in den Wald, scharte sie um sich und nährte sie. Sie erwarteten ihn zur bestimmten Stunde, umwedelten ihn, leckten seine kalten Hände, sein struppiges Gesicht. Und er weinte laut und erzählte den stummen Freunden die Geschichte seiner Liebe. Im Winter fütterte er die Vögel an seinem Fenster. Sie kamen furchtlos in seine Stube, flatterten auf seine Schultern, und er sang ihnen ein Lied vor, worin es hieß, daß er keine Geliebte, kein Haus hätte und keine Stelle, darauf zu leben. Den Dompfaffen piff er es vor, und einer war darunter, der piff ihm ein paar Takte eines Tages nach. Da starrte ihm der wunderliche junge Greis nach, wie er davonflog, auf einen First hinüber und dort das Lied des armen Musikanten in die Winterluft schmetterte. Die Menschen verstießen ihn, und die Vögel sangen seine Lieder.

Da weinte er wieder, wie er denn Tag und Nacht weinte, daß seine Augen sich entzündeten und seine Lippen schwollen; sie, die nie geküßt hatten, sahen aus, als hätten sie an verderblichem Munde sich wund geküßt. Aber in allem Elend strahlte doch bisweilen sein Herz auf: es liebte ja, es liebte. Und ein Jahr des Jammers war noch nicht Preis genug für einen Augenblick der Seligkeit, der ihn manchmal in die Wolken entrückte. Sein Gewand verfiel und franste aus, seine Wäsche wurde schütter, aber der Sinn für die Existenz war ihm abhanden gekommen. Und er jammerte auch nicht, als man ihn eines Tages aus dem Orchester entließ. Seine Kollegen erklärten, nicht länger mit ihm spielen zu wollen. Sie zweifelten nicht, daß er wahnsinnig war, gutmütig und still und gelassen zwar, aber doch verstört.

Nur eins hatte Heinrich Marti nicht lassen können: die Musik aufzufangen, die ihm entströmte. Er mußte sie von sich geben und fassen, um nicht von ihrer Fülle gesprengt zu werden. Aus einem unerforschlichen Quell sprudelte sie in ihm, nicht zu dämmen, wogte in seinem Innern, schlug in seinem Herzen, in seinem Blut, atmete in seiner Lunge.

Bei einem Licht saß er nachts in der kalten Stube und schrieb und befreite sich und hörte ein wunderbares Orchester musizieren. Er schrieb lange Gesangsätze für Klaras Stimme, nahm den Text aus der Bibel oder vertonte die alten Märchen eines Schullesebuches, das sich erhalten hatte. Wunderbare Dinge entstanden da, eine herrliche neue, wilde oder süße Musik, ungeahnte Tonfolgen und tiefe, unvergeßliche Meloden illustrierten die alten Kindergeschichten. Melodramen erwachsen aus Tonmalereien, und Lieder entstanden für eine hohe Frauenstimme, aus denen ein nicht irdisches Glück klang.

Denn Heinrich war in diesem Zustande glücklich. Ein Glück war es von einem anderen Stern. Er lebte nicht mehr auf Erden. Lächelnd häufte er seine Werke aufeinander, die nie genutzt und gespielt. Eine unendlich tiefe und liebende Menschenexistenz verströmte da hinein.

In einem Frühling kam dann von Klara ein Zeitungsblatt. Und er las, daß man ihr zugejubelt hatte, daß sie gesiegt hatte, daß sie am Ziele war. Er lief in den Wald zu seinen Hunden und las und sang es ihnen vor. Nun konnte er sterben. Nichts mehr war zu tun. Es galt nur noch, ein Requiem für sich selbst zu schreiben. Da sagte der Wirt dem unheimlichen Mieter die Stube auf.

Heinrich hatte noch zu leben. Er besaß noch das kleine Erbteil der Mutter, soweit er es damals Klara nicht gegeben hatte. Und von seinem Gehalt hatte er immer noch die Hälfte gespart. Er beschloß, in die Hauptstadt überzusiedeln, zu gehen, wo Klara gegangen war, und auf der Schwelle zu sterben, die sie so oft betreten hatte. Er packte seine geringen Habseligkeiten, verschnürte die Stöße Notenpapier und fuhr hinüber. Erst hatte er das Zimmer mieten wollen, das Klara früher bewohnt hatte. Aber dann glaubte er, es nicht ertragen zu können. Er fand oben in der Altstadt, am schönen stillen Plätzlein der Kirche von Sankt Peter ein Mansardengelaß, klein und nicht heizbar, aber mit offenem Blick in Himmel und Land. Da richtete er sich ein. Die Leute der großen Stadt waren barmherziger als die der kleinen oder doch zu beschäftigt, um seiner zu achten. Unangefochten wandelte seine seltsame, abgerissene Gestalt mit dem bärtigen, greisenhaften Jünglingskopf durch die Gassen oder am Kai, und die Kinder, die auf dem Kirchplatz spielten, liebten ihn sogar und liefen hin, ihm die Hand zu geben. Denn bisweilen ergriff er noch seine Geige und spielte bei

offenem Fenster. Dann lauschten die Kinder unten mit hochgereckten Köpfen, und die kleinsten Mädchen tanzten zu den seltsam rhythmischen Stücken des Geigers.

Am liebsten stand er an der Schiffflände, da, wo er die Geliebte einst im Nachen hatte entschwinden sehen. Immer noch sah er ihre schwarze Gestalt auf den farbigen See hinaustreiben, sah den Schleier wehen und hörte im Herzen ihre silberne Stimme, die jauchzte und jubelte. Daheim schrieb er zu einem alten lateinischen Text sein Requiem für Orchester, Chor, Tenor, Baß und Sopran. Die Sopranpartie war wundervoll ausgestaltet, wie ein Engel lockte sie die Schweren hinauf mit Trillern und Kadenzen, die sich ins Blau verloren, um wieder auf Erden hinabzusteigen und da ein Lied anzustimmen von einer Todessehnsucht, die die Herzen brach.

Und als das fertig war, ging Heinrich an den See, um sich dort zu ertränken, achtlos, was aus seinen Werken würde. Er glühte vor Liebe. Als er am Brückengeländer stand, erschrak er tief: wollte er da nicht seine Liebe morden? War es denn gewiß, daß seine Liebe über den Tod hinaus weiterlebte, ihm selbst bewußt? Was tat er das? Er entäußerte sich seiner Liebe, begab sich ins Nichts, ins Fühllose, Leere! Würde er sterben, tot sein können? Würde er nicht ins Leben zurückkehren müssen, um weiterzulieben? War er nicht unsterblich, selig verdammt, ewig den Weg der Liebe zu wandeln? Lächelnd wandte er sich um, sah lächelnd die fremden, ahnungslosen Leute an, die vorübereilten und seiner nicht achteten, der von allen auserwählt war, zu lieben. Er kehrte heim, ewig verloren in die Liebe.

Am selben Tage, von einer Lebenswelle ins Licht gehoben, tat er noch einen Lebensversuch. Er verpackte sein Requiem und sandte es an einen Verlag, aber an einen anderen als das erste Mal. Aber nur halb auf Erden, vergaß er, Namen und Adresse beizufügen oder einen Brief mitzuschicken. In derselben Zeit schrieb ihm Klara in die Heimat und erhielt den Brief zurück. Man wußte daheim seine neue Adresse nicht. Und überhaupt war Heinrich fast aus den Lebenden gestrichen, denn selbst die Behörden wußten nichts von ihm. Er war in der Stadt nicht angemeldet und lebte also als ein Losgelöster, Unbekannter, dessen Name allen fremd war, dessen Herkunft unbekannt und dessen Wesen rätselhaft. Der Verlag suchte umsonst, den Absender ausfindig zu machen. Auch die Post konnte nicht helfen. Er erließ Aufrufe in allen Zeitungen, aber Heinrich nahm keine Zeitung in die Hand. In der Stadt, von

der das Requiem abgeschickt worden war, wurden an die Anschlagtafeln Zettel geklebt, die den namenlosen Musiker anriefen und mahnen sollten. Heinrich ging achtlos daran vorbei. Er sah nur in sich hinein. Er liebte nur und lebte nicht.

Denn das Requiem war ein wundervolles Werk und sollte aufgeführt werden. Als sich der Komponist nicht meldete, ward es dennoch einstudiert und aufgeführt, und Tränen und Jubel begleiteten es. Aber man hoffte umsonst, daß der Unbekannte sich melden würde. Er blieb unsichtbar. Die Sopranpartie sang die junge Koloratursängerin Klara Huber und besiegelte damit ihren Ruhm und die einzige Schönheit ihrer Stimme. Sie sandte noch einmal Zeitungen und Brief an ihren Freund in die Heimat und erhielt alles wieder zurück. Da gab sie ihn auf und hielt ihn für tot, namenlos gestorben irgendwo draußen in der Fremde.

Inzwischen reiste sie in verschiedene große Städte, um dort ihre Partie im Requiem zu singen. Denn das Werk zog siegend durch die ganze Welt, die staunend das merkwürdige Schicksal des unbekanntes Meisters besprach.

Und wieder im Frühling sollte das Requiem auch in der Stadt am See gespielt werden, in der Heinrich Marti lebte. Für die Mitte des April war die Aufführung in dem großen Musiksaal festgesetzt. Klara Huber, die berühmte Tochter des Landes, wurde aufgefordert, die Sopranpartie zu übernehmen. Sie sagte zu. Im Anfang des März begann man mit den Proben für das schwierige Werk des namenlosen Meisters. Aber dieser ging ahnungslos und unbeirrt seinen Lebens- und Todesweg der Liebe.

Im April kehrte also Klara Huber für einige Tage in die schöne Stadt ihrer Lehrzeit zurück. Sie war ein glücklicher Mensch geworden, denn sie bedurfte nicht der unvollkommenen Freuden der Bürgerlichen, die immer Leere und Trübsinn hinterlassen. Sie war ganz auf ihre Kunst eingestellt, achtete das gemeine Glück gering und lebte im Eigentlichen fern der Unrast des Alltags. Sie verschenkte flüchtige Neigungen, in Stunden der Erregung auch wohl ihre Person, aber nie sich selbst, ihr Wesentliches. Sie bewahrte sich noch im Rausch, und ihr Tiefstes und Eigentliches lebte nur in der Kunst. Was man gemeinhin Glück und Liebe nennt, belächelte sie und schwor sie. Sie hatte keinen Sinn dafür. An ihren Freund, dem sie sich selbst verdankte, dachte sie noch oft in einer Dankbarkeit, die erst jetzt

nachträglich in ihr erwachte. Daß er unerreichbar geworden war, schmerzte sie nicht. Als sie das namenlose Requiem hörte, ging es wie die Ahnung eines Erkennens durch ihr Herz. Ihr schien, als hätte sie vor vielen Jahren einmal Ähnliches gehört, diesen Takt, diese Modulation glaubte sie wiederzuerkennen wie aus einem Traum. Hatte Heinrich es ihr einmal vorgespielt? Aber dann lächelte sie über ihre Phantasien und sang mit Leidenschaft die Arien des Unbekannten. Es gab keine Partie, die ihr so gut lag.

Nun ging sie durch die liebe alte Stadt. Ihr Lehrer war gestorben, aber sie hatte damals viele Freunde hier gewonnen und lebte nun in einem großen und bewegten Kreise während der Probetage. Überall waren die Affichen des Konzerts. *‘Requiem in As-Dur von einem Unbekannten‘*. Und dann sehr groß, laut, schreiend ihr eigener Name, der so plötzlich durch die Welt scholl. *‘Klara Huber‘* sang und rief es an allen Ecken, und der große Musiksaal war längst bis auf das letzte Plätzchen ausverkauft.

Es war am Abend vor der Aufführung, und Klara eilte zur letzten Probe in den Saal. Ihre Zofe folgte ihr mit einem Pelz über dem Arm, denn die Nacht versprach noch einmal kalt zu werden. Es war stürmisch, es piff um die Ecken, es heulte in den Schloten, die Leute eilten rasch vorbei. Die Straßen sahen sauber und gefegt aus, die grünen Äste in den Anlagen wurden rasend geschüttelt, nur das Bogenlicht in seinen schaukelnden Kugeln floß still, still durch den erregten Abend.

Zu derselben Stunde ging Heinrich Marti von seinem hohen Kirchplatz herunter durch die Gassen an den See, um die Flut in Wellen zu sehen. Der Wind riß an seinem alten Gewand, zerzauste ihm das lange Haar und ließ seine Augen tränen. Er schwankte wie ein Trunkener, und wirklich hatte er auch in diesem Winter zu trinken begonnen. Als seine kalte, von den Stürmen durchpiffene Stube ihn erstarren ließ, war er hinabgegangen, sich an Alkohol zu wärmen. Nun trug er seine letzten Franken in der Tasche und sah das Elend, das Ende vor sich. Und das machte ihn hell und klar, und war er wirklich verstört gewesen, jetzt lichtete sich sein armer Kopf, den die Glut des Herzens so verwirrt hatte.

An der Ecke unten, gerade als er zum See abbiegen wollte, da, wo eine bunte Anschlagssäule stand, entriß ihm der Wind den Hut. Nach ihm greifend und

aufschauend, hob er den Kopf und las einen unvergessenen Namen. *‘Klara Huber‘* stand da auf einem Plakat in großen Buchstaben. *‘Klara Huber, Klara Huber‘* -

Er fiel an die Säule, umklammerte sie mit beiden Armen wie eine Geliebte und las Buchstaben für Buchstaben. Und dann las er das andere. *‘Requiem in As-Dur von einem Unbekannten‘*.

Er wußte ohne Überlegung: es wäre sein Requiem, in dem die Geliebte sang. Er dachte nicht nach, wie das alles möglich sei. Es war eben das Wunder, das Leben, die Liebe. Sie kam dennoch und erhöhte ihn. Er weinte laut auf und taumelte davon, heimwärts.

In diesem Augenblick schritt Klara an ihm vorbei und erkannte ihn durch die Verwandlung der Jahre, des Elends und des Kummers. Aber sie mußte zur Probe, das Orchester war auf ihre Intentionen noch nicht eingestellt. Die Uhr schlug eben die bestimmte Stunde, und die Kunst war das erste. So nahm sie denn rasch der Zofe den Pelz ab und befahl ihr, dem Manne dort zu folgen und seine Adresse auszukundschaften; aber sie dürfe nicht ohne sicheren Bericht zurückkehren. Und dann lief sie erregt, neugierig und voll Erbarmen mit dieser Jammergestalt weiter. Eine Ahnung beschlich sie, daß in einem allertiefsten Zusammenhange sie die Schuld an diesem Zusammenbruche trüge, eine Schuld sie, die Schuldlose.

Von der Zofe heimlich verfolgt, kehrte Heinrich heim. Er taumelte, doppelt trunken, denn der Rausch einer unwahrscheinlichen Erfüllung wiegte ihn wonnig. Er begriff, daß dies der Höhepunkt seines Lebens war und also sein Ende sein sollte. Was konnte noch kommen? Sie, die Geliebte, sang seine Musik... O, er war so klar wie nie, von der Höhe dieses Augenblicks aus sah er weit und überblickte alle Möglichkeiten des Lebens. Jetzt kamen Ruhm und Wohlergehen. Aber was lag daran? Hatte er je nach eigenem Glück gestrebt? Seine Seele war in Musik gestaltet und der Ewigkeit überliefert, und sein Herz hatte geliebt. Danach war alles schal und unnütz. Wer diesen Augenblick gekostet, konnte darüber hinaus nicht glücklich sein. Kaum, kaum hatte er noch den Wunsch, morgen abend mit Ohren zu hören, was er geschaffen und geseht.

Die Zofe folgte ihm bis zum Hause, schlich ihm nach die Treppe hinauf, sah ihn in seinem Dachgelaß verschwinden und fragte noch eine aus einer Tür tretende Alte nach dem Namen des Mannes. Die wußte ihn nicht einmal und erzählte nur, es sei ein verrückter Geiger, der nun auch trinke und sich oft Tag und Nacht herumtreibe; und man sollte wohl den Hauswirt ersuchen, ihm seine Stube aufzusagen. Mit solchem Bericht kehrte dann die Zofe in den Musiksaal zurück, wo die Probe bereits im Gange war und die herrliche Stimme der Sopranistin durch die geschlossenen Türen bis in die Korridore drang.

In dieser ganzen Nacht, die ein kalter Sturm durchheulte, lag Heinrich Marti vor seinem Fensterlein auf den Knien und starrte zu den Wolken hinauf, die da oben in furchtbarem Getümmel lautlos durcheinander rasten. Er spürte die Erde nicht mehr und schwebte jenseits aller irdischen Gesetze hoch über diesem Himmel in einer ruhigen und lichten Bläue und sah auf sein Leben hinab. Es erschien ihm in dieser Abschiedsstunde planvoll und klar und wohl bemessen und ausgenützt wie selten eines. Denn er war Mensch gewesen, ganz und gar, und Künstler durch und durch. Über beidem hatte er die Welt verloren, aber dafür die Seligkeit gewonnen. Er weinte Glückstränen, und sie rannen ihm salzig in den Mund. Da bedachte er, daß dieser Mund nie die Seligkeit des Lebens geschlürft hatte, keines anderen Menschen Mund hatte ihn berührt. Seine Lippen waren verdorrt und hatten nie vom Glück des Weibes gekostet. Da erschauerte er tief vor einem Geheimnis, das er verließ, ohne es gekostet zu haben. Mit erstarrten Fingern betastete er seinen Leib, dem er nie sein Recht gewährt und der umsonst in Jugend geblüht hatte. Er lächelte wie ein erschrockenes Kind.

Am Morgen zählte er sein Besitztum. Es waren noch ein paar Franken, und sie reichten. Dann ging er fort in den sonnigen, frischen Tag.

Bald darauf rauschte es auf der Treppe, ein Rosenrüchlein verbreitete sich. Es war Klara, die ihren Freund suchte. Die Zofe zeigte ihr die Tür. Die war nur angelehnt, und sie trat ein. Mit Schrecken sah sie das enge, verwahrloste Gemach, es war schmutzig und überarmselig, nur die Sonne schien vergoldend herein. Auf dem Tisch lag eine zerbrochene Schnapsflasche, die hatte Heinrich selbst zerschlagen, ehe er ging. Ein

Wandkasten stand offen, und er war gefüllt mit Noten. Klara zog das beschmutzte Papier heraus, und das erste, was sie fand, war jenes Lied im Walde:

*‘Du entfernst dich von mir, du Stunde.  
Wunden schlägt mir dein Flügelschlag.  
Allein: was soll ich mit meinem Munde?’*

Sie wühlte weiter in den Blättern. Was für ein Schatz mochte da verborgen sein? Und dann schrie sie leise auf: da war ein Blatt und darauf der Entwurf zu einer großen Arie des Requiems, in dem sie heute abend sang. Sie riß fiebernd die Blätter heraus, und da kamen, schnell, im Rausch des Schaffens hingestrichen, die Entwürfe zu dem Requiem. Da war der Orchesteranfang, der Jubel, der langsam in Klage sich abwandelte, da der Satz für den Chorbaß, da die Hymne des Soprans, der Engelsgesang, das dumpfe Mönchslied. Der unbekannte Meister war gefunden. Klara jauchzte laut auf: heute war sie die Retterin und Helferin. Aber zugleich jammerte sie dieses trostlose Schicksal, diese Kammer, in der ein Großer, ein Auserwählter schmachtete. Sie wartete viele Stunden, er kam nicht. Da ging sie. Sie legte die Rosen auf den Tisch und dazu eine Eintrittskarte zum Konzert am Abend. Und darauf schrieb sie: *‘Komm, wir erwarten dich, um dich zu bekränzen. Deine Klara.’*

Aber er kam an diesem Tage nicht heim. Wäre er gekommen, hätte er die Karte gefunden und sich in den Saal gesetzt, so wäre er schon nachts ein berühmter Mann gewesen. Aber daran hatte ihm ja nichts mehr gelegen. Sein Amt war getan, seine Saat aufgegangen, an der Ernte sich zu sättigen, dazu war er nicht Bürger genug. Er hatte die Tafel bestellt und wollte sich nicht an sie setzen. Er ging und ließ die Schmausenden, Genießenden lächelnd zurück.

Er hatte am See in der Sonne gesessen und noch einmal seine Welt getrunken, das kleine Stücklein Land, darin er gelebt, die Heimat, die ihn getragen. Seine Vaterstadt sah er nicht, die Krümmung des Sees entzog sie ihm. Aber die andere größere Stadt war da vor ihm aufgebaut, mit tausend funkelnden Dächern, starren Türmen und weichen Kuppeln. In der Lenzsonne regten sich alle Menschlein, lachten, strahlten und kramten ihre

Herzen aus. Alles zog an ihm vorbei, zum Abschied. Und gegen Abend hoben sich auch die Wolken vom Gebirg, und die ewigen Gipfel grüßten den Ewigkeitssucher. Jetzt liebte er nicht mehr, musizierte nicht mehr, war nur Heimverlangen ins Ewige.

Aber doch schlich er, als die Lichter gezündet wurden, zu dem Musiksaal. Die Kasse war nicht geöffnet, kein Plätzlein mehr war leer. Eine große, festliche Menge strömte zu den Türen hinein. Wagen furen vor, und die schönsten Frauen stiegen aus und traten ein. Heinrich ließ sie an sich vorüberziehen, man stieß ihn und murrte über den Bettler, bis jemand in Livree kam und ihn verwies. Er richtete sich auf, seine Augen blitzten, und er wollte etwas sagen. Da bedachte er sich, schob mit lässiger Hand den anderen und damit alle irdischen Angelegenheiten fort und ging. Jetzt ging er heim.

Aber im Saal erklang das wunderbare Requiem, und Klara Huber sang in Wahrheit wie ein Engel, befreit und selig in der Höhe oder lockend und herzbrechend auf Erden. Die Menschen, die es hörten, weinten und jauchzten mit.

Aber als der letzte Ton verklungen war und man der Sängerin zujubelte, da hob diese einen Lorbeerkranz, den sie erhalten hatte, hoch. -

Eine tiefe Stille trat ein, und die Sängerin sagte, Tränen in den Augen, mit zitternder Stimme: "Frauen und Männer, dieses Requiem, das euch erschüttert hat, ist von Heinrich Marti. Er ist ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren und lebt in bitterer Not in dieser Stadt. Ich gehe zu ihm. Er ist nicht im Saal gewesen, dort ist sein leerer Platz. Wer will, gehe mit. Wir wollen ihm den Lorbeer bringen."

Und so ordnete sich draußen ein andächtiger, begeisterter Zug. Fast alle tausend, die im Saal gewesen waren, folgten. Voran ging Klara mit dem Kapellmeister, der vor diesem Erlebnis zitterte, es kamen die Musiker mit ihren Geigen und Flöten, und dann die festlichen Gäste.

Und unterwegs schlossen sich viele diesem Zuge an, Studenten, die singend auf die Bude zogen, junge Arbeiter, die zur Nachtschicht gingen. Der feierliche Zug bewegte sich am See entlang und dann in die Stadt hinein, die

still war und lauschte. Er bog in die engen Gassen, die in den alten Teil hinaufführten; ein tiefes Atmen ging von ihm aus, eine Glut und Freude. Und so erreichten sie den stillen Kirchplatz. Er füllte sich ganz und gar. Und Klara wies zu einem Dachfensterlein hinauf, das offen stand und unruhig erhellt wurde. Drinnen mochte eine Kerze stehen.

Und Klara, plötzlich, in einem uferlosen Schweigen, begann zu singen. Des Engels Lied auf Erden, mit dem er die Müden tröstete und lockte und zum Sterben brachte. *"Pax tibi, homo infelix.."* sang sie. Ihre herrliche Stimme schwebte hinauf an den Häusern, die süßeste, schmerzlichste Melodie verströmte in die unbewegte Nacht. Fenster erhellten sich, Türen gingen auf, alles erwachte und schaute. Das Lied verklang, und in die Stille rief einer Heinrichs Namen. Alle stimmten ein, Hochrufe erschollen, aber das kleine Fenster oben blieb leer. Da trat Klara in das Haus, in dessen Tür die erstaunten Bewohner standen, einer trug ihr den Lorbeerkranz nach, und es folgten so viele, als die enge Stiege faßte.

Klara flog hinauf, unselige Ahnung preßte ihr Herz zusammen. Sie stieß die Kammertür auf. Da saß der Heinrich Marti vor ihr im Stuhl, ihre Rosen auf dem Schoße, und lächelte sie schmerzlich-selig an. Aber dennoch schrie sie auf, denn das Lächeln war erstarrt, und die Augen verglast, und aus der Stirn sickerte Blut.

Ein Schrei ging von oben durch das Haus, über den Platz, in die Stadt hinab.

"Geht," sagte Klara flehend, "geht."

Einer lief um den Arzt, einer um Polizei. Der Kapellmeister drängte alle zur Tür hinaus, schloß sie und hielt davor Wacht.

Klara war allein. Sie ging auf den Toten zu und trat auf den Lorbeerkranz, den einer dahingelegt hatte. Die festen Blätter knirschten, und es begann scharf und herb zu duften.

Klara schloß ihm die Augen. Als sie ihn berührte, fiel die Pistole aus seiner Hand. Hatte er das Lied noch gehört, hatte er noch erlebt, wie sie vor sein Haus zogen, um ihn zu bekränzen? Es war nie mehr zu raten. Unbewegt und

**KURT MÜNZER**    **Bruder Bär**  
Ausgewählte Novellen und Feuilletons

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

antwortlos lag er vor ihr, im trüben Licht der Kerze, und ihre Tränen fielen vergeblich brennend auf das unergründlich stumme Herz.

Sie sah ihn an und erinnerte sich seiner Worte, mit denen er ihr seinen Mund geweiht. Da neigte sie sich auf diesen nie berührten Mund, um die frauenfremden Lippen noch mit einem Kuß, die toten, zu spät dem Leben zu weihen. Aber kühle, unverbrüchliche Keuschheit wehte sie geheimnisvoll an, und erschauernd vor dem Unbegreiflichen trat sie weinend von dem unnahbaren Toten zurück.

Für Waldemar



EINE STUNDE VENEDIG <sup>26</sup>

Ich weiß nicht mehr: kam ich an jenem schwülen Julitage aus den Oleanderhainen Triests, oder war ich von Rimiero her im rasselnden Wagen nach Feltre gefahren, während allmählich die seltsamen Bergzacken, fremdartig bekannt aus den Bildern der alten Norditaliener, versanken und die staubige Chaussee von den glatten weißen Häusern des kleinen Städtchens eingefabt wurde. Ich saß dann in dem Zuge nach Treviso, der von Udine kam, um Mailand zu erreichen. Ich mußte bis Mestre fahren, dort den Zug von Venedig erwarten und besteigen, um gegen Morgen Mailand betreten zu können. In dem engen Kupee war ein wenig von der frischen kühlen Luft des Gebirges. Aber als ich in den dumpfen, großen Bahnhof von Mestre einfuhr und aussteigen sollte, schien es mir unmöglich, dort in der Nacht, jenseits des Dammes, Venedig liegen zu lassen... *Hinüber auf eine Stunde!* - Und ich verständigte den Schaffner, trat ans Fenster und sah nach fünf Minuten draußen den dunklen Glanz des Wassers, das rätselhafte Spiel der Wagenlichter darin und vor mir, am Himmel, den Schein Venedigs.

Eine Stunde Venedig! Tage-, wochen-, monatelang war ich in der Stadt schon gewesen. Und nun zum erstenmal sollte ich sie für eine einzige Stunde betreten. Mir schien's, sie wäre mir ganz neu und fremd. Und ein seltsamer Zustand ergriff mich. Wie wenn eine ewig geliebte Frau endlich kommt und sagt: *'Sieh, hier bin ich für dich. Endlich! Aber für eine Stunde nur, für eine einzige Stunde. Dann muß ich fort, für immer, fürs Leben, in den Tod. Oder ein Schiff entreißt mich dir nach jenseitigen Erdteilen auf*

---

<sup>26</sup> in: *'Der gefühlvolle Baedeker'* (Berlin 1911; S. 146-161)

*Nimmerwiedersehen.*‘ Und man umfängt die Geliebte: es ist der höchste, inbrünstigste Rausch - denn er kommt niemals wieder. Und es ist zugleich das bitterste Unvermögen, denn der Gedanke: in einer Stunde ist alles ewig vorüber, vergiftet den Genuß, gibt ihm die bitterlichste Wehmut, steht da wie ein zum Niederfallen bereites Henkerschwert... Und so ist diese Stunde heißesten Lebens zugleich Glück und Kummer, Bitterkeit und Süßigkeit, Genuß und Verschmachten, Rausch und schmerzlichstes Bewußtsein.

Also war diese eine Stunde Venedig! Eine Stunde war mir gegeben zum Genuß des wunderbarsten Wunders. Viele Menschenleben hätte es erfordert, seinen Reiz auszuschlürfen, und mir war nicht mehr als eine Stunde gegönnt, es an mich zu reißen, zu kosten und fahren zu lassen.

Ich stieg aus, stürzte aus dem Bahnhof und prallte zurück vor dem nächtlichen Kanal. Rechts hinauf, jenseits der eisernen Brücke, begann die tiefe, unzerreißbare Stille der Finsternis, der unbewegten Lichter; aber links flimmerte noch das Leben der Uferstaßen, schwebten die Gondelschatten über das Wasser, zerrannen die Lichter darin, gellten die Dampfersignale, kreischten Menschenstimmen, klang Musik, Gesang, Rufe der Straßenverkäufer... Ich schlug mich in die Gasse. Vor seinem Absterben glühte da das Leben des Sommertages noch einmal auf. Die letzten Limonaden- und Austern-, Maulbeer- und Melonenverkäufer schrien, drängten sich mit ihren Körben durch das promenierende Volk, standen an den Tischen der Trattorien, öffneten den Biertrinkern die Muscheln, zählten die Beeren ab, schnitten die grünen Melonen in Streifen, daß der Saft des rosigen Fleisches auf die Straße strömte wie Wein aus Bechern. Tausend Fächer blasser, feuchtwangiger Mädchen schwirrten, Kinder, kaum bekleidet, saßen matt auf den Häuserstufen. Aus den schwarzen Kanälen stieg der Geruch des faulen Wassers, Obstschalen bedeckten die Brückenschwellen, aus dunklen Türen kam feuchte Kühle und daraus erstickter Gesang. Und wenn es, auf einer sanft gewölbten Brücke, still wurde, klang aus der unsichtbaren Tiefe eines Rio das Plätschern eines Ruders, das Schlürfen eines Gondelkiels und das Glucksen des Wassers, das fiel. Oben, zwischen den Häusern, zogen sich die schwarzen Samtbänder des Himmels hin, besetzt mit den Sternen, die vor Schwüle ermatteten.

Ich kam in die Hauptstraßen. Fast alle Geschäfte waren schon geschlossen. In den dunklen Schauläden glänzte Schmuck, leuchteten alte Stoffe, Bilder, metallene Gefäße und Statuen. Marmorköpfe drohten mit leeren Gesichtern, Möbel starrten, als wären sie eben in Grauen und Flucht verlassen worden.

Und plötzlich kam ein frischer Hauch daher, während es um mich stiller geworden war. Er kam und brachte eine sanfte Romanze von Bellini mit. Er kam aus den Portici der Piazza. Dort spielte noch die *banda municipale* bei flackernden Gaslampen, dort waren noch die Cafés besetzt und promenierten Volk, Fremde und die Badegäste, die vom Lido zum Konzert herübergekommen waren.

Eine halbe Stunde war um... Ich lief über den Platz, die Säulenhallen glitten, schwarz ausgeschnitten auf goldigem Grund, vorbei. In ihnen waren noch alle Läden offen; wie Kammern eines orientalischen Schatzhauses reihten sie sich da aneinander und flossen über von Perlen, Spitzen, Glas, Gold, Bronze, Marmor, Edelsteinen, arabischen Möbeln, antiken Stoffen, kostbaren Büchern und kandierten Früchten. Durch diesen Basar schlenderten die jungen Venezianerinnen mit bloßen Köpfen, gefolgt von den jungen Elegants, die Marinesoldaten, die Offiziere, die Ladys mit langen Schleiern, die Deutschen mit Brillen und Tiroler Hüten, die kleinen Französinen mit Autokapotten, indes der Wagen in Mestre wartete, und die vornehmen Italiener vom Lido, weiß und leicht in Seide gekleidet, mit Schleiern über den starren Frisuren, den englischen Strohhut im Nacken.

Ich bog um den Holzzaun des Kampanile, ein unbetretbarer Traum war San Marco;<sup>27</sup> und ein Gedanke, noch nicht ganz aus dem Erdschoß getreten, die Säulenfüße noch im Boden, lag der Dogenpalast da, und davor, ein Triptychon im Rahmen der beiden Säulen mit dem Löwen und dem heiligen Theodosius, breitete sich kühl, glanzbewegt, alle Sterne empfangend und verwischend, die Lagune...

Ein Dampfer rüstete zur Abfahrt, seine runden Fenster erhellten sich; von anderen Schiffen, von der Dogana, von der Giudecca, vom Molo, von überallher suchten Lichter umsonst ihr Bild im bewegten Wasser festzuhalten. Die Lagune war ein schwarzer Teppich, vom Wind aufgewühlt, bedeckt mit dem unruhigen Ornament silberner, goldener, roter, grüner

---

<sup>27</sup> Der *campanile* (Turm) von San Marco stürzte 1902 ein und wurde 1903-1912 mit den alten Steinen rekonstruiert.

Flammenzeichen. Die kleinen Dampfer zischten vorüber, das Wasser schlug hoch, die hundert Gondeln am Ufer schwankten, rieben sich knirschend aneinander, hundert mattglänzende Eisenschnäbel neigten sich zueinander, schienen sich zu verwirren, die Silhouette eines Gondolieres schob sich vorbei, der Wind drehte und brachte das Ritornell Bellinis mit, das Klatschen der Menge, die Schläge der Uhren, die von allen Seiten her ungezählt aufeinander folgen, und dafür verloren sich unhörbar hinüber nach San Giorgio die Schiffssignale, die Abfahrtszeichen der Dampfer und die Rufe der Schiffer, die mit erschlaffenden roten Segeln vom Hafen her zur Dogana steuerten.

Ich stieg in eine Gondel. Die Seele Venedigs ist die Bewegung dieses Gefährts, die weichste, unnachahmlichste, träumerischste, wehmütigste und hoffnungsloseste Bewegung der Welt. Man fühlt sich tot, aus dem Leben getragen in einem bisher unbekanntem Rhythmus, der sich sofort allem mitteilt, dem Körper, den Gedanken, Empfindungen, den Gefühlen. Diese weichste, sanfteste Bewegung hat die Macht, alles auszulöschen; man vergißt alles, Trauer wird wesenlos, Glück gegenstandslos, Zukunft gleichgültig, Vergangenheit ein weher Traum, die Gegenwart wird ein Zerfließen in namenlosen, fremden und bewußtlosen Genuß. Alle Glieder erschlaffen in dem Augenblick, wo sich die Gondel von den nassen Stufen löst, der eiserne Schnabel sich hebt und das Wiegen nach vorn, zur Seite, nach hinten, oben, unten beginnt. Das Leben wird Rhythmus, Rhythmus nicht von dieser Welt, die Bewegung in einem neuen Element... Flug?... Das Blut fließt neu, die Augen sehen anders, die Sinne nehmen Fremdes auf, die Nerven werden entblößt und zugleich mit Seide lind und süß bedeckt. Der Gondelführer hinten im Boot auf der Poppa ist unsichtbar, vielleicht fällt sein Schatten manchmal in die Gondel wie der des Engels, der uns hinaufträgt. Vor uns nur das Schwanken des Schiffsschnabels, Kanäle, die sich schließen, öffnen, Häuser, die zusammen-, auseinandergleiten, Brücken, die dunkel über uns dahinschwimmen, helle und dunkle Fenster, Loggien, Balkons mit Teppichen, Lampions, schattenhafte fremde Gondeln, Lichter im Wasser, Mandolinen, Lieder, Becherklirren, stumm vorüberziehende Menschen, Silhouetten am Ufer, auf kleinen Plätzen, die sich öffnen, Statuen, Reiterdenkmäler. - Und immer tiefer und dichter, während die tief im Schwarz liegenden Sterne heller werden, fällt Traurigkeit neuer Art nieder, das Gefühl der Schatten im Orkus, die abgeschieden über sich in der Sonne das glückliche Leben Ahnungsloser

spüren. Alle Besitztümer dieser Welt verlieren ihren Wert, Freundschaft ihren Sinn, Glück seinen Bestand, Liebe ihren Wahn, Hoffnung ihre Zuversicht, Mut seinen Atem, Wünsche ihre Kraft und Sehnsucht, Sehnsucht ihren Schmerz. Die Gondel ist die Wiege eines anderen Menschen; der alte gleitet hinweg in den Kanal, und wenn wir uns über den schwarzen Sargrand beugen, die Hände ins Wasser hängen lassen und in die dunkle Flut starren, so sieht vielleicht von unten der andere zu uns herauf, der abgeschiedene Mensch, unser verlorenes Ich mit seinen seltsamen, fast vergessenen Schmerzen, seinen ewig sehnsuchtsvollen Augen, seinen küssedürstenden Lippen und der blassen Stirn, die vor Verlangen nach einer kosenden Liebeshand immer mehr erbleicht. Aber in der Gondel liegt der neugeborene Mensch mit Schmerzen, die noch ohne Namen, Augen, die die neue Sehnsucht noch nicht geschaut, Lippen, die unberührt, und einer Stirn, die auf neue Morgenröten wartet... Der engste Kanal wird zum uferlosen Meer. Allein treibt man in der Mitte der Unendlichkeit, glückloser Überwinder alles Irdischen, sehnsuchtslos Befreiter, zurückgekehrt in den Urzustand eines Kraftteilchens Bewegung, in den Urzustand des Rhythmus. Im Anfang war der Rhythmus...

Es ist eine sehr schmerzliche Rückkehr auf die Erde, wenn man festen Boden betritt und seine Füße regt, indes die Seele noch im Schwanken der Gondel hängt. Die Dinge brauchen lange Zeit, bis sie wieder Einlaß in unsere Sinne finden...

Als ich den Bahnhof betrat, war es zu spät. Der Zug war fort, und ich mußte vier Stunden auf den nächsten warten. Aber es schien mir unmöglich, den Zauber der einzigen Stunde zu zerstören, indem ich ihn erneute. Sollten alle Bitterkeiten umsonst gekostet, alle Seligkeiten zu schnell ergriffen worden sein? Durfte ich der holden Tragik der einen allein gegönnten Stunde die Posse folgen lassen, daß das schmerzlichste Adieu durch ein neues Wiedersehen aufgehoben wurde?

Ich beschloß, das Opfer schöner Konsequenz, die neuen vier geschenkten Stunden auf dem Bahnhof zu bleiben. Neben mir, auf einem Bogen Papier, Melone, Feigen, Trauben und Pfirsiche und frische Mandeln, setzte ich mich auf die Stufen an der Bahnhofstür, vor mir, hinter dem Nachtschleier, die düstere Häuserreihe des anderen Ufers, die hohe durchbrochene Brücke, Kirchentore und Kuppeln, Gassenhöhlen und stille Lichter oben, unruhige

unten im Wasser. Das Leben verstummte schnell, die letzte Lokomotive piff. Und dann kamen die zwei Stunden von Mitternacht bis zum ersten kühlen Hauch des noch unsichtbaren Tage, wo ich Venedigs tiefste Stille genoß. Kein Dampf piff mehr, kein Ruder plätscherte, keine Stimme mehr schwang sich mit hellem Ruf über die Brücken, keine Mandolinensaite zirpte. Nur das Wasser, das noch immer fiel, stieß manchmal einen Seufzer aus, den schwachen Laut eines Schlafenden, der von ungemessenem Glücke träumt. Und dann, einen Schauer der Einsamkeit weckend, kam von drüben, vom anderen trüben Ufer her, ein Geräusch voll Traurigkeit: zwei nasse, kalte Gondelleiber, die sich aneinander rieben, vergeblich, gefühllos, unfähig zu empfinden. - So saß ich vier Stunden der Nacht im Herzen der venezianischen Stille, in langsam sich erhebender Kühle, hart am Rande der Stadt, wo die dumpf glänzende Lagune beginnt, in der sich das finstere Gebirge des Festlandes spiegelt. Und ich gedachte einer anderen Frühlingsnacht, da ich mein Haus verlassen hatte, meine Stuben oben über dem Gipfel von San Salvatore, und, sehnsüchtig nach Schlaf am Wasserrand und unter offenen Sternen, hinuntergestiegen war zur Piazzetta, an den Molo, zwischen die Reihen meiner Freunde, der schlafenden Gondoliere. Sie schliefen auf ihren Mänteln, in Decken gehüllt, am Fuß der Flaggenstangen und Säulen, auf den Bänken in den Arkaden des Dogenpalastes, auf den Schwellen von San Marco, auf den Stufen der Prokurazien, im Schatten der Bibliothek und des Schlosses. Und andere lagen, Mann an Mann, wie ruhende Robben, am Molo, hart am Uferrande, auf den kalten Steinen, die Jacke unterm Kopf, und schliefen dort, während zu ihren Füßen die immer ruhelosen Gondeln schwankten. Und in der grenzenlosen Stille der Arkaden, der Plätze und Brücken, der Lagune und des Himmels stieg auf und nieder der hundertfache Atem der schwarzen Schläfer, der heiße Dunst der hundert starken, schlanken Leiber, ertönten die dumpfen Laute schwerer Träume, der Schrei eines Alps, das kindliche Lachen einer glücklichen Vision. Und die schwarzen, regungslosen Leiber erschreckten bisweilen durch eine plötzliche Bewegung, in der sie aufs neue erstarrten, ein weißes Gesicht wendete sich dem Laternenschein zu, öffnete die Augen und versank schon wieder im Traum. Der Wind kam vom Meer, hob Wellen und Gondeln, blies um die Säulen, pustete in die Flammen, daß ein zuckendes Gespensterlicht über diesen Schläferhaufen lief. Dort legte ich mich in die Reihe der Schlafenden am Ufer, meine Jacke zusammengerollt unterm Kopf, bisweilen bespritzt von den aufklatschenden Wellen. Aber ich vermochte nicht, mich

aus dem dunklen Zauber dieser Nacht zu reißen und den unbekanntem Träumen des Schlafes hinzugeben. Ich lag mit offenen Augen da und sah, wie bisweilen ein Schläfer sich aufrichtete und nach den Sternen blickte oder nach den Gondeln, oder wie ein anderer sich fester in seinen Mantel hüllte, oder ein anderer in Traumesfurcht die Arme ausstreckte und sich zu dem ruhig fortschlafenden Nachbarn hinzog und ihn umarmte und sich an ihn drückte; oder wie jener, erwacht und schlaflos, sich aufsetzte, seufzte, um sich sah, die Schultern hob, den Kopf senkte, auf die Lagune starrte, in die Nacht hinein; oder wie dieser aufstand und fortging, zum Trunk, zum Weibe, zum Raube. Aber schließlich, in der langen, schwarzen Frühlingsnacht, in dieser tiefen Stille der Welt, da nur Schläferatem ging und Wasser schlürfte, schlief ich ein.

Und ich mochte noch nicht lange geschlafen haben, unter dem kühlen Wind, im einschläfernden Dunst meiner Nachbarn, da stieß mich leicht ein Fuß an die Schultern, und wie ich aufblickte, stand da ein junger Mensch, ein Deutscher, und beugte sich hinunter zu mir, lächelte sanft und wie um Vergebung bittend und sagte in schlechtem und zaghaftem Italienisch: "Entschuldigt, daß ich Euch weckte. Aber habt Ihr eine Gondel und wollt mich bis zum Morgen fahren? Erst durch die Stadt und dann zum Lido in der Morgenröte?"

Da mochte ich ihm seine holde Träumerei nicht zerstören und gestehen, daß er an einen Amateur geraten sei, und ich tat unwillig und sagte barsch, in venezianischem Dialekt: "Ach, gehen Sie, lassen Sie mich schlafen! Da, nehmen Sie einen andern! Da sind so viele." Aber als ich ihn ganz bestürzt dastehen sah, über mich geneigt mit seinen liebevollen, glänzenden Augen, tat er mir leid, und ich fügte hinzu, langsam und in reinem Toskanisch, um verstanden zu werden: "Auch habe ich nur eine große Barke, keine Gondel. Und jetzt, bei Flut und Wind, kann ich sie allein nicht führen; aber mein Kamerad ist drüben bei San Zanipolo mit seiner *fanciullina*. Überhaupt, jetzt wird Sie keiner gern rudern mögen. Warten Sie doch - "

Aber da sagte er sehr leise auf deutsch: "Es ist meine letzte Nacht - "

Ich mußte so tun, als verstände ich nicht, und sagte: "*Ah, ni La capisco, signorino. Ma, si vuole ad ogni modo, prego, prende un altro là.*"

”Nein”, sagte er und richtete sich langsam auf. ”Du gefielst mir vor allen. Wie heißt du?”

”Zorzi, Herr, wie man hier sagt. Aber Giorgio daheim, in Orvieto, wo ich herstamme. Kennen Sie Orvieto, das oben auf seinen steilen Felsenmauern liegt wie ein Raubvogelhorst, und auf den Wanderer, der sich der Stadt nähert, fällt ihr Schatten, noch ehe er ihre Glocken hören kann, die sich immer in den Himmel hinauf verlieren?”

”Nein,” sagte der Deutsche, ”und ich werde es nie kennen lernen. Ich kam bis Venedig, und hier ist es zu Ende. Wenn wir draußen noch so glücklich waren, hier wissen wir: es ist Lüge. Und die Last, die uns draußen stark machte, drückt uns hier zu Boden, drückt uns den Kopf unters Wasser, aus dem die Hoffnungslosigkeit unserer Träume heraufschimmert. Draußen liebte ich sie und wurde geliebt; aber hier wartet sie jetzt im Hotel auf mich und sitzt im Bett und lauscht darauf, daß ich die Klinke niederdrücke; aber ich vermag nicht mehr, zu ihr zurückzukehren und den allzu lebendigen Schlag ihres Herzens zu hören: denn hier habe ich die Offenbarung erhalten von der Hinfälligkeit alles Lebens und der Vergänglichkeit aller Gefühle. Und ich habe nicht mehr den Mut, das eine oder andere nochmals auf mich zu nehmen. Wie ist es hier, im Schoß des Todes, wohl möglich, sich dem Leben hinzugeben? Meine Lippen sind erkaltet und regungslos, mein Blut kühl geworden, meine Glieder kraftlos und meine Liebe ohne Vermögen. Allzu tief sehen Tod und Ewigkeit uns hier an. Nie mehr verläßt uns der Grabeschauer, mit dem diese Wasser uns anhauchen. Wer einmal in diese Unterwelt hinabstieg, vermag nicht mehr, ins Leben zurückzukehren. Ich hörte die Türen zufallen und fühle mich einen Genossen dieser ewigen Schatten.”

Und er zeigte auf die Schläfer ringsum, auf die eingeschlafenen Gebäude, die gesenkten Kuppeln und scheinbar zusammengesunkenen Türme. ”Kehre, wenn möglich, bald zurück, woher du stammst, nach Orvieto auf der Höhe, und schaue nach den Wanderern aus, über die schon längst der Schatten der Stadt fällt, ehe sie noch ihre Glocken hören. Rette dich aus dieser Verstrickung des Todes hier. Ich bin schon gelähmt von der Melancholie der Stadt. - Du siehst mich an und hörst mir zu, als verstündest du mich. Und doch rede ich deutsch und du die schönere Sprache. Aber es gibt wohl eine Verständigung jenseits der Worte, und du siehst die Geschichte meines

Lebens auf dem flachen Grund meiner deutschen blauen Augen. Die deinen sind braun wie diese Nacht, und ebenso voll von geheimnisreichem Funkeln. Du dunkler Schläfer, ich mußte dich wecken, um zu dir zu reden. Aber mir ist, ich hätte nicht zu einem der Schatten hier ringsum gesprochen, sondern zu einem wunderbar vertrauten Fremden. Ich habe dich sonderlich lieb, du kennst mich trotz aller Worte, die ja nur lügen und verbergen, und ich gebe dir meine Hand. Du hast eine weiche, feine, leicht gebräunte, und dir fehlt der Ring, den alle Niederen tragen. Wer bist du? Woher kommst du? Woher stammen deine Augen und dieses Lächeln jetzt? Wer hat dich mir entgegengeschickt? Wer befahl mir, dich zu wecken, der du mir nicht fremd bist, aber wohl ein Fremdling unter den Schläfern hier? Welches ist deine Gondel? Ist sie schwarz und hölzern oder weiß und körperlos, eine Wolke? Bist du ein Engel und bestimmt, meine Hand nicht mehr loszulassen und mich aus der Unterwelt zurückzuführen, hinauf in die Sonne, wo mein Blut wieder erwärmt und ich wieder an die Liebe glaube?"

Aber ich ließ seine Hand los, und sogleich ging er davon, die Riva hinauf, über die Brücke, hinauf, hinab, und entschwand mir...

Am nächsten Tage, am frühen Morgen, fanden Schiffer, die zum Fang aufbrachen, draußen in der Lagune, bei San Lazzaro, die Leiche eines Fremden, die die Flut dahin getragen hatte. Ich sah sie, wie man sie ans Land trug: es war der junge Deutsche, der in der letzten Nacht mich geweckt und sich über mich gebeugt hatte, um sein Herz zu befreien, ehe es still stand. Die Stadt hatte ihn getötet, die große grausame Liebeskünstlerin und Mörderin, die denen, die sich verzweiflungsvoll inbrünstig an ihren Leib pressen, langsam den wollüstig zögernden Dolch in den Nacken bohrt. Wenn ich seine Hand nicht losgelassen hätte...

An diese Nacht mit ihrem traumhaften Erlebnis dachte ich, als ich in tiefster Stille auf den Stufen des Bahnhofs saß, über dem Kanal Grande, und wartete. - Die Schwüle löste sich langsam auf in eine laue, feuchte Luft, und das Wasser begann zu steigen. Mit neuen, schneidenderen Seufzern, mit ängstlich kurzem Glucksen, mit dem jähen klingenden Aufschnellen einer Welle. Und drüben rieben sich lauter, knirschender, wie verweifelter, die Gondelleiber aneinander, und ich sah ihre Schatten auf und nieder schwanken, als bemühten sie sich, miteinander ringend, aufeinander zu steigen und sich zu überwältigen. Aber sie waren das einzig Bewegte.

Brücke und Häuser standen starr. Und als es mir schien, daß schon die Sterne verblichen, hörte ich von den Geleisen her den ersten Atem des aufsteigenden Dampfes, Räderrollen, schwache Signale und, über die Lagune wehmutsvoll verklingend, den Pfiff einer Lokomotive. Da schien mir die Stadt, dieser breite, stille, dunkle Kanal, so sehr von Traurigkeit zu schwellen, daß ich aufstand, meine Früchte über die Stufen rollte, auf das Ufer, ein unverhoffter Fund für den ersten ausschreitenden Armen, und mich im Innern des Gebäudes verbarg. Dort war ich sicher vor den Beklemmungen der Stadt. Und die verschlafenen Beamten kamen, die ersten Reisenden, die Schalter öffneten sich, erstes Tageslicht quoll durch die trüben Fenster, Züge rangierten, Rauch schlug durch die Türen, Kaffeeduft strich vorbei, Händler entströmten dem Bahnsteig, in den der erste Zug eingelaufen war; und der zweite trug mich fort...

Als er die Mitte des Dammes erreicht hatte, vergaß ich mich und trat an das Fenster. Das Meer war ein silberner gewellter Spiegel und eine silberne Kuppel der Himmel, das Festland ein grüner Uferstreifen am glücklichen Horizont des Westens. Aber im Osten, hinter den Türmen der Stadt, sprengte plötzlich die Sonne den Raum. Ein unerträglicher Glanz sprang hervor, verzehrte Türme und Kuppeln und Dächer und Inseln, verzehrte Meer und Himmel. Und die ganze Welt war dieser einzige Glanz, vor dem ich die tränenden Augen schloß.

**Michael Helming: Sehnsucht auf allen Wegen**

Kurt Münzer und seine Figuren -  
*Neue Menschen auf der Suche nach Erlebnissen*

Es fröstelt stets ein wenig, selbst im Sonnenschein. Eine seltsame Unsicherheit liegt über allem, eine lichtschwache Zeitenwende. Die Dinge können noch so schillernd beschrieben sein, etwas in ihnen ist ausgewaschen, fahl, bleich. Wo Brückenpfeiler sich aus blassem Dunst lösen, da erscheint eine Stadt. Tinte kann ebenso blass sein, eine Kerzenflamme, ganze Landschaften und die Milchstraße. In dieses Universum schreibt Kurt Münzer mit Herzblut eine Menschheit hinein, die den Dingen gleicht; Annäherung entgleitet ihr zur Anpassung, gegen die sie sich einerseits sträubt und an der sie andererseits zerbricht. Das sind keine Automaten, sondern Charaktere, in eine sich rasch verändernde Zeit geworfen, und die damit einhergehende neue Ordnung produziert Chaos. Als Personen funktionieren sie, oft gegen ihren Willen oder ohne ihr Funktionieren auch nur zu ahnen. Dann suchen sie plötzlich den Ausbruch, eine Korrektur, die Tat. Andere hingegen haben sich dem, was sie als Schicksal begreifen wollen längst schon ergeben: "Der wilde Indianer wischte sich Schminke und Tätowierung ab und wurde ein blasser, armer, stiller Mensch, der vielleicht glückliche Jugend, schuldlose Sünde, unfreiwillige Abenteuer seines Lebens überdachte." Manchmal beschattet ein brauner Hut ein fahles Gesicht. Ganz gleich jedoch, ob milde, alte Dame, feuchtwangiges Mädchen, schüchterner, ängstlicher Jüngling oder Herr, den Lebenden fehlt es an Farbe, denn Münzer setzt die Pigmente geschickt außerhalb seiner Figuren. Einen dunklen Teint sehen wir bei Zigeunern und Südländern. Das nord- und mitteleuropäische Personal bleibt durch alle Klassen bleich, dürr und ausgezehrt: Arbeiter, Bürgerliche, Adelige,

Künstler und Beamte. Alle sind sie irgendwo wie lichtscheue Insekten mit ihren Spinnenfingern und Spinnenbeinen. Natürlich steht da nebenbei auch ein Schönheitsideal auf der Kippe, stellvertretend für eine komplette Gesellschaftsordnung. Noch um 1900 galt die sprichwörtliche, *edle Blässe* als schick, doch bald nach dem Ersten Weltkrieg dachte man über Armutskrankheiten wie Rachitis und Blutarmut nach, entdeckte Ernährung, frische Luft und Licht als gesundheitsfördernd, half bei Lichtmangel sogar mit UV-Strahlen aus der elektrischen Höhensonne nach. Der Bräunungseffekt strahlte Vitalität und Sportlichkeit aus, ein Trend, den die Kosmetikindustrie rasch aufgriff. Die Ideale änderten sich - wie alles.

Von den neunzehn in diesem Band versammelten Texten erschienen fünfzehn erstmals zwischen 1920 und 1922, lediglich drei während und nur einer vor dem Ersten Weltkrieg. Das alte Feudalsystem ging rasend schnell in Niederlage und Revolution unter, wobei die Bevölkerung politisch unmündig blieb, mit demokratischen Freiheiten nichts anfangen wollte oder konnte. Wie sollte letztendlich auch jeder Einzelne, anstelle von Gott und Kaiser, für den Zusammenhalt der Gesellschaft verantwortlich sein? Man sehnte sich nach klaren Hierarchien, nicht nach mannigfaltigen Diskursen, denn der Alltag war in seiner Einfachheit ohnehin kompliziert. Man lebte mit Reparationen, Inflation, Armut und allgemeiner Unsicherheit, begleitet von einem diffusen Glauben, teils an den alten Gott, teils an einen genauso mächtigen Fortschritt. Wo die einen sich von letzterem lediglich verbesserte Lebensumstände erhofften, gefördert durch rasante, technische Entwicklungen, da hielten andere ähnlich tiefgreifende Umwälzungen auch für Geist und Seele erreichbar. Manche wandten sich vielleicht dem Okkultismus oder der Psychoanalyse zu. Andere folgten entweder einer gefühlten Tradition, dem nationalen Mythos oder einem der unzähligen neuen Ismen. Bemerkenswert, dass Münzers Figuren, besonders in der Kunst, in der Malerei oder in der Musik, mehrheitlich eher an althergebrachten Betrachtungen zu hängen scheinen.

Eine auffallend große Anzahl der fiktiven Erzählungen - sie sondern sich mir beim Lesen auch emotional sehr deutlich von den Essays, beziehungsweise Reiseberichten ab - wird von Frauenfiguren dominiert, die gleichermaßen aus der Arbeiterklasse, aus der Mittel- oder Oberschicht stammen können. Wenn sie nicht ganz offen Künstlerinnen sind, dann sind sie es auf irgendeine verborgene Weise, denn mit der Kunst ist es Münzer

immer ernst. Kunst ist für ihn zwar stets Empfindung, doch weiß er sie in Kontakt und sogar in Kombination mit Logik, mit klarer Form und Hermeneutik. Er spürt mit allen Sinnen, was er sieht, und er weiß seine Empfindungen auszudrücken. Kunst ist bei ihm nie *Albernheit* (A. Breton), wie im Dadaismus oder bei manchen Surrealisten. Für diesen Grundsatz zahlt mancher Text in seiner Wirkung einen gewissen Preis: Weder Sprache noch Handlung wirken da auf den ersten Blick sehr modern. Die Damen tragen keinen Bubikopf, rauchen nicht in der Öffentlichkeit, technische Neuerungen wie Autos oder Telefon spielen kaum eine Rolle - allenfalls noch die Eisenbahn, die trotz ihrer Geschwindigkeit etwas altvertrautes darstellt. Stattdessen geht es eben oft um Kunst und um ihr Begreifen. Wo die Gestalten praktisch einen Alltag zu meistern haben und dafür ihre Gefühle zurückdrängen müssen, da steht nicht selten ein (mehr oder weniger vergeblicher) Ausbruchsversuch an. Münzers Figuren gehen auf Distanz zur materiellen Welt. Sie wenden sich Seele und Geist zu, ohne jedoch dabei wirkliche Erlösung zu finden. Kurt Münzer setzt das Altvertraute geschickt dem Neuen entgegen, wie ich vermute, um das seelische Vakuum des Umbruchs zu zeigen, eine Art Osmose des Bewusstseins, eine sehr stark empfundene Diffusion. Dabei haben die Texte durchaus moderne Züge, denn was an technischen Neuerungen materiell fehlt, ist sprachlich durchaus vorhanden. Allein das Wort *Erlebnis*. Damals ein Modewort, wie für uns vor kurzem noch *virtuell* oder *Web 2.0*. Das Wort *Erlebnis* taucht in diesem Buch über zwanzig Mal auf, leitet die Sammlung sogar ein und verweist auf ein inzwischen vielleicht zeitloses Problem: Damals wie heute ackert sich das Individuum an seiner Selbstfindung ab, ohne hierfür über ein auch nur halbwegs gesichertes und in wenigen Worten erklärbares Konzept zu verfügen. Das Individuum memoriert märchenhaft, *es war einmal* Teil eines großen Ganzen und es erlebt nun sein aktuelles Alleinsein, dicht am Abgrund der Einsamkeit. Vor ungefähr einhundert Jahren zerfiel das geordnet Ord nende, das als Einheit gedachte und auf Ewig angelegte, zur diffusen Masse. Vermutlich begann dieser Zerfall, das Erlahmen sozialer Bindungskräfte mit Privatisierung und Entzweiung, bereits mit Kant oder Hegel, mit dem Versuch, Religion durch Vernunft zu ersetzen, jedoch blieb der Alltag der meisten Menschen von den Folgen dieser Entwicklung zunächst noch lange unberührt. Substitutionsangebote bildeten sich in Form von Fortschritt und (einer in Deutschland "verspäteten") Nation heraus. Wo steht nun das Individuum,

das (einzige?) Ego, als Teil dieser Masse? Soll es jetzt den *Neuen Menschen* darstellen, wie Otto Freundlich ihn 1912 als grobe und kantige Skulptur erschuf, um einen geistigen Neubeginn zu symbolisieren? Möglicherweise. Wenn auch in anderer Gestalt. Oder ist es gar ein Abguss von Nietzsches leibhaftigem *Übermenschen*? Wohl kaum. Inzwischen spaltet sich das Ego selbst, (z)ersetzt sich durch Konsum und mediale Selbstreferenz. Das Ego gleicht dem einst unteilbaren Atom, an dem Physiker stets neue Teile entdecken oder zumindest vermuten. Das Individuum erlebt unendlichen Regress, beschleunigte Entropie und mancher Zirkelschluss. So potenzieren sich die Versionen und Visionen des *Neuen Menschen* permanent, zu individualisiertem, kommuniziertem, kosmetisch, chirurgisch und genetisch gepimptem, Leid, Elend und Tod verdrängendem Erleben. Reste von Mitgefühl gehen in Selbstmitleid unter. Zeitdiagnostik erreicht Zeitlosigkeit. Die seelische Leere von heute ist der damaligen wohl verwandt, denn ein grundlegender Nihilismus hat scheinbar unauslöschlich Bestand. Empfindungen, die mit der Konstruktion eines virtuellen oder digitalen Egos verbunden sind, und die nicht nur in sozialen Netzwerken problematisch werden (Lebensläufe, Interessen und Freunde, die wir präsentieren, obwohl wir tief in unserem Inneren wissen: „Das bin nicht ich!“) lagen vor hundert Jahren noch in den Tiefen der Seele verborgen. (Wie tragisch verloren ist doch in dieser Hinsicht Münzers Personal!) Die Quintessenz dieser Sehnsucht nach individuellem Erleben ist tatsächlich zeitlos: Wer bin ich? Wo stehe ich und wo will ich hin?

Das Leben der Fanny Bitterlich, einer RechtsanwaltsGattin und Mutter von vierundzwanzig Jahren, wird von stets wiederkehrenden Ereignissen dominiert, nicht von eigenständigen Erlebnissen. Aufwachen, Frühstück um acht Uhr, dann ein Buch aus der Leihbibliothek. „Sie las den ganzen Tag, sie hatte nichts anderes zu tun.“ Das ist zwar einerseits behütete Sicherheit für eine Frau aus gutem Hause, doch andererseits eben auch Monotonie, ein Leben im Hamsterrad. An einem Maitag klopfen Zigeuner an der Haustür und ein „junger, schöner Bursche, der lächelte“ fasziniert Fanny so, dass ihre Seele aus ihr ausbricht. Das „ungenutzte Leben“ in ihr wird angeregt und es wird sie zum Handeln drängen. „Und Fanny sah dem Zigeuner in die rätselvollen Augen, die ein Abgrund waren an süßer Gewalt, an fremdem Rausch.“ Der inzwischen längst politisch unkorrekte Begriff Zigeuner steht in Europa nicht nur für Vorurteile, für Sesshaftigkeit versus Nomadentum, sondern auch für das Fremde, Geheimnisvolle und Unheimliche, für das

Andere an sich. Wir sehen das noch deutlich im Englischen, wo das Wort für Zigeuner (gypsy) verwandt ist mit dem Wort für ägyptisch (egyptian). Die ägyptische Kultur galt lange als rätselhaft, höchst unheimlich und förderte manchen Irrglauben. So wurden beispielsweise Mumien, da man ihnen Heilkräfte zuschrieb, pulverisiert und zu Medikamenten verarbeitet. Der Zigeuner ist also ein Symbol für das Unbekannte und Unergründliche, für das genaue Gegenteil von Fannys Alltag. Der Konflikt ist da. Mittag- und Abendessen werden noch wie gewohnt eingenommen, das Leihbibliotheksbuch zur Rückgabe bereitgelegt, die Uhr aufgezogen, doch dann verlässt Fanny Bitterlich das Haus. "Sie spürte jedes ihrer Glieder mit Wonne, und das Spiel der Gelenke war wie Glück eines Akrobaten, der hemmungslos arbeitet, oder wie Rausch eines Künstlers, der ein Instrument meistert." Nun verlässt sie ihre gewohnte Umgebung, das *Erlebnis* beginnt. Im Dunkel eines Torwegs trifft sie den jungen Zigeuner und geht mit ihm davon. Tatsächlich selbstständig ist sie dabei allerdings nicht. Sie hält sich schweigend an der Hand des Burschen, begibt sich von einer Abhängigkeit in die andere. Sie bricht mit dem Zigeunertrupp auf, wandert Stunde um Stunde durch die Nacht, bis der Hauptmann an den Jüngling herantritt, heftig und laut mit ihm spricht, in einer Sprache, die Fanny nicht versteht. Schließlich wird sie auf der Landstraße zurückgelassen, sie "tauchte aus dem süßen Abgrund seiner Augen auf und erschauerte vor der Kälte des nackten Lebens." Das ist ihr *Erlebnis*: eine Robinsonade, gestrandet im Leben. „Sie wußte, dass sie verstoßen war, dass man sie aussetzte, weil man die Polizei fürchtete. Das Gesetz der Menschen erlaubte ihr nicht, ihr Göttliches auszuleben, ihr Heiliges zu erfüllen.“ Nun muss sie allein zurück wandern, schwebt dabei zwischen den Welten, an der Wirklichkeit (und damit am Wert?) ihres Erlebnisses zweifelnd: "Sie wußte nicht, ob sie im Traum gegangen war, schlafwandelnd, oder wirklich wach und lebend." Todmüde und mit wunden Füßen erreicht sie die Stadt, wo sie sich sofort wieder in ihren bürgerlichen Alltag stürzt, mit dem Gedanken schließend, der Rest ihres Lebens würde "die ewig gleiche, nie mehr gestörte, nie mehr verwirrte Wiederkehr des immer selben sein." Diese Gewissheit ist natürlich weniger Geborgenheit als Resignation, ein gescheiterter Ausbruch, die kleinlaute Rückkehr ins Heim, ein sich Fügen in die bequeme Langeweile.

‘Das Erlebnis der Fanny Bitterlich‘ erinnert mich an den Plot des Stummfilms ‘Die Straße‘ von Karl Grune aus dem Jahr 1923. Dort entflieht ein Mann dem heimischen Wohnzimmer, just als seine Frau die Suppe

aufträgt. Er geht nicht zu den Zigeunern, sondern ins Nachtleben mit Gaunern, Spielern und Prostituierten. In dieser ihm fremden Welt bekommt er prompt eine Straftat angehängt und landet im Gefängnis. Kurz bevor er sich in der Zelle umbringen kann, wird er entlastet und freigelassen. Auch er kehrt mit Tagesanbruch heim und seine Frau serviert die Suppe, als hätte es ihn nie fortgezogen. Münzer und Grune erzählen keine grundsätzliche Angst vor Veränderungen. Freiheit wird versucht, allerdings treten dabei bedrückende Hindernisse und Gefahren auf. Soll man es fortan also überhaupt noch riskieren, vor die Tür zu gehen? Zieht man sich nicht besser zurück in die eigenen vier Wände? Während Grune mit moderner Tricktechnik aus der Wildnis der Stadt erzählt, bleibt Münzer bei klassischen Symbolen und einer linearen Erzählweise. Keine Brüche, kein Kamerablick, immer ein wenig dichter an der alten Welt, als ob etwas davon dringend zu beschreiben, zu erhalten sei, wie ein Märchen, eine Sage, ein Mythos, oder sogar ein magisches Handwerk, eine Kunstfertigkeit, etwas, was nicht dem Vergessen anheim fallen darf. Münzer trennt sich eben nicht gern von einer Welt, in der Träume noch etwas gelten. In seinen Wandertexten wird das noch deutlicher werden.

‘Das Krawattenfräulein‘ variiert ‘Das Erlebnis der Fanny Bitterlich‘, bereichert es um eine Perspektive, um einen Ausblick auf das Machbare, auf Veränderungen innerhalb des Gewohnten. Das Fräulein verbindet ihre Anstellung als Verkäuferin in einem Geschäft für Herrenmoden mit Dienstleistungen, die man wohl in die Nähe von Prostitution rücken darf, es sei denn, man unterstellt dem Fräulein arge Naivität, doch das tue ich nicht. Bürgerliche Doppelmoral bringt Münzer auf eine einfache Formel: ”Die Männer kaufen nicht Krawatten und Handschuhe, sondern ein Amusement mit der Verkäuferin.“ Da das Fräulein mindestens zwei Verehrer hat, einen Baron und einen Leutnant, kann sie sich nun selbst feinste Kleidung leisten, wobei ihrer Mutter natürlich nicht entgeht, auf welchem Fuß die Tochter plötzlich lebt. Jahrzehnte vor der Pille bleibt eine ungewollte Schwangerschaft nicht aus und im Umgang mit dieser gesellschaftlich verwerflichen Tatsache zeigt das Fräulein letztendlich Mut und Durchsetzungskraft. Kein Gott soll die Sache richten. Das Fräulein hat eine Entscheidung getroffen und beginnt nun, mit den Konsequenzen zu leben, sich ihre Welt (entgegen den Konventionen) einzurichten. Eine Abtreibung kommt für sie nicht in Frage, obwohl Oma in spe doch dringend dazu rät. Beide fraglichen Väter zahlen unter der Hand eine gewissen Summe, damals

in solchen Fällen durchaus üblich, denn auch die Herren hatten ja einen Ruf zu verlieren. Der bald frisch gebackenen Großmutter ist das neue Sparbuch jedoch immer noch ein wenig zu leicht. Sie schlägt vor, das Neugeborene von einer in solchen Dingen kundigen Frau unauffällig töten zu lassen, doch stößt sie auch hier auf den Widerstand des Fräuleins: "Nie geb ich's her! Nein, Mutta! Es ist meins, und ich will's behalten!" (Madonna führte noch 1986 dem Papa in einem ihrer Songs gegenüber ganz ähnliche Worte im Munde.) Die Großmutter macht sich derweil Sorgen um die gesellschaftliche Zukunft des Fräuleins: "Aber wer wird dir denn nehmen mit so'n Balg?" Allerdings schätzt sie die Pläne der jungen Mutter falsch ein, denn die will gar keinen Mann, sondern lediglich das Kind. Der Prototyp einer alleinerziehenden Mutter. In den Zwanzigerjahren offiziell noch absolut unmöglich, wird der Lebensentwurf hier durchgezogen. Die Großmutter passt aufs Kind auf, das Fräulein geht wieder arbeiten, hat noch die eine oder andere Liebelei, ist aber besonnen und vorsichtig, so dass ihre Tochter keine weiteren Geschwister bekommt. Nach dem Tod der Großmutter verlegt sie sich auf Heimarbeit, "ernährte sich und ihr Mädchen dürftig, aber ausreichend." Dabei ahnt sie nicht, wie es im letzten Satz heißt, dass sie ihre Tochter nur dazu erzieht, damit sich ihr eigenes Geschick wiederholt. Die Mutter ist bekanntlich eine Figur, die Münzer durch sein ganzes Werk hindurch immer wieder idealisiert. In diesem Fall steht die Mutter der traditionellen Familienidee fern. Sie will autonom bleiben, sich und ihr Kind versorgen und vielleicht sogar eine neue Tradition der Eigenständigkeit begründen: "Heiraten mochte sie nicht, obschon erst ein Schlosser, dann ein Tapezierer, ein Monteur und zuletzt ein Bäcker sie dringlich beehrten." Im Gegensatz zu Fanny Bitterlich findet das Krawattenfräulein eine gewisse Zufriedenheit in isolierter Selbstständigkeit. Der Ausblick in die Zukunft scheint nur auf den ersten Blick trist: Sie erzieht ihre Tochter, "damit sich ihr eigenes Geschick, mit einer kleinen Nuance vielleicht, zum andern Mal wiederholte..." Was wird sich da wiederholen? Früher bot die Wiederholung des ewig Gleichen eine gewisse Sicherheit, also repräsentiert die Möglichkeit der Wiederholung auch hier die Hoffnung auf Geborgenheit und Glück. Da das Verhältnis, ja der Zwiespalt, zwischen Rückkehr und Erneuerung in jenen Jahren viele Menschen beschäftigte, verwundert es kaum, überall auf betreffende Gedanken und Darstellungen zu stoßen. Zwischen 1918 und 1922 stellte Oswald Spengler sein Konzept einer zyklischen Weltgeschichte vor. 1919 veröffentlichte Paul Kammerer seine

Gedanken zu einem kausalitäts-unabhängigen Prinzip der Serialität (‘Das Gesetz der Serie’) mit dem er die Manifestation eines universellen Naturgesetzes hinter Zufällen beweisen wollte. Gedanken, die Carl Gustav Jung Jahre später zum Prinzip der Synchronizität führen sollten. Wir wissen nicht, ob aus der Tochter des Krawattenfräuleins auch eine alleinerziehende Mutter wird. Wir wissen nur, sie kommt mit einem alternativen Mutterbild in Berührung. Das klassische Familienideal wird ihr trotzdem nicht verborgen bleiben und wenn ihre Mutter sie zur Selbstständigkeit erzieht, wird sie eines Tages vielleicht selbst wählen können, wie sie ihr Leben erleben will.

In der vorliegenden Auswahl stoßen wir auf Frauen, die zugleich stark und zerbrechlich sind. Sie wissen, was sie wollen und dabei sind sie manchmal sogar skrupellos. Vielleicht nur im Affekt? Oder ist es ihnen vorsätzlich gelungen, ihr wahres Gefühlsleben vor ihren Mitmenschen zu verbergen? In der Erzählung ‘Leidenschaft’ begegnet uns da eine Opernsängerin, die durch den Unfall einer Konkurrentin endlich an die ganz große Rolle gerät. Leider liegt ihr langjähriger Gönner und Geliebter, der alte Fürst, zufällig im Sterben und er verlangt, sie noch einmal zu sehen, ein Wunsch, den sie nicht abschlagen kann. Allerdings verpasst sie ihren großen Auftritt, falls er nicht schnell genug stirbt, weshalb sie dem Ende ein wenig nachhilft. Ihre Leidenschaft ist allein der künstlerische Triumph, für den sie alles und jeden verrät, eben auch den Fürsten, der sie in seiner Leidenschaft sogar zur Erbin gemacht hat. ”Ich töte dich! Wie darf ich deinen letzten bewussten Stunden meine Zukunft, mein Leben opfern? Ist deine Sterbestunde meinen Ruhm wert?“ Sie sieht sich unter Zugzwang. Wenn das Leben den Moment der Entscheidung bereithält, darf man nicht zögern. Für diesen Augenblick des Zugriffs auf einen möglichen Triumph opfert sie mehr als nur das Erlebnis eines Abschieds.

Eine andere Opernsängerin, Irene, jung zu Ruhm gekommen, begegnet uns in ‘Die Wahl’. Irene ist vom echten Leben ausgeschlossen, da sie, wegen eines Herzfehlers, durch ihre energische Tante Aglaja - auch sie ernährt sich von Irenes Gagen - von jeglichem Kontakt zu anderen Menschen abgeschirmt wird. Sie singt technisch, ohne ihr Herz zu beteiligen, dank eines phänomenalen Stimmbandsystems. Sonst kann sie nichts tun, als am Fenster stehen und das Leben auf der Straße betrachten. ”Über Erwerb und Kunst hinaus war sie weder Persönlichkeit noch überhaupt

Menschenexistenz.“ Ihre Einladung zum Ausbruch erscheint in Gestalt eines Fans. Sie setzt sich durch und empfängt den Verehrer, den Studenten Henri, in der Einsamkeit ihrer vier Wände. ”Das System war durchbrochen, eine Gitterstange geknickt.“ Sie will ihren Bewunderer abermals empfangen, scheitert mit diesem Plan jedoch ähnlich wie Fanny Bitterlich. Denn für eine echte Beziehung müsste sie ihr Herz einsetzen, doch das ist dafür einfach zu fragil. Nach einem Schwächeanfall wird nüchterne ärztliche Belehrung fällig: ”Entlassen Sie Ihren Henri, wenn Ihnen Leben und Kunst lieb sind. Ich muss wiederholen, Sie haben zu wählen: Leben und Ruhm oder Glück und Tod.“ Am Ende organisiert Tante Aglaja die Weiterreise nach Oberhof und damit den Tourneetrott. Das Herz wird nach diesem intensiven Erlebnis fortan geschont. Irene lebt weiter in seelenkalter Einsamkeit.

Auf etwas andere Weise scheitert eine weitere Künstlernatur, zur Abwechslung mal ein Mann, Heinrich, der sich von Kindesbeinen an unglücklich in der Musik auslebt. Seine Kompositionen offenbaren einen unheilvollen Hang zum ”modernen“, wobei seinem Geigenspiel ”der Funke, das Namenlose, was es zur Kunst macht; die Seele“ fehlt. Heinrich ist weltfremd, ein Träumer, der sich darauf verlegt, der begabten und heimlich geliebten Freundin Klara eine Gesangsausbildung zu finanzieren. Alles für die Kunst! Keine Zeit für die Liebe! Die beiden entfremden sich von einander, ausgerechnet über die Musik, die sie doch verbinden sollte. Heinrich komponiert ein Requiem, schickt es an einen Verlag und das Stück wird ein großer Erfolg. Allerdings erfährt er durch eine unglückliche Verkettung von Zufällen lange Zeit nichts davon, bis er ein Plakat entdeckt. Klara singt das Requiem eines Unbekannten. ”Er wußte ohne Überlegung: es war sein Requiem, in dem die Geliebte sang. Er dachte nicht nach, wie das alles möglich sei. Es war eben das Wunder, das Leben, die Liebe.“ Tragischerweise erschießt sich Heinrich, bevor er Klaras Einladung zur Aufführung des Requiems findet. ”Denn er war Mensch gewesen, ganz und gar, und Künstler durch und durch. Über beidem hatte er die Welt verloren, aber dafür die Seligkeit gewonnen.“ Heinrich erlebt die Kunst in lebensferner Künstlichkeit. Liebe und Glück sind lebenslang zum Greifen nah und bleiben ihm doch unerreichbar.

Münzers fiktive Prosa dominieren Figuren des Entweder/Oder, nicht des Kompromisses, des Mittelwegs. Dort hingegen, wo der Autor unmittelbar mit seinen Lesern und der Natur allein ist, in seinen Reise- und Wanderstücken,

da kann er fern von eindeutigen Richtungen träumen, ohne beim Aufwachen an einer Welt aus Entscheidungen zu scheitern. Dabei denkt er das Wandern, das in der Natur sein, durchaus der Kunst verwandt: "Aber ist er nicht selber Dichter und Maler, der Wanderer? Sieht er die Welt nicht neu, empfindet er nicht Einziges und bleibt doch stumm?" Münzer darf sich bescheiden, weit weg sein, von materiellen Werten. "Arm, nur im Besitz eines tapferen Herzens, wandert es sich am besten." Kein Wetter ist schlecht, kein Ort und keine Anstrengung. "Sehnsucht auf allen Wegen", schreibt er. Kurt Münzer erlebt seine Pfade aufmerksam wie empfindsam.

Er geht über die Alpen, verbringt Tag und Nacht in Wien, hält bei aller Nähe Abstand, ist ein zwischen Traum und wacher Beobachtung schwankender Besucher auf der Durchreise, der das Vertraute in der Fremde (und in Berlin umgekehrt das Fremde im Vertrauten) sucht: "Halbleere Trams sausten an mir vorbei, leere Droschken fuhren langsam dem Stalle zu, wenig Menschen gingen auf und ab, in den Cafés die Tische warteten vergeblich auf müde gewordene Flaneure und Zeitungsleser - wo war das Leben der Stadt?" Überall glänzt es. Eine regennasse Straße. "Laternenstrahlen". Münzer nimmt alles auf, bis er sich im Himmel verirrt, um erneut auf die Erde zu fallen: "...die blasse Milchstraße führte in die Stadt zurück..." Die Seele wandert in Kreisen, muss sich nirgends einzwängen lassen. Münzer bleibt, wo es ihm gefällt, dann zieht er weiter. Was würden viele seiner Figuren um diese Freiheit geben, doch sie müssen ja immer wieder in jene Moderne zurück, die Münzer unterwegs auch gerne mal links liegen lässt, so auch bei seiner Betrachtung des Schweizer Wallfahrtsorts 'Maria Einsiedeln': "Der Pilger von heute, der wallfahrt, um eine Stimmung zu finden, um Kunstwerke zu genießen, um romantischen Einfällen nachzugehen, wird, wenn er Schwärmer ist, die Bahn verschmähen." Einsiedeln liegt südlich des Zürichsees und ist auch heute noch ein großer Anziehungspunkt für Wallfahrer. Münzer nimmt hier mit allen Sinnen und aus allen Richtungen auf. "Schluchzen geht durch die abendliche Kirche und Jauchzen, Tränen fließen über den steinernen Boden. Die Pracht der Räume verliert sich in Dunkelheit, und ewige Lichter schwanken vor den Altären. Oben auf der Empore, der Madonna gegenüber, knien zwei Brüder, immer wieder abgelöst, zur ewigen Anbetung der Unbefleckten." Münzer fühlt sich mit ganzer Seele ein, in die Details eines für Katholiken heiligen Ortes. Dort verbindet sich seine Faszination für barocke Kunst mit der sakralen Stimmung zu einem Erlebnis ewiger Zyklen: "Die Pilgerzüge folgen sich

ohne Ende. Alte Weiblein und Greise, junge Menschen, die nur ihre Religion über ihre dumpfe Kreaturexistenz erhebt, wandern in langen Zügen heran.“

In seinen ganz großen Arbeiten verbindet Kurt Münzer die Weite seiner Wanderungen mit dem Plot einer Geschichte. Da geht dann ein Mensch durch die erwachende oder vielleicht immer noch schlafende Landschaft. Das sind Momente, in denen sich auch die Figuren nicht sicher sein können, ob sie Wandeln und Handeln oder ob sie wehlos in kühlem wie reglosem Traume liegen. Die Erzählung 'Der Kaftan' habe ich diesbezüglich schon an anderer Stelle erwähnt. Darin kommt der Erzähler, ein Kraftfahrer im Krieg, durch eine Natur, die in ihrer Magie dem Wallfahrtsort Einsiedeln ähnelt. Der Himmel ist trübes Silber, die verschneite Landschaft "Glanz und Licht". Bei Sonnenuntergang gibt die Natur Farbspiele von barocker Üppigkeit: "Unsagbar mildes Rosa strömte vom Himmel heraus, die grauen Wolken wurden violett. Alle Töne des Lieders vollführten da eine symbolische Symphonie." Der Erzähler landet in einem zerstörten Dorf, voll mit den Symbolen verschiedener Religionen und in einer zerstörten Synagoge findet er einen anderen Menschen, einen betenden Rabbi. Der Erzähler weiß nicht, ob er träumt, er weiß nur, er kann den Rabbi nicht allein zurücklassen, so nimmt er ihn in seinem LKW mit - und kommt doch allein bei den Seinen an. Lediglich der Kaftan des Rabbis bleibt ihm. Er riecht nach Verwesung, nach Vergänglichkeit, also wirft er ihn fort und vernichtet zugleich den Beweis für sein Erlebnis. Da ist es wieder, das Erlebnis, das wahre, echte Erlebnis, dem der Mensch mit seiner ganzen Seele nachstellt: "Nun ist der letzte Beweis für mein Erlebnis dahin. Erlebnis! Denn es war kein Traum. Aus welchem Traum nimmt man materielle Dinge ins Leben hinüber?" Nicht nur in der phantastischen Erzählung 'Der Kaftan' stellt er sich die Frage nach dem Gehalt von Erlebnissen. In 'Reise in Deutschland' ist Münzer zum Jahreswechsel mitten im Kriegswinter (wohl 1915/1916) und in Richtung Osten, nach Gleiwitz und Breslau, unterwegs. Wie ein Gespenst gleitet ein Lazarettzug vorbei. Münzer sieht blasse Gesichter und fragt sich, was seine Mitmenschen im anderen Zug erleben: "Fällt dort unersetzlich ein Glied in diesem Augenblick? Auf dem Wege zur Heimat opfert wer ein Stück seines Leibes? Stirbt da einer, indes ein anderer aus der Narkose ins Leben zurückkehrt?" Auch anderswo beobachtet er Leute, Zivilisten und Soldaten, manche sprechen Polnisch. Kleinigkeiten nimmt er an ihnen wahr und kommt dann auf sich selbst zurück: "In dieser selben Nacht hatte ich ein Erlebnis." Im nächsten Absatz ist sein eben noch echtes Erleben schon

wieder "wie ein großartiges Traumerlebnis". Münzer ist "ein verlorener Posten im Grenzenlosen." Er scheint fasziniert von dieser Position, weiß gar nicht recht wie er dorthin gekommen ist, obwohl er jedes Detail seiner Reise kennt.

In 'Eine Stunde Venedig' dehnt sich die Zeit aus und mit Venedig wird das Synonym für eine Traumstadt zu einer Kulisse für Begegnungen und Erlebnisse zwischen Sein und Schein. Der Erzähler war schon öfter in Venedig gewesen, doch jetzt, wo er die Stadt nur für eine Stunde, auf der Durchreise, betritt, scheint sie ihm neu und fremd. Er nimmt sie begierig in sich auf wie ein Kunstwerk: "Die Lagune war ein schwarzer Teppich, vom Wind aufgewühlt, bedeckt mit dem unruhigen Ornament silberner, goldener, roter, grüner Flammenzeichen." Er besteigt eine Gondel, dessen Bewegung die Seele Venedigs ist, wie er sagt. "Man fühlt sich tot, aus dem Leben getragen in einem bisher unbekanntem Rhythmus, der sich sofort allem mitteilt, dem Körper, den Gedanken, Empfindungen, den Gefühlen." Ein Erlebnis jenseits aller Welten. Die Gondel ist für ihn "die Wiege eines anderen Menschen". Der alte "gleitet hinweg in den Kanal". Wird er irgendwann endgültig in den Fluten der Zeit versinken oder kehrt er noch einmal zurück? Zunächst definiert sich nun der *Neue Mensch* über die Möglichkeiten seiner Wahrnehmung, denn es ist keine Schaumbegurt, die Münzer da beschreibt: "Aber in der Gondel liegt der neugeborene Mensch mit Schmerzen, die noch ohne Namen, Augen, die die neue Sehnsucht noch nicht geschaut, Lippen, die unberührt, und einer Stirn, die auf neue Morgenröten wartet." Münzer verpasst seinen Zug und nachdem er bereits mehr als eine Stunde verloren hat, gewinnt er so vier neue hinzu, die er allerdings am Bahnhof verbringen will. Auf einem Bogen Papier neben sich: Obst und Mandeln. Dürfen wir annehmen, er kostet davon? Die Mitternachtsstunde verstreicht in Stille. Kein Zug mehr und kein Dampfer. Er ist allein mit dem Wasser und den Bauten. Dabei denkt er an eine vergangene Frühlingsnacht zurück, in der er sich zwischen "seine Freunde", schlafende Gondolieri, begab, die in ihre Mäntel und in Decken gewickelt in den Arkaden des Dogenpalastes oder auf den Schwellen von San Marco schlummerten. Die Schiffer der Seele im Schlaf. Eine Stadt im Schlaf. Das Symbol der Traumstadt im Schlaf. Der Traum träumt. "Und die schwarzen, regungslosen Leiber erschreckten bisweilen durch eine plötzliche Bewegung, in der sie aufs neue erstarrten, ein weißes Gesicht wendete sich dem Laternenschein zu, öffnete die Augen und versank schon wieder im

Traum.“ Münzer liegt selbst mit in diesem ”Schläferhaufen“. Dann spricht ihn ein Deutscher in zaghaftem Italienisch an, hält ihn für einen Gondoliere und bittet ihn, ihn ”bis zum Morgen“ zu fahren. Doch der angesprochene will weiter schlafen. Um diese Zeit wird niemand rudern. ”Warten Sie doch - “ Allerdings sagt der Deutsche, dies sei seine letzte Nacht. Am nächsten Morgen wird man tatsächlich seine Leiche finden. Kommt der alte Mensch durch die Traumstadt um, damit der *Neue Mensch* ratlos, unter Schmerzen, mit allen Sinnen und ganzer Seele die Moderne erleben kann? Münzer ist wieder auf den Stufen des Bahnhofs. Er denkt zurück ”an diese Nacht mit ihrem traumhaften Erlebnis.“ Das Wasser steigt und der Morgen (eine neue Zeit) zieht herauf: ”Und als es mir schien, dass schon die Sterne verblichen, hörte ich von den Geleisen her den ersten Atem des aufsteigenden Dampfes, Räderrollen, schwache Signale und, über die Lagune wehmutsvoll verklingend, den Pfiff einer Lokomotive.“ Münzer steht auf und die Früchte rollen über die Stufen. Die Realität kehrt zurück, mit Reisenden, Rauch und Kaffeeduft. Als der Zug dann aufs Festland zuhält, Münzer also wieder festen Boden unter die Füße bekommt, da sind Türme, Kuppeln und Dächer, Inseln, Himmel und Meer ein einziger, unerträglicher und schwermütiger Glanz. Er lässt alles mit tränenden Augen hinter sich zurück, ist schon wieder unterwegs, muss weiter, vorwärts leben und erleben.

**Michael Helming**

ist freier Schriftsteller, Dramaturg und Mitglied der Lesebühne *Die Leserstrahlen*. Er schrieb Texte für Kunstobjekte im öffentlichen Raum, bearbeitete ein Hörspiel für die Stiftung Brückner-Kühner und war Gastdramaturg am Theater Konstanz. Zur Zeit unterstützt er theaterpädagogische Projekte und gehört zur Redaktion der philosophischen Zeitschrift *Der Lichtwolf*. In seinem Essayband *Leichen treppauf* (Catware.net-Verlag, ISBN 978-3941921-02-5) portraitiert er vergessene Autoren, neben Alexander Moritz Frey, Hanns Heinz Ewers und Hermann Rauschnig eben auch Kurt Münzer.

[www.michael-helming.de](http://www.michael-helming.de)

[www.lichtwolf.de](http://www.lichtwolf.de)

## Inhalt

Das Erlebnis der Fanny Bitterlich	3
Das Krawattenfräulein	9
Die schlafende Liebe	20
Wandern	59
Leidenschaft	66
Nacht in Wien	72
Prater-Melancholie	78
Der Bär	83
Aufzeichnungen eines Wachtelhündchens	94
Der Kaftan	108
Tod der Phrase!	115
Reise in Deutschland	119
Wenn Männer reisen	125
Das alleinstehende Fräulein	131
Berliner Vorfrühling	140
Die Wahl	144
Maria Einsiedeln	159
Das Requiem	166
Eine Stunde Venedig	206
Nachwort (Michael Helming)	216